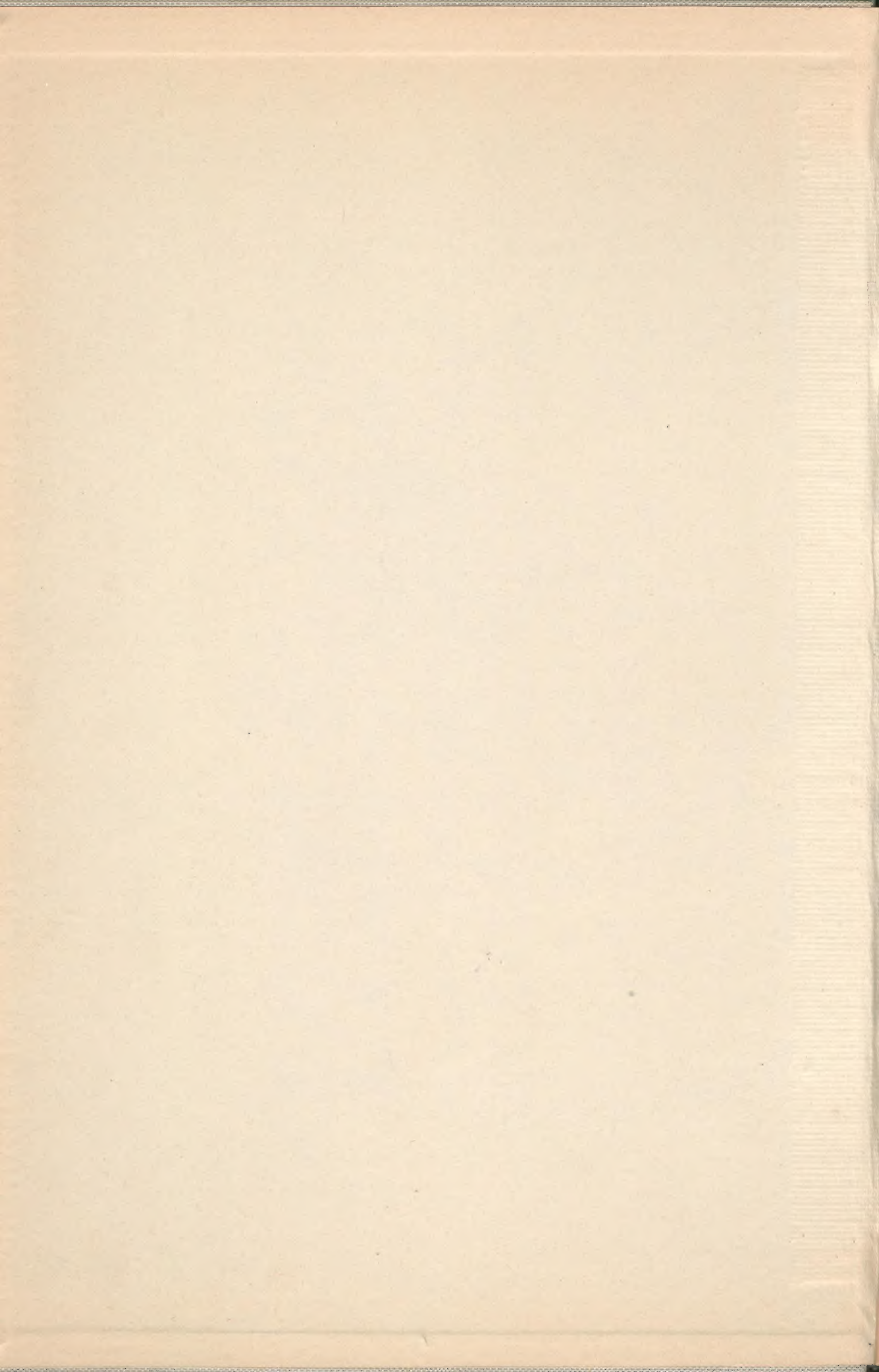
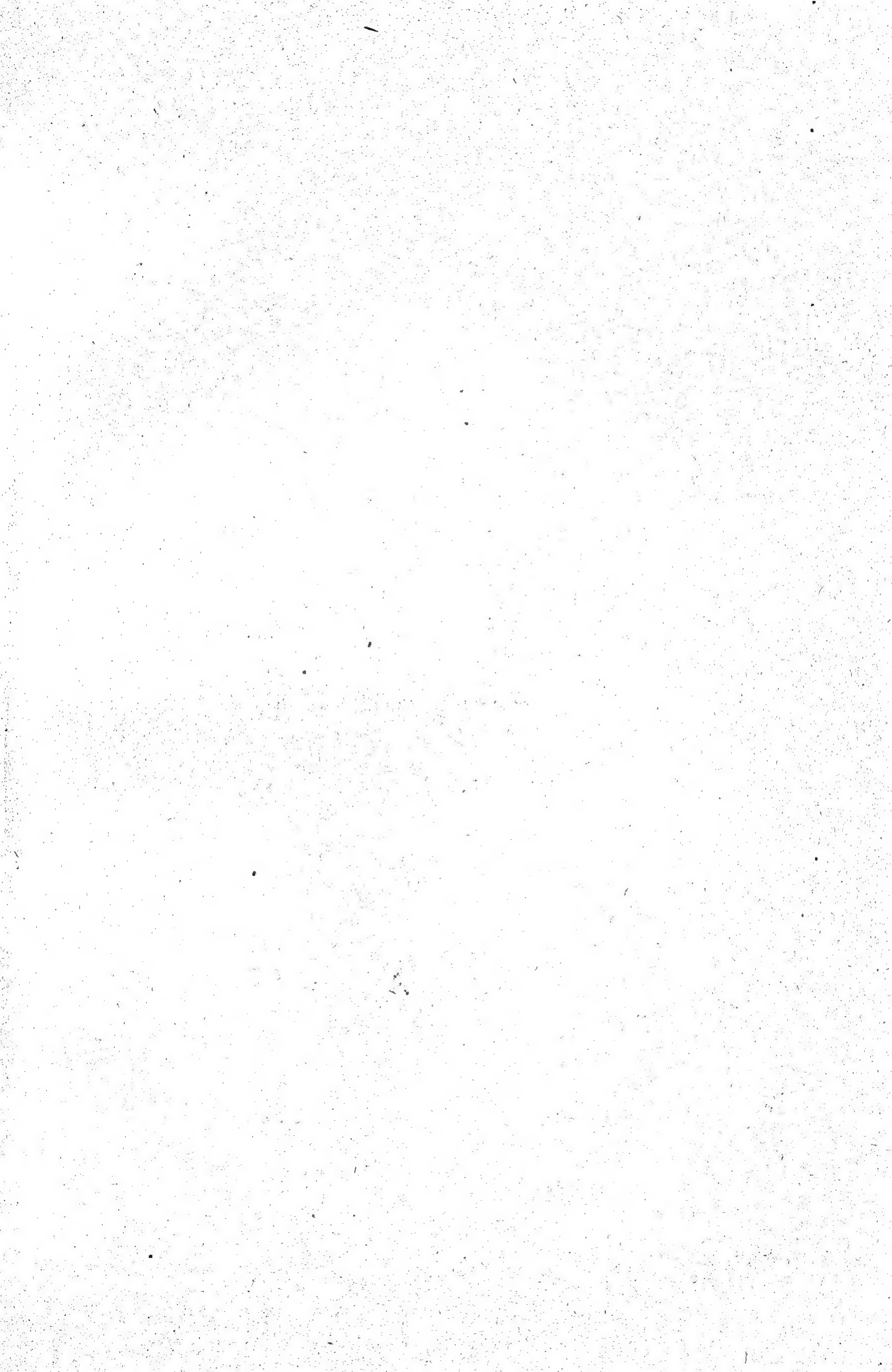
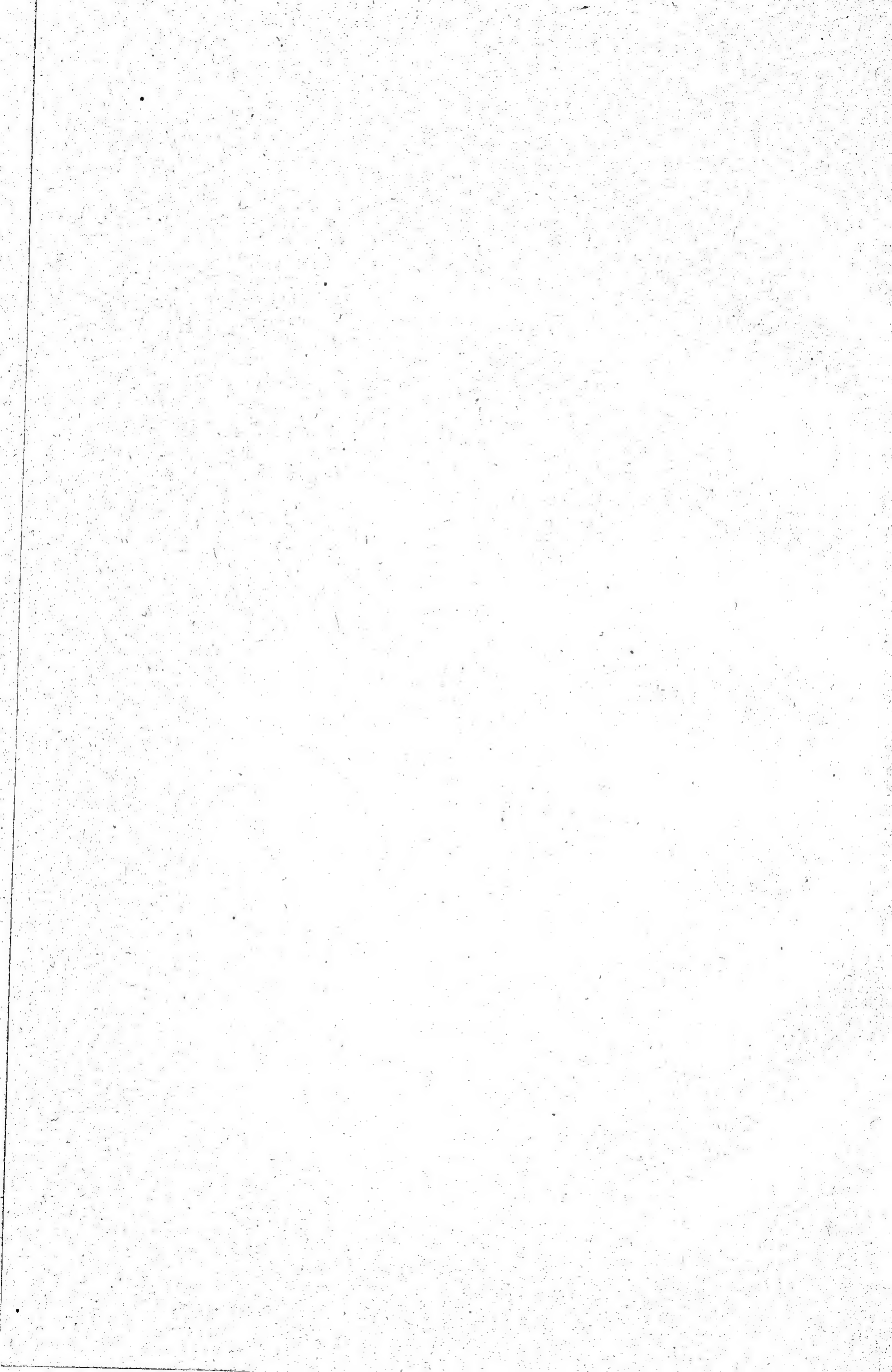
RICHARD SUCHENWIRTH

Das Buch von der deutschen Ostmark

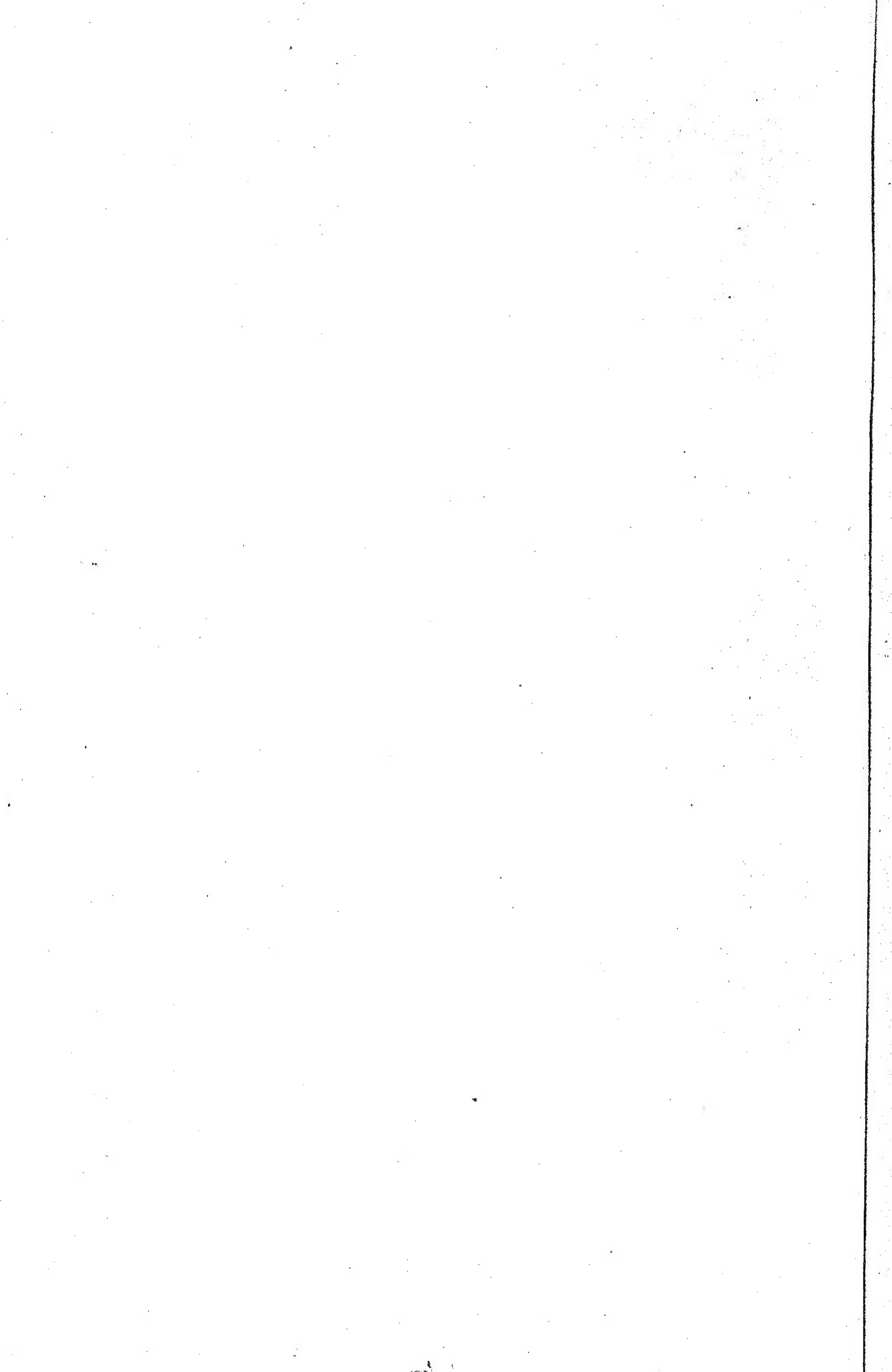
GEORG DOLLHEIMER VERLAG







Das Buch von der deutschen Ostmark



Das Buch
von der deutschen Ostmark

Von

Dr. Richard Suchenwirth

Mit 32 Kunstdrucktafeln

und einer farbigen Bildkarte



31. bis 50. Tausend

Verlag von Georg Dollheimer in Leipzig

1938

Printed in Germany
Einbandentwurf von Professor Walter Tiemann
Druck der Spamer A.-G. in Leipzig

Vorwort

Meine Heimat Österreich ist zum Reiche zurückgekehrt. Adolf Hitlers starke Hand erfüllte ein altes Sehnen und eröffnete einem Naturgesetz Bahn. Volk will zu Volk, Volk muß zu Volk.

Wir alle hatten in Österreich diesen Schicksalsweg in uns bereits vollzogen. Ich darf hier meinen eigenen Werdegang als Ausdruck dessen ansehen, was meine Landsleute alle erlebt haben.

In meiner Jugend träumte ich davon, daß Österreich wieder groß und mächtig werden solle, wie es einstens war. Dann aber sah ich die Not der Deutschen in der alten Monarchie, und ich dachte nur noch an das Schicksal des deutschen Volkes. Im Zusammenbruch war mir die Gründung Deutschösterreichs der einzige Trost. Ich erhoffte von da den Anschluß an Deutschland. Zurückgekehrt aus dem Felde, trat ich ein Dreivierteljahr später in die Nationalsozialistische Partei Österreichs ein und kämpfte von nun an für das Selbstbestimmungsrecht meiner Heimat, für ein innen und außen geeinigtes Volk. Am Ende dieses Kampfes stand, was heute Wirklichkeit geworden ist, der Anschluß, das Großdeutsche Reich.

Mit blankem Ehrenschild kehrte die Ostmark heim in das Reich. Der Deutsche des Altreichs aber soll das herrliche Land kennenlernen, seine Berge und Täler, seine Städte und Dörfer, die ewigen Bauten und Kulturschätze großartiger Zeit. Er wird beglückt die Bereicherung empfinden, die der 13. März 1938 für das gesamte deutsche Volk bedeutet. In gegenseitigem Kennenlernen sollen sich die deutschen Landschaften erst recht offenbaren. Wir fühlen dabei die Größe unseres Volkes, die Herrlichkeit der Gesamtheimat.

Dieses Buch soll von der Ostmark sprechen, sagen, wie sie aussieht und was sie vollbrachte. Es soll ein Zeichen der Liebe zur Heimat sein, der ich alles verdanke, aber auch das Bekenntnis zu Großdeutschland, das uns alle schützt und ernährt.

Richard Suchenwirth

Inhalt

Bergweiten von Österreich

Österreich, das Land der Ostalpen – Urgebirge und Kalk – Richtiges Bergsteigen – Blumen, Insekten und Tiere der Berge – Die Nördlichen und die Südlichen Kalkalpen – Hochgebirgsmassive im österreichischen Urgebirge – Absinken und endliches Ausklingen der gewaltigen Bergwelt

Österreich ist in seiner ganzen Ausdehnung vom Schwäbischen Meer bis zum Neusiedler See das Land der Ostalpen, ausgenommen das Gebiet nördlich der Donau, wo die dunklen Wälder des Granitplateaus aufsteigen, das im Nordwesten mit dem Böhmer Wald verwächst, nach Osten aber scharf gegen die Bodenwellen zu abbricht, die das weite Blachfeld der March begrenzen.

Von den Ostalpen liegen allerdings die beiden höchsten Gruppen, die der Bernina und des Ortler, nicht auf österreichischem Boden, und über den Hochkamm der mächtigen Ötztaler-, der Stubaier- und der wilden Zillertaler Alpen läuft heute die Grenze gegen Italien, die selbst tief in die Venedigergruppe vorstößt. Von dieser scharfen Ecke an aber weitet sich der Alpenraum der Ostmark mit den Hohen Tauern, den Niederen Tauern, den Norischen und den Fischbacher Alpen und greift mit der langen Grenzmauer der Karnischen Alpen und der zerklüfteten Wildnis der Karawanken machtvoll in den Bereich der Südlichen Kalkalpen hinüber. Eine gewaltige Bergwelt, die zur Donau ihre Ausläufer sendet, die sich aber vorweg mit sanfteren fächerförmigen Bergarmen, voll von Wald und Matten, nach Osten hin, nach der ungarischen Tiefebene zu abdacht. In diesem weiten Rund, das eine Längserstreckung von fast 550 km Luftlinie aufweist, erhebt sich mit hartem Gipfelgestein der Großglockner über die Gletscher und Firnkronen der Hohen Tauern bis zu einer Höhe von 3798 m, der höchste Gipfel Österreichs, dem allerdings die Wildspitze in den reich vergletscherten Ötztaler Alpen auf einen Abstand von nur 15 m nahekommt. Von der Silvrettagruppe bis zum Hafnereck am Ostrande der Hohen Tauern finden wir in den österreichischen Ostalpen die Eisströme der Gletscher, die nach dem Namen des vorjährigen Schnees (Firn) in Tirol Ferner, nach der zweiten Silbe des lateinischen Wortes glacies (Eis) im Salzburgischen Kees genannt werden. Aber auch die Nördlichen Kalkalpen tragen Firnkronen mit kleinen Gletschern, allerdings nur wenige Hochgipfel, die an 3000 m Höhe streifen, die Parseierspitze und die Zugspitze im Tirolischen,

der Hochkönig in Salzburg, der Dachstein an der steirischen und oberösterreichischen Grenze. Die Gletscher der Ostalpen sind überall als Folge der geringen Niederschlagsmengen in den letzten Jahrzehnten im Rückgang begriffen, und wo sich einst das spaltenreiche Eis dehnte, klaffen nun mancherorts Felsschründe oder liegt eine Geröllhalde in düsterer Öde. Das schmucke Rosenjoch unweit von Innsbruck hat so sein Firnbecken verloren.

Die Bergwelt Österreichs ist verhältnismäßig einfach gegliedert. Ihre Mitte bildet das graue, schwere, ernste Urgebirge mit den langen einsamen Quelltälern, die ihr Wasser aus den großen Eisbecken der Hauptstöcke herleiten. Riesenhafte Trümmerhalden, das bleiche Silber der Gletscher, überrieselte Felswände, aufbrausende Bäche, schwindlige Klammen, zermalmende Wasserfälle! Nördlich des Urgebirges bäumen sich die wilden, herzerhebenden Kalkketten und plateaureichen Kalkstöcke auf mit steilen Halden zerbröckelnden Steins, mit schmalen Graten und kühnen Zacken, Hörnern und Spitzen, mit schrägen smaragdenen Matten über fürchterlichen Klüften und Abgründen, kargem, kämpferischem Wald und früh versiegenden Quellen. Ähnlich ist die Gebirgswelt im Süden der Urgebirge, dieser Massen von Gneis, Granit und kristallinem Schiefer, gestaltet. Sie liegt aber in leuchtenderem Glanze als die nördliche Felswildnis, denn jenseits der nach dem Süden leitenden Bergpässe, des Brenners, des Katschbergs und noch des Semmerings am Ostrande ist das Klima milder, sind die Sonnentage häufiger.

Nicht der Besucher der bequemen Aussichtsberge, die heute, wie der Patscherkofel und das Hafelekar bei Innsbruck oder die Schmittenhöhe über Zell am See, gar mit der Seilbahn in wenigen Minuten bezwungen werden und schon in unserer Kinderzeit wie in den Lebenstagen unserer Eltern auf dem Rücken des Maultiers ohne eigene bergsteigerische Leistung erreicht werden konnten, wird die echteste Schönheit der Berge Österreichs erleben. Gewiß auch nicht, der nur eine sportliche Leistung sucht, die Bewältigung einer besonders schwierigen bergsteigerischen Aufgabe, und blind bleibt für die Schönheit am Wege, für das Lebensgesetz der Berge. Ich meine, daß ein richtiger Bergwanderer nur ist, wer ruhig und betrachtsam — weit weg muß die ekle Hast der Großstadt bleiben — seinen Weg nimmt, verweilt, wo es zu halten lockt, und den Pfad auch zeitweise verläßt, um die unberührte Wildnis besser zu sehen. Ganz nahe oft zeigt sich auch neben vielbegangenen Wegen eine Schönheit der Berge, die tiefstes Erlebnis zu bringen vermag.

Erlebnis, nicht Rekord und nicht das dumme Dagewesensein, das im erbeuteten Stocknagel sein primitives Ziel erblickt! Nein, man muß früh aufstehend die Wanderung beginnen, wenn die Welt noch in der Dämmerung liegt. Man muß den Sonnenball aufgehen sehen von erster erreichter Höhe, dann gleichmäßig ausschreiten in der belebteren Welt der frühen Sonnenwärme, daß uns ihre heißeren Strahlen schon über der ersten Erdenschwere erreichen, wenn etwa der Wald durchschritten ist und die weite, lockende Zone der moosig-grünen Matten begonnen hat. Endlose Jugendtage erscheinen vor mir, Tage ganz erfüllt von Weite, von Licht und Leuchten, wo der Weg durch Zirbelwälder führte, in deren Wipfeln es von fröhlichen Kreuzschnäbeln wimmelte; wo die Almböden sich ins Unbegrenzte zu dehnen schienen und an sumpfigen Stellen die Natur sich nicht genug tun konnte an wuchernden Kräutern, hohem tiefblauen oder gelben Eisenhut, den Sonnenkronen der gewürzigen Arnica montana, die von den Älplern so sinnig Bergwohlverleih genannt wird, weil sie als besonders heilkräftig z. B. für Wunden bekannt ist. Wie gerne nahm man, wo es so viel zu schauen gab, einen schlechten, mühsamen Pfad, der oft ganz in die Irre zu führen schien, in Kauf. Bis die Alm erreicht war, irgendeine große, ganz entlegene Alm, über der als letztes Ziel zerschrundete, unheimlich ruhige Berggipfel sichtbar wurden, wo das Edelweiß wucherte oder gar die seltsame Raute, die über Abgründen wuchs. Wie wurde man schließlich müde vom Schauen, vom Blick in die lockende Nähe und in die schweigende, majestätische Weite mit ihren Wirrnissen von Gipfeln und Berghöhen, endlosen Wäldern und tiefen, kühlen, einsamen Tälern! Ein süßes Ermatten kommt mit der Neige des Tages, man sieht sorglos auf die weidenden Rinder, bis das Bewußtsein selig im schwingenden Schalle der Herdenglocken zu ertrinken scheint. Hat man so voll innerer Aufnahmebereitschaft den Tag verbracht bis in den völlig lautlosen, verklärten Abend hinein, dann ist unser Herz ganz erfüllt von den Bergen, sie haben Besitz von uns genommen, und daher besitzen nun wir sie für alle Zeit.

Wandern und wissen! Wer eine Bergtour eilig abwickelt, den Weg nimmt, ohne anderes zu beachten, höchstens gelegentlich bewundernd die Blumenpracht oder die Aussicht betrachtet, ohne von beiden etwas zu wissen, von den Blumen meine ich und den betreffenden Bergen, empfängt nur einen unbestimmten Eindruck, der nicht von Dauer sein wird. Du mußt die

Berge vorher studiert haben, zumindest auf der Karte einmal nachgesehen, dann suchst du sie in der Aussicht und freust dich über jeden einzelnen, den du da wiederentdeckst. Das Schauen wird schärfer, wenn es suchend späht, statt daß es im Blitzblauen verschwimmt. Und es ist ebenso mit dem Wald, den du durchschreitest, mit den Blumen auf den Matten, mit der Vogelwelt, mit den Schmetterlingen und mit den Käfern. Wer nichts weiß, wird auch nichts gesehen haben. Dem Kundigen fällt auf, er macht sich Gedanken, er sieht nach. Ist es dasselbe, einen gesunden Fichtenwald oder gar Tannenbestand mit seinen weißgrauen Edelstämmen zu durchschreiten oder einen von der Bartflechte befallenen Bergwald, wo die einst kraftvollen Äste durch den wuchernden Schmarotzer ihre Kraft verloren haben, ohne Nadel dastehen, zundertrocken und mürbe, daß ein Stockhieb sie ganz leicht zu Fall bringt? Wo über dem Ganzen ein Todesschweigen liegt, als seist du ganz allein hier, kein andres Lebewesen sonst, du und der gestorbene Wald! Gibt dem Naturfreund nicht auch der Wetterwald, wo sich die geschlossenen Baummassen auflösen und die einzelnen Bäume sehen müssen, wie sie vor den Unbilden der Hochgebirgswetter durchkommen, nicht besondere Freude? Wie sind da die Baumriesen verankert mit weitausgreifenden Wurzeltauen und mächtigem Geäst, jeder für sich Persönlichkeit bis zu den letzten zerzausten Posten, die, oft zu Harfengestalt verkrümmt, oft der Wipfel beraubt, noch immer dem Sturm stehen und ihr Stückchen Erdreich, das ihre Wurzeln umklammern, behaupten gegen die spülenden Regenfluten und gegen den wuchtenden Schnee. Und gar die herrliche Vielfalt der Alpenblumen! Sie sind leuchtender, kräftiger als die Blumen der Ebene, sie schließen sich stärker zu Lebensgemeinschaften zusammen, weil sich der einzelne für sich allein schwer behaupten könnte. Wenn die ersten zarten Blüten der Alpenrosen aufbrechen und sie in dem schönsten Rot, das die Welt kennt, aufleuchten! Wenn die Aurikel ihr strahlendes Goldgelb entfaltet mit seinem süßen, betäubenden Duft! Wenn die Kohlröschen im Grase sichtbar werden in ihrem schwärzlichen Purpur des Blütenköpfchens, das einen so anheimelnden Geruch verbreitet! Der Enzian ist dann meist schon verblüht, der kleinblütige ebenso wie das tiefdunkle Himmelsauge, der kurzstengelige, großblütige, der uns aus dem niederen Gras der Hänge als vielleicht schönster Bote des Frühlings begrüßt; im Hochsommer gibt es die großen Enzianarten, die beiden gelben, von denen der eine die heilkräftigen Wurzeln trägt,

aus denen der bitterkräftige „Enzeler" gebrannt wird. Da schießt auch saftig ein Enzian auf, der purpurrote Blüten trägt und den Beinamen pannonica führt, weil er mehr im Osten der österreichischen Berge auftritt. Die Wälder aber sind dann im Kalkbereich wie im Urgebirge mit dem zierlichen Schwalbenwurzenzian geschmückt, dessen nochmals tiefblaue Blüten das Scheiden des Sommers verkündigen. Wieviele Spielarten aber gibt es neben den wenigen hier genannten! Die Steinbrechfamilie stellt eine ganze Reihe von Vertretern, wie schon der Gesamtname sagt, harte und zähe Pflanzen, die bei der Verwitterung in den Bergen ihre Rolle spielen. Korbblütler sind in Scharen vertreten und schönste Zierden der Bergmatten. Da gibt es auf den Hochwiesen die leicht violetten Bergastern, die Arnika und das Ochsenauge zu treffen, auf Felsrasen aber allerlei Formen der Schafgarbe, die in neckischem Spiel aus einiger Entfernung für die Königin der Berge, das Edelweiß, gehalten werden mag. Dieses selber kann mannigfaltige Unterschiede in Größe und Farbe aufweisen. Talergroß tragen es die Achentaler Bauernburschen im Sommer auf den Hüten, Sterne in samtenem Weiß mit wunderbaren Zacken. Mindestens zur gleichen Größe blühen die Edelweißstämmchen im hohen Urgebirge heran, im ganzen jedoch etwas grünlich getönt. Diese Blume tritt an den gefährlichsten Stellen auf, Stern für Stern unter Gefahr zu pflücken. Sie ist aber auf manchen Wiesen, etwa im Lechtal, im Tuxertal oder in Südtirol, mit der Sense zu mähen ohne Gefahr und sonderliche Mühe. Nicht jeder Berg, der sie mit Steilhängen, Geklüft und Schrofen zu verdienen scheint, beherbergt die etwas launische Pflanze, während es dann wieder geradezu Edelweißberge gibt, wo wir die kleine Blume bis hinauf zum Grat, oben, wo der Sturm braust, allerdings zu winzigster Größe verkümmert, antreffen können. Noch die Rax und der Schneeberg am Rand der Ostalpen besitzen das Edelweiß, das wohl bei uns Deutschen die romantischeste Blume geworden ist. Halten wir neben die wenigen eben genannten Namen die vielen Arten von Hahnenfüßen, die Primeln vom wohlduftenden Speik bis zur kleinsten der Familie, der primula minima, die an auftauenden Schneeflecken des Hochgebirges im Wetteifer mit den heimeligen Eisglöckchen wuchert, so bekommen wir eine leise Vorstellung vom Reichtum der Alpennatur.

Wer die Berge wissend betritt, wird hundertfältige Einzelbeobachtungen machen können, die seine Erfahrung mehren. Er wird auch die Falter unter-

scheiden, die ihre Steilhänge beleben. Mit Erstaunen wird er merken, daß der edelste unter den Schmetterlingen in der Bergwelt, der sonnentrunkene Apollofalter, kaum irgendwo die gleichen Flügelaugen, die gleiche Zeichnung aufweist. Auf Höhen von weit über 2000 m wird er den stolzen Falter erblicken, der die weiten durchwärmten Hänge so liebt und an geschonteren Stellen noch in Scharen angetroffen wird. Von Schmetterlingen gehen nur der Blutfleck, der Taubenschwanz und der kleine Fuchs in solche Höhen empor. Haben es die Insekten, Schmetterlinge wie Käfer, in den Bergweiten gut, weil es hier still ist und Raupe und Larve reichlich Futter finden, so gedeihen in den Trümmerhalden der Urgebirgsberge im Bereiche der einsamen Hochgipfel das Schneehuhn und der Schneehase, beide in ihrer Färbung den Flecken des ewigen Schnee angepaßt, der hier in den Runsen und Klüften liegenbleibt. An deren Rändern wächst ihr saftiges Futter, denn die Humusschicht, die sich an begünstigten Stellen durch die Verwitterung bildet, ist mitunter erstaunlich. An Beeren gibt es noch lang über 2000 m Höhe keinen Mangel. Je nach dem Stande der Jahreszeit sind Heidelbeeren und Rauschbeeren, zum Schlusse die Preißelbeeren reif, die in Tirol Granten genannt werden. Die Berghänge sind mitunter ganz voll von diesen schmackhaften Früchten. Aber den friedlicheren Höhenbewohnern, denen sich in stillen Mulden das possierliche Murmeltier beigesellt, sind in den scharfspähenden Raubvögeln auch scharfe Feinde gesetzt. In den österreichischen Bergen horstet der Adler, Jochgeier überwachen die Hänge, der mächtige Kolkrabe ist noch zu treffen, und die kleinen Bussarde sind eine Geißel der entlegenen Bergbauernhöfe.

Wer vorsichtig auftritt, unnötigen Lärm vermeidet und zeitig am Morgen die Höhen durchwandert, wird auch einzelne oder, wie es im Karwendel öfters glückt, rudelweise Gemsen wahrnehmen können. Selten wird ihm das Rotbraun des Hirsches zu Gesicht kommen. Der liegt gerne im Latschengestrüpp, und dort kommt so leicht niemand hin. Davon kann sich jeder überzeugen, der in den Bergen den Weg abkürzen möchte und meint, durch das so schmal scheinende Band der Legföhren rasch durchkommen zu können. Er wird sein Beginnen schnell genug einstellen oder furchtbar ermatten. Denn die Latschen schmiegen sich mit sehr starkem Astwerk an den Boden und sind untereinander fast undurchdringlich verwachsen.

Die österreichischen Alpen beginnen am Bodensee und enden mit dem Kahlengebirge über Wien. Von den Nördlichen Kalkalpen sind bei den

Deutschen des Altreiches weniger die wilden Felshäupter der Allgäuer und der Lechtaler Alpen, auch nicht so sehr die klotzigen Mieminger Kalkriesen als vielmehr das Karwendelgebirge und das Kaisergebirge bekannt. Ersteres erzwingt sich bei jedem Besucher Tirols als die lange Felsmauer Beachtung, die von Zirl bis nach Jenbach das Inntal im Norden begrenzt. Als Nordkette bei Innsbruck, als Bettelwurfkette über der Salzstadt Hall, als letzter Ausläufer der Vomperkette gegenüber dem uralten Bergbaustädtchen Schwaz wird es jedem sichtbar als ein wildes, mit gewaltigen Felshängen und schwindligen Wänden zu steilen Graten aufsteigendes Gebirge. Seine ganze Wildnis aber, Felswüsten von erhabener Schönheit, baut es um die Täler auf, die seitab der Hauptwasserstraße entspringen, um das einsame Karwendeltal, um das Hinterautal und den langgestreckten Riß in der Hochgebirgswelt, der den Namen Vompertal führt; auch noch um das Kleinod Tirols, den grünblauen Achensee. Das Karwendelgebirge weist vier mächtige Bergketten und vier dazu querstehende sog. Äste auf. Es ragt mit der Birkkarspitze bis zu 2756 m Höhe auf, aber auch die Ödkarspitze, der Große Bettelwurf und der Große Lafatscher überragen noch die 2700-m-Grenze.

Zwischen das Karwendelgebirge und den Wilden Kaiser, der jäh am östlichen Innufer über Vorbergen sichtbar wird, schiebt sich mit leuchtendsten Matten und seltsamen Bergformen das schmale, aber überaus schöne und aussichtsreiche Sonnwendgebirge oder Rofan ein. Der Wilde Kaiser ist die Kletterschule der Münchener. Hier gibt es auf engem Raum bizarrste Grate, senkrechte Wände, wilde Kamine. Ein unheimlich schönes Gebirge!

Die nun folgenden Berge der Nördlichen Kalkalpen weisen einen veränderten Charakter auf. Es sind nicht mehr gipfelreiche zerrissene Ketten, sondern Bergstöcke mit ausgedehnten Felsplateaus, über denen erst die Gipfel, im Salzburgischen Hörner genannt, aufsteigen. Diese Hochflächen, wahre Steinwüsten, sind nur wenig von Vegetation bedeckt. Bis zu den letzten Posten der Kalkalpen im Osten, bis zum Schneeberg, der Rax und der viel niedrigeren Hohen Wand, hält sich dieser Charakter. Loferer, Leoganger Steinberge, Steinernes Meer, Dachstein, Höllengebirge, Totes Gebirge, die Namen allein schon geben ein Bild von der Beschaffenheit der Gegend. In diesen Steinwüsten erhebt sich der Hochkönig mit einem Eisrücken, der in seiner Eigenart durch die Benennung Übergossene Alm richtig gekennzeichnet ist, zu einer Höhe von 2938 m, während der Dachstein

über der jungen Enns noch hart an den Dreitausender heranreicht. Drei kleine Gletscher, das Karlseisfeld, den Hallstätter- und den Gosaugletscher, trägt dieser königliche Berg, in dessen wildesten Innenbereich der Gosausee vorstößt. Wo sich die Enns mit gewaltiger Stoßkraft durch die Kalkalpen den Weg in das Vorland aufbricht, zeigt sich das Gebirge noch einmal in seiner majestätischen Schönheit. Kleiner und Großer Buchstein, Tiflimauer und Tamischbachturm, Hochtor, Ödstein, Planspitze, Reichenstein und Lugauer heißen die verwegenen Kletterberge. Viele Opfer haben sie schon gefordert, die auf den Friedhöfen von Johnsbach und von Admont ihre Ruhe fanden. Auch der Hochschwab (2278 m) weiß mit jähen Wetterstößen und gefährlichem Nebel seine Wildheit zu bewahren. Die Hohe Veitsch und die Schneealpe, östlich von dieser beiderseits des sog. Höllentales die kahlen Rücken des Schneebergs (2075 m) und der Rax (2009 m), auf deren Plateau in raschem Anstieg eine Seilbahn führt, und nach Norden vorgeschoben die langgestreckte Hohe Wand und endlich der blumenreiche Anninger, der schon dem Wiener Wald zugerechnet wird, sind die letzten Pfeiler der Nördlichen Kalkalpen. Der Wiener Wald ragt im Schöpfl (890 m) noch einmal steiler auf. Er hat schön geschwungene Sandsteinkuppen mit reichem Wald.

Der Rest der Österreich verbliebenen Südlichen Kalkalpen erschöpft sich im wesentlichen in den Karnischen Alpen und in den Karawanken. Die Karnischen Alpen sind eine richtige Grenzmauer. Steil aufgerichtet erheben sie sich über dem Gailtal, das seine Wasser in die Drau führt. Einsame Wälder, weltferne Almenböden, die beim Gartnerkofel tiefblau-violett von der nur hier und in Montenegro vorkommenden Wulfenia carinthiaca, einem Rachenblütler, getönt sind! Der scharfe Grenzkamm der Karnischen Alpen wird nur von dem Plöckenpaß (1209 m) eingeschartet, über den eine teilweise noch aus der Römerzeit stammende Straße führt. Die mächtige Gebirgsmauer war im Weltkriege ein wertvoller Stützpunkt für die österreichische Verteidigung, die ja anfangs nur über lächerlich schwache Kräfte verfügte. Manche Bergstellungen, wie die auf dem Großen und dem Kleinen Pal, sind immer wieder heiß umstritten worden, wovon die Soldatenfriedhöfe ergreifend Zeugnis geben. Erreichen die Karnischen Alpen noch in der Hohen Warte eine Höhe von 2780 m, so sind die Karawanken, die an der Gailitz, einem Nebenfluß der Gail, beginnen, in ihrem Hochgipfel, dem Hochstuhl, nur noch 2236 m hoch. Die Bergmauer ist hier nicht so geschlossen wie bei

den Karnischen Alpen, das Gebirge wird vielmehr durch den Loiblpaß und den Seebergsattel bequemer überschritten als die Karnischen Alpen. Wie eine wilde Wüstenei aus Wald und Stein begleiten die Karawanken den stillen Lauf der Drau, ein treuer Grenzhüter, besonders bewährt, als die Friedenskonferenz 1919 ihre Kommission zum Studium entsandte.

Im Urgebirge entfalten die österreichischen Berge ihren besonderen Reichtum. Aus seinen Gewässern werden die großen Alpenflüsse gespeist, der Inn, der von hier die schäumende Pitz, die wilde Ötz, die silberne Sill, den tiefblauen Ziller und den grünen Leukenbach empfängt. Die Salzach nimmt ihren Ursprung in den Tauern und fängt alle die Achen ein, die aus dem mächtigen Gebirgsmassiv herstürmen. Gleichfalls aus den Tauern kommt die Enns und empfängt von ihnen ihre bedeutenderen Zuflüsse. Nur durch Urgebirge nimmt die Mur ihren Lauf, und auch ihr bedeutendster Zufluß, die Mürz, wird vielfältig aus ihm gespeist. Südlich des Hochkammes entspringen die Etsch mit dem Eisack, die Drau mit ihren Zuflüssen in den Tauern und den Norischen Alpen. Die Kalkalpen sind auf österreichischem Boden viel schmäler und lassen nur nach dem Osten hin, gegen das österreichische Alpenvorland zu, stärkeren Flüssen Nahrung.

Im ersten der großen Gebirgsmassive, in der Silvretta, liegt die höchste Erhebung, der Piz Linard, auf Schweizer Boden. Aber auch das Fluchthorn, an der Grenze von Tirol und Graubünden, erreicht eine Höhe von über 3400 m. Die Ferwallgruppe zwischen Paznauntal und Stanzer Tal gipfelt niedriger. Ihr gehört der vergletscherte Patteriol, ein besonders schön geformtes Berghaupt, an. Gewaltige Entfaltung der Gletscher und stolze Hochgipfel weisen die Ötztaler Alpen auf, die den weiten Raum zwischen dem Reschenscheideckpaß und dem Timmeljoch, den Flüssen Inn und Etsch, Passeier und Ötz füllen. Über ihren Hauptkamm geht heute die italienische Grenze. Der Similaun (3607 m) ist zum Grenzberg geworden, während die Weißkugel, der zweithöchste Berg der Ötztaler, etwas, die Wildspitze, ihr höchster Berg (3748 m), weiter von ihr entfernt sind. Zahlreiche Gipfel ragen in dem gewaltigen Massiv über 3000 m hoch auf. Trotz des großen Fremdenverkehrs sind die Ötztaler Alpen noch reich an einsamen Winkeln und Tälern, an endlosen Almwiesen und wie unberührt liegenden Steilhängen, an zerschrundeten Gipfeln, an Schneefeldern und Firnbecken, an Gletschern mit öden Moränen und tiefen Eisspalten. Vom Ötztal östlich

erheben sich die Stubaier Alpen mit dem aus der Ferne so lieblich aussehenden, aber recht unbequem zu ersteigenden Zuckerhütl und dem Schrankogel, beide noch 3500 m hoch. Langsam an Höhe absinkend, wendet sich die Gruppe dem Brenner zu, der 1370 m hohen Verbindung zwischen Nord- und Südtirol, die seit ältester Zeit viel begangen wird. Vom Brenner ostwärts bauen sich die absturzreichen Zillertaler Alpen zu beiden Seiten des Zamser- und des Zemmtales aus. Der Olperer mit 3480 m Höhe, der Hochfeiler mit 3514 m sind die höchsten Erhebungen der stark vergletscherten und langen Gruppe, die bis zum Gerlospaß im Norden und bis zur Birnlücke im Osten sich ausdehnt. In den Zillertaler Alpen werden viele Granaten, und zwar Almandine, gefunden. Das großartige Gebirge entfaltet sich zwischen den Tälern der Gerlos und des obersten Ziller noch mit der Wildgerlosgruppe zu reicher Vergletscherung und wilden Bergformen.

Entlang dem Kamme der Stubaier und der Zillertaler läuft heute die italienische Grenze. Sie dringt am tiefsten beim Glockenkarkopf und am Hochpaß der Birnlücke in der Venedigergruppe der Hohen Tauern vor. Sogar die Dreiherrenspitze liegt heute an der Grenze. Von da ab wendet sich diese zunächst nach Südwesten, dann in der Hauptsache nach Südosten, die stolze Rieserfernergruppe und das Defereggengebirge durchschneidend, die beide den Hohen Tauern zugehören. Vor Sillian erreicht sie das Drautal, während das alte Innichen auf italienischem Boden bleibt.

Die Hohen Tauern haben unter den österreichischen Bergen die größte Ausdehnung, werden aber von den Ötztaler Alpen in der Vergletscherung übertroffen. Das mächtige Gebirge zerfällt in mehrere Gruppen, von denen die Venedigergruppe im Groß-Venediger bis zu 3660 m, die Großglocknergruppe bis fast 3800 aufragt. Der Venediger ist bis zum Gipfel vereist, während die Pyramide des Großglockners sich aus hartem Grünstein aufbaut und mit steilem Fels emporreckt. An seinem Fuße breitet sich der 10 km lange Pasterzenkees aus, der mächtigste Gletscher der Ostalpen. Die Hohen Tauern behaupten in einer Erstreckung von etwa 90 km eine Höhenlinie von über 3000 m und erheben sich nahe ihrer Ostgrenze an den Quellen im Bereich des oberen Maltatals noch machtvoll im Ankogel (3262 m) und in der Hochalmspitze (3362 m). Am steilen Katschbergpaß (1641 m) endet das gewaltige Massiv.

Tafel 1

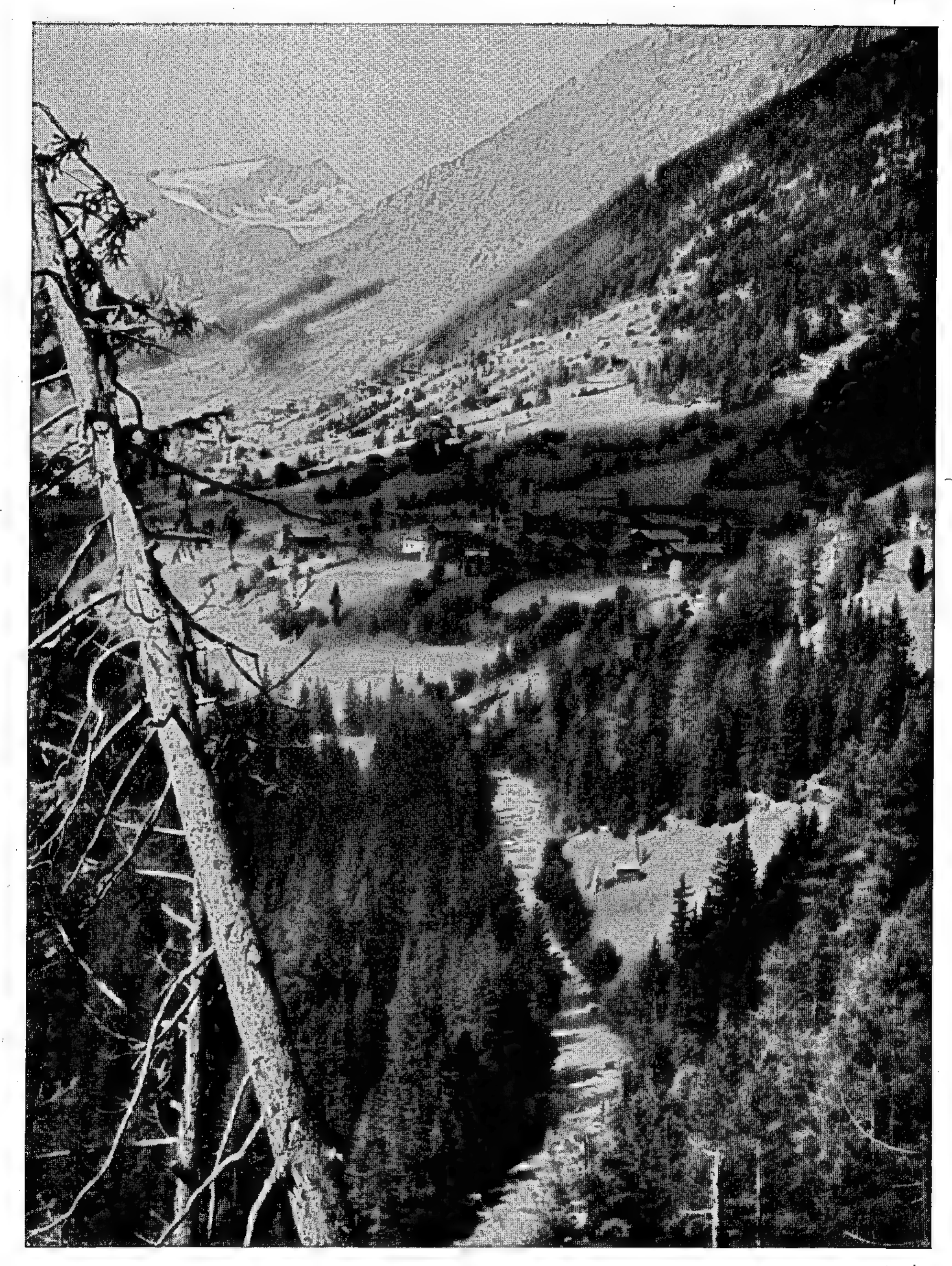
Vorarlbergerin im Schmucke ihres „Goldkröneles“ und ihrer kleidsamen Tracht.





Bregenz am Bodensee

Zu schönster Entfaltung am Ufer und Hinterland des mächtigen Bodensees berufen, tritt das alte Bregenz in eine neue Epoche seines Städtelebens ein. Stolze Berge, nahe und ferne, halten Hochwacht für die lebensvolle, fleißige Stadt.



Bergeinsamkeit

In den Hochtälern über silbernen Bächen stehen die Dörfer wie verloren und vereinsamt da. Teilhaftig des Friedens der ewigen Berge, üben sie das edelste Menschenwerk, ihre Scholle zu behaupten und harte Erde fruchtbar zu machen.

Vom Murtörl an, der Wasserscheide zwischen der Salzach und der jungen Mur, dehnen sich 130 km lang die noch wenig besuchten Niederen Tauern. Sie finden nach Osten ihre Begrenzung an der Tiefenlinie, die das Paltental entlang über die niedrige Walder Höhe oder den Schoberpaß ins Liesingtal hinunterführt. Die Gletscher dieses weiten Bergraums zwischen Enns und Mur sind lang erstorben, nur die Karseen unter den Gipfeln erinnern daran, daß auch hier Firnbecken bestanden. Die dunklen Höhen dieser noch wenig begangenen Gruppe steigen in der mittleren Erstreckung des Gebirges im Hochgolling noch einmal zu 2848 m Höhe empor, die Hohe Wildstelle und der Preber bleiben nur 100 m darunter. Nach dem Osten hin sinken die Höhen, aber immerhin erreichen Bösenstein und Hochreichart noch Höhen von über 2400 m. Die Niederen Tauern wirken mit ihren gemäßigteren Formen und ihrer begrenzteren Bergwildnis beruhigend; mächtige Wälder, gedehnte Matten, graue Trümmerhalden und Fels von Gneis und Schiefer, nur gelegentlich der lebhafte Kalk. Nach Gewittern schimmern die Blöcke, als wäre Silber verstreut, und das stumme Gebirge scheint zum Leben erwacht. Im Westen werden die Niederen Tauern vom Paß des Radstädter Tauern (1738 m) überschritten. Niedriger, aber langwieriger ist der zweite Übergang von der Enns zur Mur, der Rottenmanner Tauern, auf dessen Höhe (1265 m) das Dorf Hohentauern liegt.

Zwischen Mur und Drau, nach Westen hin vom Katschbergpaß begrenzt, im Osten bis zum Murknie sich dehnend, erheben sich die Norischen Alpen. Nur noch im Eisenhut (2441 m) und im Königstuhl, die beide im Westen liegen, erscheinen sie steiler emporgerichtet. Nach Osten hin werden die Höhen sanfter, die Gipfel zu Kuppen auf gestreckten Bergrücken, die sich über Waldeinsamkeiten erheben. Die Wässer dieses ruhigen Urgebirges sammelt die Gurk, die zur Drau mündet. In die Gebirgsabdachungen, zwischen seine sanften Ausläufer, sind die Kärntner Seen nördlich der Drau eingebettet. Östlich des Neumarkter Sattels, der die Mur von der Drau scheidet, bis zum Knie der Mur dehnt sich eine wahre Waldheimat aus. Endlos sind die Wipfel, nur wenige Rücken steigen noch über diese Fluten von Fichten und Lärchen empor. Die Höhenlage von 2000 m wird nur noch vom Zirbitzkogel (2397 m), von der langgestreckten Sau-Alpe und der Kor-Alpe überschritten, die sich zu beiden Seiten des Lavanttales mit ihren ausgedehnten Almflächen aufbauen.

Östlich der Mur und der Mürz breiten sich die Fischbacher Alpen mit reichstem Waldbestand aus. Es sind die sanften Berge, die wir aus den Geschichten des „Waldbauernbuben" Peter Rosegger alle kennen. Wald ist das Lebenselement dieser Gegend, in der sich nur noch selten begrünte Rücken über den Wald erheben, das Stuhleck über Mürzzuschlag, der Hochlantsch südöstlich von Bruck, der stattliche Wechselstock (1738 m) hart am Zusammentreffen des Urgebirges mit den letzten Kalkalpen. Keiner von ihnen wird mehr 1800 m hoch. Nach Osten hin baut sich das Gebirge zu einem Gewirr von sanften Hügeln ab, die mit ihren leicht geneigten Flächen weitschauenden kleinen Dörfern Raum geben. Eine bucklige Welt, auch das Jogelland genannt, wird sie von der Raab und ihren tief eindringenden Nebenflüssen nach der ungarischen Tiefebene hin entwässert. Diese Täler waren einst die Einfallspforten der türkischen Plünderer. Nach Norden löst sich aus dem Hügelbereich der ausgeprägtere Kamm des Rosaliengebirges ab, das zur Senke von Ebenfurt bei Wiener Neustadt abfällt. Aus dieser erhebt sich in nordöstlicher Richtung nochmals ein Höhenzug, das niedrigere Leithagebirge (480 m), bis in den Hainburger Bergen die Donau erreicht wird. Nach Südosten, jenseits der Mur, greifen noch die fruchtbaren Windischen Bühel aus. Südlich der Drau aber baut sich in einem Bogen von Unterdrauburg bis Marburg das Bachergebirge mit seinen königlichen, endlosen Wäldern auf, zur Gänze bereits auf jugoslawischem Boden.

So klingt das gewaltige Gebirge der Alpen in die Ebene aus. Mannigfach sahen wir seine Schönheiten sich entfalten, von der wildesten Einsamkeit, wo keine menschliche Siedlung sich halten kann und der Name Schutzhaus die Schwäche des Menschen gegenüber der Macht der Bergnatur offenbart, bis zu den lieblichen harmlosen Matten, auf denen der Kuhreigen erklingt, oder den grünen Hügeln mit ihren Kohlenmeilern, mit ihren Wäldern voll von Beeren und Pilzen und Farrenkraut. Dem deutschen Volke gehört diese Herrlichkeit, sein Eigen seit frühen Tagen unserer Geschichte, unsäglich segensvoll einer Nation, deren Arbeitsfleiß sich in riesenhaften Städten zusammenballt, deren Naturbesitz so sehr der industriellen Verwertung dienen muß. Aus solchem herrlichen Eigentum aber erwächst auch Verpflichtung, deren höchste verständnisvolle Liebe zur Bergwelt heißt.

Das Land vor dem Arlberge

Alemannenland – Auf dem Pfänder – Bregenz – Wie das Nibelungenlied wiederentdeckt wurde – Der Minnesänger Hugo von Montfort – Städte, Berge und Täler von Vorarlberg

---

Die alte Ostmark, wie sie nach der Verstümmelung durch den Friedenszwang von St. Germain zurückblieb, war ein bajuwarisches Land. Nur in einem ihrer Teile ist ein anderer Stamm beheimatet. Das Lechtal und die Täler, die westlich vom Arlberg zum jungen Rhein gehen, werden von Alemannen bewohnt. Es ist ein kleiner Bereich, und die Bevölkerungszahl von Vorarlberg, wie alle die Täler zusammenfassend genannt werden, beläuft sich auf etwa nur 155000, also um einiges mehr als ein größerer Gemeindebezirk von Wien. Das kleine, gepflegte Land war sich immer seiner besonderen Eigenart bewußt. Ist doch der Arlbergpaß, der zwischen mächtigen Berghäuptern in einer Höhe von 1804 m hindurchleitet, durch Muren und Lawinensturz jahrüber oft unpassierbar. Zwischen den tirolischen Siedlungen und den bei Stuben beginnenden vorarlbergischen, also zwischen dem Paznaun- und dem obersten Klostertal, gibt es keine unmittelbare Berührung. Zwischen ihnen ist die Weite des Hochgebirges. Die Eisenbahn, die, zu Beginn der 80er Jahre gebaut, in einem gewaltigen Tunnel von 10 km Länge den Bergrumpf durchbohrt und tiefer im Tale bei Langen das vorarlbergische Gebiet betritt, ist ein zu schwacher Ersatz für diesen Mangel. So hat sich Vorarlberg in der jahrhundertelangen Verbindung mit Tirol immer etwas vernachlässigt gefühlt und nach dem Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie gern das selbständige Leben eines eigenen Bundeslandes geführt. Vorarlberger und Tiroler sind im Wesen anders gerichtet. Der Alemanne ist nüchtern, realpolitisch und geschäftstüchtig. Sein Wesen ist lebhafter als das des Tirolers, dem man doch stets die Stille der Berge anmerkt. Gegenüber dem konservativen Sinne des Bajuwaren verkörpert der Alemanne ein Element des Fortschritts. Diese so erfreuliche und erfolgreiche Aufgeschlossenheit ist jedoch dem baulichen Bild des Landes nicht immer günstig gewesen. Das Stadtbild des neuen Bregenz wirkt nicht erfreulich, und in dem schönen vorarlbergischen Unterland, wo der im 19. Jahrhundert erworbene Wohlstand den Stolz zum Bauen

erweckte, stehen oft bedrückend seelenlose Bausteinkastenkirchen. Andrerseits aber hat die Reinlichkeit von Vorarlberg, das ein so eifriges Industrieland ist, noch immer hohes Lob gefunden. Man fühlt sich in dem „Ländle" sogleich heimisch. Man merkt die Tüchtigkeit seiner Bewohner und freut sich über den soliden Wohlstand, der, ehrlich erworben, der klugen und sparsamen Art dieser Alemannen das beste Zeugnis ausstellt. Denn das „Ländle" ist nicht von vornherein reich gewesen. Berghirten, einfache Bauern, Fischer am See, Herbergswirte an dem Handelswege des Arlbergs waren seine Bewohner. Zu der Zeit, da im übrigen Österreich die herrlichen Barockbauten des Adels und der Klöster erstanden, mußten die Vorarlberger Künstler, die Thumb, Beer und Moßbrugger, ihr reiches Können dem übrigen Alemannenlande, Württemberg, Baden und der Schweiz zur Verfügung stellen, da es der Heimat an den Mitteln für monumentale Bauten mangelte.

Das Land vor dem Arlberge ist stückweise an Österreich gekommen. Als ein Teil von Churrätien bereits seit dem Teilungsvertrage von Verdun dem Deutschen Reiche zugehörig, gehörte es im wesentlichen den mächtigen Grafen von Montfort, die durch Teilungen ihre Macht schwächten. Die Habsburger erschienen als erfolgreiche Käufer. Sie erwarben im 14., 15. und 16. Jahrhundert stückweise das Land. Bis auf die Städte Hohenems und Lustenau, die erst im 19. Jahrhundert österreichisch wurden, war damit das zerrissene Gebiet vor dem Arlberg geeinigt und der gefürsteten Grafschaft Tirol angeschlossen. Die Habsburger wußten, warum sie das Land zwischen dem Arlberg und dem Bodensee erwarben. Es sollte ihrem Besitz in der Schweiz, der keine unmittelbare Verbindung mit den Erbländern besaß, starken Halt geben, der um so nötiger war, als die trotzigen Eidgenossen in den Schlachten von Morgarten, Sempach und Näfels im 14. Jahrhundert die habsburgische Macht in der oberen Schweiz schwer erschüttert hatten. Vorarlberg aber stärkte auch das Gewicht der habsburgischen Vorlande, jener Gebiete am oberen Neckar, an der oberen Donau und zu beiden Seiten des Oberrhein. Der Bodensee war durch diese Erwerbung fast ein habsburgisches Binnenmeer geworden. So wurde Vorarlberg ein Brückenpfeiler am See, dem die anderen Besitztümer Österreichs im Westen die Gegenstütze verliehen. Seit dem unglückseligen Frieden von Preßburg (1805) sind nun die Pfeiler der Vorlande zusammengestürzt, nachdem bereits im 15. Jahrhundert der letzte Besitz in

der heutigen Schweiz zusammenbrach. Der Wiener Kongreß brachte das am Rhein, am Neckar und an der oberen Donau Verlorene nicht mehr zurück. Auch die Städte am Bodensee, wie Meersburg und Konstanz, wurden nicht wieder österreichisch. Seit dieser Zeit hängt der Brückenpfeiler Vorarlberg gewissermaßen in der Luft. Ein Rest ausgreifender Zeit, steht er vereinsamt, gelöst aus der Verbindung mit dem übrigen alemannischen Land. Von da ab führte das Land ein Sonderdasein im österreichischen Staatskörper, weil seine Wege und Verbindungen nach dem Nordwesten wiesen und nicht so sehr über den schwer gangbaren hohen Arlberg. Jedoch das „Ländle" hat in der Schicksalsgemeinschaft mit dem übrigen Österreich nicht das unzufriedene Mauerblümchen gespielt. Das vorarlbergische Kaiserjägerregiment kämpfte im Weltkrieg mit hervorragender Tapferkeit, entsprechend der hohen sportlichen Tüchtigkeit, die durch zahlreiche Turnvereine eingewurzelt war. In der illegalen Zeit der NSDAP. bewährte das Land unter der tüchtigen Führung meines Wöllersdorfer Kameraden Toni Plankensteiner eine nicht zu erschütternde Treue, an der alle Verfolgungen abprallten.

Der Wiener und Österreicher betritt Vorarlberg vom Osten her über den Arlberg, der Deutsche aus dem Altreiche vom Westen bei Lindau. Beide aber können das schöne kleine Land nicht besser kennenlernen als durch eine Besteigung des Pfänder, der unmittelbar über Bregenz emporragt. Ich sage eine Besteigung! Wohl führt auch eine wunderbare Seilbahn in kühnstem Anstiege zum Gipfel empor, aber neben dieser Fahrt, die herrliches Erlebnis bedeutet, sollte der mühsame Weg zum Gipfel oder doch wenigstens der steile Abstieg nicht gescheut werden. Wie denn sonst könnte man diesen letzten Pfeiler der Alpen über dem See, der mit seinem Sandstein und seinen grob verkitteten Konglomeraten so trotzig aufsteigt, richtig kennenlernen? Die Fahrt in der Seilbahn zeigt wohl den wunderbaren Wald, der auf diesem Boden herrlich gedeiht. Wir bewundern diese Baumriesen voll von Zapfen, wir sehen mit Staunen, wie viele Edeltannen unter ihnen sind, deren Zapfen senkrecht in den Himmel stehen und nicht wie bei der Fichte zur Erde weisen. Aber den wahren Genuß dieses einzigartigen Waldbestandes gibt erst der Weg. Da stehen die Bäume auf, stark und gesund, gerade wie Pfeiler oder Säulen in Kirchen, Fichten, auch Lärchen und Edelkastanien und Ahorne, vor allem Buchen und Tannen. Die Vorarlberger Wälder sind dadurch ausgezeichnet, daß sie den Mischbestand pflegen und bereits

pflegten zu einer Zeit, wo die übrigen Forstverwaltungen die tötende Einförmigkeit einer Baumart sich zum Ziele setzten. Tanne und Buche erscheinen in Vorarlberg in ansehnlichem Verhältnis. Die beiden edlen Bäume, von der Natur durch den lichten Stamm und die Majestät ihrer Erscheinung ausgestattet, sind hier noch herrlich zu sehen und halten mit ihren Wurzeln den steilen Wald über dem mächtigen See. Denn die Bergseite, über die der Weg emporklimmt, scheint unmittelbar in die Wasserweite abzusinken, der Weg vom Gipfel bergab droht oft – es ist eine herrliche Täuschung – wie bei dem verhängnisvollen Ritt der Schwabschen Ballade in den stahlblauen Bodensee zu führen. Wie glänzt der majestätische See morgendlich winkend bei jeder Windung des Pfades, immer neu, in stets wechselnder Färbung den Gang des Tages und des Wetters begleitend! Oft scheint er, vom Gipfel gesehen, wie erstarrt, es ist, als ob nur noch Wasserrinnen und Kanäle durch erstorbenen, bleichsten Schlick führten. Der See träumt und scheint sich selber in der Sommerhitze zu vergessen. Dann aber sieht er dunkel herauf, daß kaum Mündung und erster Verlauf des Rheins in seiner Unendlichkeit sichtbar wird. Unendlichkeit! Nach dem Westen zu beherrscht der See den Horizont, da ist er wirklich das Schwäbische Meer. Hat man den Gipfel des Pfänder erreicht, so ist man zunächst hineingerissen in einen zauberhaften Rhythmus von Bergsteile und der Gewalt des sich eng an den Felsen anschmiegenden Sees, der mit seinen Buchten den Berg schon unterhöhlt zu haben scheint. Wie eine allmächtige Musik durchtönt es den Beschauer, der sich vor solchem Anblick erst richtig fassen muß. Als der Berggipfel über dem Hotel noch in Einsamkeit lag, die Gasthäuser und Kioske am Gipfel noch nicht standen, konnte die Gewalt dieses Platzes noch ursprünglicher wirken. Ich habe vor 17 Jahren einmal auf diesem Gipfelboden am Nachmittag geschlafen, und es ist nicht wiederzugeben, wie zauberhaft der abendliche See das Erwachen gestaltete. Als wäre die Schwere überwunden und man schwebte gelöst und frei, dem kreisenden Falken gleich über dem herrlichen Rund. Aber der Pfänder weiß noch anderen Zauber zu wirken. Wenn nach dem See hin alles zu schweben scheint, nach Norden und Osten und Südosten zu ruht das Land. Da ist das leuchtende Grün des vorderen Allgäus, ein glückliches, leicht hügeliges Schwabenland, wo das Auge Wald und Matten und vereinzelte Dörfer erblickt. Dann erheben sich liebliche begrünte Rücken in mächtiger Erstreckung aus waldigen

Schluchten. Sie sind übersät mit Gehöften und Scheunen. In weitem Rund aber bauen sich über diesen Rücken die Alpen auf, von ferneren Ketten die Allgäuer und die Lechtaler, an näheren die Berggipfel des Bregenzer Waldes, die das Hochtal der Bregenzer Ache begleiten. Eine richtige Mattenwelt, dem Auge ganz moosig grün erscheinend, beherrscht der Hohe Freschen. Über Vorberge aber blickt aus der Ferne groß und gelassen die edle Scesaplana mit dem Brandner Ferner, zu dessen Rechten noch der klotzige Panüler Schrofen aufsteigt, hinüber. Sie ist der schönste Aussichtsberg im äußersten Westen Österreichs und trotz ihrer 2967 m nicht allzu schwer zu ersteigen. Zu ihrer Rechten im Panorama sichtbar, erhebt sich die Dreischwesterngruppe, und an sie anschließend werden die Pize der Silvrettagruppe in ihrer grauweißen Farbtönung sichtbar, jenes Urgebirgsmassivs, das bis zur Höhe von 3400 m ansteigt und dem an der Vorarlberger Grenze zwischen Vorarlberg und der Schweiz der Piz Buin zugehört. So greift der Fernblick vom Pfänder bis an die Grenze des kleinen Ländchens, bis an die Wurzel seiner Flüsse. Ja, er schweift noch hinüber bis zur Tödigruppe tief in der Schweiz und erfaßt selbstverständlich noch den Säntis, der, an Höhe mit den eben genannten nicht vergleichbar (2505 m), mit aufdräuender Wucht den Blick auf sich zieht, da er der nächste unter den Bergen ist. Über dieser Gipfelschau könnte der Nähenblick auf das Uferland des Bodensees fast vergessen werden. Er ist aber noch schöner von dem tiefer gelegenen, richtig für solche Sicht aufgereckten Fels der Gebhardskirche zu sehen. So werfen wir denn noch einen Blick auf die bayrischen und württembergischen Ufer, sehen das sonndurchglühte Lindau auf seinem Eiland liegen, Bad Schachen und die übrigen Orte auf den schmalen Landzungen, die in den See vorbrechen; blicken nach dem Schweizer Ufer hinüber, das so ferne erscheint. Dann aber verlassen wir den Pfänder, dieses letzte vorgeschobene Fort der Bergmauer, das mit seinen nur 1064 m Höhe den aufgetragenen Späherdienst großartig erfüllt. Wir steigen auf längerem Wege über den Gebhardsberg ab, um noch richtig den Blick in das Rheintal zu gewinnen. Der Gebhardsberg trug bis knapp zum Ausgang des Dreißigjährigen Krieges die starke Burg Pfannenberg. Sie fiel den Schweden unter Wrangel in die Hand, der sie sprengen ließ. Auf dem verödeten Fels setzte sich die Kirche des heiligen Gebhard fest. Gleich unter ihr, unmittelbar auf jäh in die Tiefe abstürzendem Fels, steht ein Berg-

gasthaus mit vortrefflichem Blick. Die Bergsicht ist naturgemäß begrenzter als die vom Pfänder. Aber die Landbucht, die so tief in die Berge eingreift, kann anderswo kaum besser gesehen werden. Eine Fläche Grünland, wie mit dem Lineal geradegestrichen, wie ein einziger Obstgarten. Ebenso schnurgerade nimmt sich der regulierte Lauf der Bregenzer Ache aus, die mit ihren Schottermassen den Bodensee bedrängt. Sie hat ihre Richtung auf den gleichfalls scharf gezogenen Rheinlauf zu, der sich noch bedenklicher mit seinen Ablagerungen in den See vorbaut. Die Dörfer im weiten Blickfeld scheinen die gewalttätigen Flüsse zu meiden. Schon Bregenz schmiegt sich in den Bergschatten und hat nur Vorposten, wie das Zisterzienserstift Mehrerau, gegen die reißende Ache zu entsandt. Ebenso halten sich die anderen Orte mehr an den schützenden Hang: Wolfurt, Haselstauden, in der Ferne Dornbirn, aber später auch noch Götzis und das hochthronende Rankweil mit seinem einstigen Landgericht. Drüben am Rhein sind auch die Schweizer Orte an die Hügel geschmiegt. Die weite Au bleibt von Siedlungen frei. Am Bodensee liegen gegen die Schweiz zu noch die vorarlbergischen Dörfer Fussach, Hard und Höchst. Zu den Eidgenossen hinüber ist hier nicht wie weiter oberhalb der Rhein die Grenze, der in seinem regulierten Bett bereits gewaltige Wassermassen dahinführt, sondern der Alte Rhein, sein früherer gewundener Lauf, der noch immer mit dem Bodensee verbunden ist. Zwischen dem Schilf der Ufer weist er in der Mitte noch die Fahrtrinne für kleinere Schiffe auf. Auf der österreichischen Seite schließt an ihn ein dichter Auwald mit Eichen, Föhren und Fichten und schönem Unterholz an. Den Blick in das vorarlbergische Unterland begrenzt der schwarzgrüne Rücken des Kummerbergs, über dem sich das Hochgebirgspanorama aufbaut.

Bregenz, die Hauptstadt des „Ländles", wie alle in Vorarlberg ein kleines Städtchen, ist schon aus der Römerzeit her als Brigantium bekannt. Die Römerstraße ist auch heute die schönste in der Stadt. Das alte Bregenz drängt sich eng am Berghang zusammen. Seine Wahrzeichen sind die edel gestaltete Pfarrkirche, vor allem aber der Martinsturm, der wunderlichste Kauz unter allen alten Türmen mit seinem breitzwiebeligen Dach von verwitternden roten Schindeln, die alte hohe Mauer, die Häuser um ihn. Das neue Bregenz kann es nicht mit dem alten aufnehmen. Es fehlte an einem vernünftigen Stadtbaugedanken. Der Bahnhof wurde hart an den See gesetzt und nimmt der Stadt ihr schönstes Ufer. Neue Hotels sind erforder-

lich, und es wird ein Segen für das Stadtbild sein, wenn das bombastisch-häßliche Post- und Telegraphengebäude der alten Zeit einem Neubau Platz macht, der sich in Landschaft und Umgebung einzufügen vermag.

Breit und behaglich schmiegt sich Dornbirn an den Hang des Berges. Es ist der Hauptsitz der vorarlbergischen Textilindustrie, die im 19. Jahrhundert aufkam und die Grundlage für den schönen Wohlstand des Ländchens legte. Die Arbeiter dieser Betriebe blieben schollenverbunden und konnten so, gestützt durch eine kleine Landwirtschaft, die Krisenjahre leichter durchstehen.

Weiter landaufwärts liegt am Fuße wunderlich geformter Felshügel, über denen die Burgen Neu-Ems und – zur Seite – Alt-Montfort auftauchen, die Stadt Hohenems. Das Städtchen hat sich einen besonderen Namen erworben, denn im Schlosse Hohenems, das sich am Rand der Siedlung an die Felsen anschmiegt, fand der Lindauer Arzt Doktor Jakob Oberreit am Peter-und-Paulstage 1755 die Prachthandschrift C des Nibelungenliedes, das damals bereits völlig in Vergessenheit geraten war. Er gab sie an den Professor Johann Jakob Bodmer in Zürich weiter, der zu dieser Zeit die Autorität in literarischen Dingen war. Zwei Jahre später erschien Bodmers Veröffentlichung des zweiten Teiles des Lieds unter dem Namen „Chriemhildens Rache". Bodmer erhielt aber aus Hohenems im Jahre 1778 noch eine zweite Pergamenthandschrift des nun auf einmal sich wieder offenbarenden Liedes, die Handschrift A. Die Handschriften heißen seitdem nach Herkunft und späterer Aufbewahrung die Hohenems-Münchener (A) und die Hohenems-Laßbergische (C). Durch hohenemsische Vermittlung kam Bodmer auch die dritte der bedeutenden Prachthandschriften, die Handschrift B (genannt die St. Gallener) zu. So gebührt dem kleinen Städtchen der Ruhm, daß innerhalb seiner Mauern das Lied sich fand, mit dem unser Volk wie mit keiner anderen Dichtung verbunden ist. Hohenems, wo früher eine starke Burg stand, die auch in der Hohenstaufengeschichte ihre Rolle spielte, mag aber auch die Heimat des höfischen Epikers Rudolf von Ems gewesen sein, des „dienstman ze Muntfort", der unter den Epigonen der mittelhochdeutschen Dichtungsblüte die bedeutendste Stelle einnimmt und einen sehr langen „Alexander" und eine „Weltchronik" schrieb, beide unvollendet, obwohl von der Weltchronik über 36000 Verse vorliegen. Auch Legenden, darunter „Der gute Gerhard", stammen von ihm. Rudolf nennt sich den Dienstmann jenes mächtigen Geschlechtes, dem bis

in das 14. Jahrhundert das Vorarlberger Ländchen gehörte. Dieses Haus hat der deutschen Literatur in Hugo von Montfort einen namhaften Minnesänger geschenkt. In der Bregenzer Burg der Montforter 1357 geboren, tritt er in den Dienst der Habsburger und wird schließlich ihr Landeshauptmann in der Steiermark. Hier ist der stolze Adelsherr 1423 gestorben und zu Bruck an der Mur in der Minoritenkirche begraben worden. Neben dem Tiroler Oswald von Wolkenstein ist Hugo von Montfort die bedeutendste Gestalt unseres späteren Minnesanges. Außer Rudolf von Ems und Hugo von Montfort hat Vorarlberg keine namhaften Dichter mehr hervorgebracht, von einigen trefflichen Dialektdichtern abgesehen.

Zweigen wir hinter Hohenems von der Hauptstraße ab, so umfängt uns bald mitten im Walde der Zauber einer Wiese, in der sich eine stattliche Kapelle erhebt. Es ist die Arbogast-Kapelle, die ihre Überlieferung, gemalt in Bildern des 17. Jahrhunderts, bis in die Zeiten der Merowinger, des Königs Dagobert und seines Sohnes Sigibert, zurückführt. Lange Zeit hielt sich hier in der Waldesstille eine Einsiedelei.

An dem schönen Rankweil vorbei führt die Straße aufwärts nach Feldkirch an der Ill. Über einem gut erhaltenen mittelalterlichen Stadtbilde erhebt sich auf steilem Fels die alte Schattenburg. Sie ist die schönste unter den Burgen Vorarlbergs. Wir staunen über den stolzen Saal, dessen mächtige Deckbalken aus Edelkastanienholz sind, das gewaltige, aus dem Fels erwachsende Mauerwerk. Schön ist der Blick aus den Fensternischen auf die Schweizer Berge, den mattenreichen Hohen Kasten. Wir sind hier wieder der Grenze sehr nahe gekommen. Feldkirch ist die Zollstation zur Schweiz, denn das kleine Liechtensteiner Ländchen, das vor dem Kriege zollpolitisch zu Österreich gehörte, hat sich gleich nach dem Zusammenbruch der damals vorteilhafteren Verbindung mit den westlichen Nachbarn zugewandt. Auch in Vorarlberg gab es in dieser Zeit eine Strömung zum Anschluß an die Schweiz, aber an dem gesunden Sinn der Bevölkerung ist der separatistische Versuch gescheitert.

Bei Feldkirch treten wir in den sog. Walgau ein, einen weiten, von schönen Bergen umschlossenen grünen Kessel. Gegen das kleine, altertümliche Bludenz zu verengt sich der Raum. Die Täler spalten sich. Die Ill kommt aus dem Montavon, die Alfenz vom Arlberg her. Aus der Bergwelt der Scesaplana mündet das Brandner Tal.

Das Tal der Alfenz wird Klostertal genannt. Sein Name stammt von dem Hospiz Klösterle, das zur Erleichterung des Weges über den Arlberg vor langen Zeiten angelegt wurde. Das enge Tal ist an Siedlungen arm. Hoch über der Talsohle nimmt die Arlbergbahn am Hange gewaltiger Berge ihren Weg. Mit mächtigen Verbauungen muß die eingleisige Strecke gegen Steinschlag und Lawinensturz geschützt werden. Erst gegen Bludenz zu erreicht sie das Tal. Landschaftlich gehört der Bereich der Alfenz zu den erhabensten Schönheiten Österreichs. An seiner Wurzel erscheinen die Berge des Arlberges, zu seinen beiden Seiten steigen richtige Hochgebirgsmauern auf, von freundlichem Mischwald noch einige Zeit umkleidet. Aus riesiger Höhe gehen Wasserfälle nieder, denen zur vollendeten Großartigkeit nur die Niederschlagsmenge mangelt. Den Hintergrund des stillen Hochtales beherrscht die Scesaplana, der stolze Gipfel mit seinem Ferner, und zu ihrer Rechten wird die kühne Zimbaspitze sichtbar. Von hoch herein schauen sie in die grüne Tiefe. Unweit von Danöfen kommt der Abfluß des Spullerseewerkes in das Tal. Vorarlberg hat außer diesem Werke, das der Stromversorgung der elektrifizierten Bahn dient, noch das mächtige, in weiterem Ausbau befindliche Fermuntwerk im Montavon, von dem der Strombedarf bis zum Niederrhein hin gespeist wird. Ein wunderbares Werk der Lebensgemeinschaft der Ebene mit dem Hochgebirge! Knapp oberhalb des kleinen Ortes Stuben steigt die alte Straße scharf zur Paßhöhe des Arlbergs auf. Im ersten Anstieg aber zweigt von ihr eine Straße ab, die über den Flexenpaß hinüber nach dem Fremdenort Zürs und von da bergab nach dem kleinen Orte Lech in dem hier noch vorarlbergischen Hochtal des Lech führt. Diese Straße, in engen Kehren an steilem Hange aufsteigend, dann abgerungen dem Felsgestein und dem schwindligen Abgrund, zum Teil hineingesprengt in den Stein und in Stollen dahinziehend, ist ein wahres Meisterwerk österreichischer Straßenbaukunst. Zur Zeit wird eine mächtige Verbreiterung ins Werk gesetzt, die den Verkehr über die aussichtsreiche Straße wesentlich erleichtern wird. Bis dahin muß ein Einbahnverkehr eingerichtet werden, indem immer die eine Stunde für die Bergfahrt, die folgende für die Talfahrt sichergestellt ist. Die Kontrolle findet in Lech und bei der Abzweigung oberhalb Stuben statt. Dieser verwegenen Flexenstraße verdankt der Wintersportplatz Zürs sein Leben. Es ist eine Reihe von Hotels in einzigartigem Skigelände. Die Bauten dürfen als sehr stilvoll bezeichnet werden.

Die Häuser sind hier und in Lech mit den zierlichen Schuppenschindeln bedeckt, die den Bregenzer Wald kennzeichnen. Sie gewinnen dadurch einen ungemein fröhlichen und sauberen Charakter. Vor dem Fremdenverkehr, der auch nach Lech durch den Wintersport gekommen ist, war es ein armes Bauerndörfchen, das wie verloren auf 1439 m Höhe in der Einsamkeit der Hochberge lag. Allerdings war das kleine Dorf die Pfarre für abgelegene Häusergruppen, so für die wenigen Gehöfte des lieblichen Schröcken im letzten Bregenzer Wald, das erst über den Berg erreicht werden kann. So kam es, daß in früherer Zeit die Verstorbenen zur Föhnzeit, bei hoher Lawinengefahr, oft lange auf ihre Einsegnung in der Pfarre warten mußten. Die Toten wurden, da die Ungangbarkeit unberechenbar andauerte, durch ein Rauchverfahren vor der Verwesung geschützt. Von diesen Nöten ist nichts zu verspüren, wenn man an einem schönen Sommertage in einem der lieblichen Orte weilt, wenn die Mattenberge in sanftem Glanze ihre Wildheit verbergen und die hohen vollen Wolken sich träumerisch am Himmel aufbauen. Solche Orte und solche Tage geben unserem Volke, das heute zuviel in großen Städten und zu fern der Natur leben muß, ein köstliches Gastgeschenk: Ruhe und Stille. Die Weite der Hänge fängt den Blick, und alles im Umkreis ruft zum Verweilen, zum sinnenden Schauen. Wie reich ist Österreich an solchen Plätzen!

Die Ill stößt in die höchste Region des Vorarlberger Hochgebirgslandes vor, in die Silvretta, die mit vereisten Gipfeln und Gletschern aus Graubünden herkommt und dann die Grenze zwischen der Schweiz, Tirol und Vorarlberg bildet. Das Montavontal ist durch seine berühmte Rinderzucht bekannt, heute aber auch ein beliebtes Ziel des Fremdenverkehrs. Das Tal vermochte früher seine Bewohner nicht zu ernähren. So zogen sie denn hinaus in die Ferne, um schließlich doch vom Heimweh gepackt in die Enge des Hochtales wieder zurückzukehren, oft als wohlhabend gewordene Leute. Als Krautschneider machten sie sich unentbehrlich, zudem aber konnten sie sich auch als tüchtige Zimmerleute fortbringen und Wohlstand begründen. Ich habe auf einer Vortragsfahrt im Saargebiet, weit weg von den rauschenden Bergbächen ihrer Heimat, eine solche Montavoner Familie kennengelernt. Vom Montavon führen zwei Übergänge ins tirolische Paznauntal, das einst viel begangene, den Arlberg nur wenig an Höhe überragende Zeinisjoch und die Bielerhöhe inmitten der Gletscher der Silvretta. Von den südlichen

Nebentälern der Ill, so von dem schönen Gargellental, wird über hohe Bergjöcher des Rätikon und der Silvretta das schweizerische Prättigau erreicht.

Von den Vorarlberger Tälern führt der Bregenzer Wald, der sich mit erst sanften und niedrigeren, dann schroffen und kühnen Bergformen zu beiden Seiten der Bregenzer Ache aufbaut, ein eigenes Leben, das seine alten Bräuche und Trachten treu bewahrt. Von einer schmalspurigen Bahn erschlossen, leitet das waldreiche Tal tief in ein Gebirge hinein, das von weiten, oft auch steilen Matten bedeckt ist. Im Bregenzer Wald wird ein ausgezeichneter, dem Schweizer Emmentaler keineswegs nachstehender Käse erzeugt. Die zahlreichen Ortschaften des Tales tragen den reinlichen Schmuck der Schuppenschindeln an den Hausmauern. Im Wiesenboden von Bezau endet die 35 km lange Bahnstrecke, bei Mellau ragt die seltsam geformte Canisfluh auf, die auf smaragdenen Grasbändern über trügerischen Felsplatten viel, aber gefährlich zu erlangendes Edelweiß trägt. Der letzte Ort des langen Tales, besser gesagt einige Häuser um eine schöne Bergkirche, ist das 1269 m hochgelegene Schröcken. Die Ache selbst entspringt weiter oberhalb in den Lechtaler Bergen.

Von dem eigentlichen Vorarlberg durch einen Gebirgszug getrennt, zieht sich das Kleine Walsertal, das Tal der Breitach, zwischen hohen Mattenhängen nach dem Talkessel des bayrischen Oberstdorf. Es ist ein liebliches, blumenreiches Hochtal, das mit dem Dorfe Mittelberg endet. Wegen seiner schweren Erreichbarkeit vom eigentlichen Vorarlberg her gehörte das Kleine Walsertal schon früher zum Zollgebiet des Deutschen Reiches. Auch die Tausendmarksperre bestand daher für den kleinen Bereich nicht.

Wie mannigfaltig erweist sich das kleine Vorarlberg! Am Bodensee kreisen die Möven um die großen Dampfschiffe, wenig Kilometer hinter der spiegelglatten Fläche baut sich eine Bergwelt in mächtiger Höhe und wilder Formation auf, in der noch der Steinadler zu Hause ist. An die 50 Adler werden für Vorarlberg geschätzt. Der stolze König der Alpenlüfte ist also hier noch keineswegs im Aussterben.

Größe der Natur und tüchtige, arbeitsame Menschen, die es im Leben zu etwas bringen! Niemand, der das Ländchen durchwandert, wird sich seiner stillen Macht entziehen können.

„Adler, Tiroler Adler, warum bist du so rot?"

Wie Tirol entstand – Lieblingsland des Kaisers Maximilian – Erste Volkserhebung im Jahre 1703 – Landesverteidigung gegen die Franzosen – Der Heldenkampf des Andreas Hofer 1809 – Im Weltkriege – Tirol, das Ehrenland des deutschen Volkes

---

Es gibt Länder, die sind reich und fruchtbar, ihre Felder glänzen im Sommer vom Gold des Weizens, ihre Städte sind groß und stattlich, und doch mögen sie bei allem Glanze innerlich arm sein. Andere Länder wieder besitzen keinen gesegneten Boden, der den Wohlstand wie von selber mehrte, haben nur kleinere und bescheidene Städte, und selbst ihr Reichtum ist, gegen den anderer gesehen, nur Bescheidenheit. Aber sie besitzen ein Gut, das mit Gold nicht aufgewogen wird, das der Acker nicht geben kann, das der Mensch aus seiner Brust holen muß, das ein Volk nur erwirbt für rotes Blut, für bitterstes Opfer. Es ist das höchste der Güter: unsterblicher Ruhm.

Dieser Gedanke drängt sich uns auf, wenn wir die Grenze von Tirol überschreiten. Ehe die Welt wußte, wie schön dieses Tirol ist, ehe die vielen Hotels und Pensionen errichtet wurden, wußte sie, daß die Tiroler ein tapferes Volk sind, das sich heldenmütig wehrte für seine Freiheit; daß sie schon vor dem Jahre 1809 ein wehrhaftes Volk waren, ein Volk von Scharfschützen und Gemsjägern. Einige wenige arme Täler, fast erstickt im ewigen Schnee, fast begraben unter den Muren der Wildbäche, aber ein ewiges Land und ein leuchtender Ehrenschild.

„Land im Gebirge" wurde der enge Bereich noch im 11. Jahrhundert benannt. Grafschaften füllten das Gebiet aus, Bauern und Hirten bewohnten seine Täler, über den Jaufen und den Brenner zog der Kaufmann herüber und hinüber mit seinen Saumtieren. Aber über den Brenner gingen auch die deutschen Kaiser gern nach dem Süden, denn er war ein gut gangbarer Paß. So zieht auch der Salier Konrad II. durch das Tirolerland. Er braucht zu beiden Seiten des Brenner zuverlässige Vasallen, damit ihm keine Gewalt den Paß jemals verrammeln kann. Da belehnt er die Bischöfe von Brixen und von Trient. Dem Brixener gibt er die Grafschaft im Unterinntal und Eisacktal, die nicht auch das Zillertal umfaßt. Dem von Trient verleiht er die Grafschaften Vintschgau, Trient und Bozen. Es dauert keine 200 Jahre, da haben sich unter den Grafen, die den Bischöfen unterstellt

sind, Männer gefunden, die aus den getrennten Talungen und Grafschaften ein Ganzes bauen. Die bischöfliche Macht wird von ihnen an die Wand gedrückt. Der gräfliche Beschirmer wird eigener Herr. Das ist der Werdegang der Grafen von Tirol, wie die erfolgreichen Einiger des Landes sich nach ihrem hochragenden Schlosse Tirol bei Meran nennen. Sie einigen das Land, und die bischöfliche Gewalt verblaßt allmählich neben ihnen. Ein reicher Fürst durch die Goldzölle des Brenner, tritt Meinhard von Görz und Tirol an die Seite Rudolfs von Habsburg. Verwandtschaftliche Verbindungen schlingen sich von dem einen Hause zum andern. Am Schlusse dieser Entwicklung steht Margarete Maultasch, die nach dem Tode ihres Sohnes und des zweiten Gatten das Land im Gebirge dem Habsburger Rudolf dem Stifter „als eine ewige unwiderrufliche Gabe" übereignet. Fortan teilt Tirol das Schicksal der habsburgischen Hausmacht. Bei einer Erbauseinandersetzung unter den Herzögen erhält es eine eigene Linie. Friedel mit der leeren Tasche, der den Aargau an die Eidgenossen verlor, erlangt große Beliebtheit im Bauernvolk und erwehrt sich des aufbegehrenden Adels. Der letzte Minnesänger, Oswald von Wolkenstein, steht damals gegen den Herzog. Friedels Sohn ist der „münzreiche" Sigismund. Sein Name deutet auf den Reichtum, den die Bergwerke Tirols zu seiner Zeit einbrachten. Aber der lebenslustige Landesherr konnte das Geld nicht zusammenhalten und war zum Schluß, arger Widerspruch zum klangvollen Namen, arg verschuldet. Des Herrschens müde, gab er Tirol seinem Neffen Maximilian. Das Land aber fand in diesem den unvergeßlichen großen Freund. „Ein rauher Bauernkittel mit gar vielen Falten, darin man sich aber baß erwarmen mag!", nannte der Kaiser Tirol. Er gab dem Lande das berühmte Landlibell von 1511, das später immer wieder ausgebaute Fundament der Landesverteidigung: Tirol soll sich, angegriffen, mit dem Aufgebot aller seiner Waffenfähigen wehren. Auch später durfte der Tiroler den Stutzen im Hause haben, er brauchte keinen Waffenpaß dazu. Heute noch spüren wir um die Bannmeile von Innsbruck herum etwas von der heißen Liebe, die den ruhelosen letzten Ritter hinter diesen Bergzinnen Ausrast suchen ließ, auch wenn dabei doch anstrengendste Jagden herauskamen. Nicht zu lange nach dem Tode Maximilians erlebt Tirol bittere Zeiten. Auch hier wie in Wien wird der neue Landesherr, der spanisch sprechende Ferdinand, als Fremder empfunden. Bald steht das Volk gegen das Regiment des aus

Spanien mitgekommenen Juden Salamanca auf. Michael Gaißmayr ist sein Führer. Nur mühsam wird der Landesherr der Bewegung Meister.

Nach dem Tode Kaiser Ferdinands erhält Tirol zum zweitenmal eine eigene habsburgische Regierung. Erzherzog Ferdinand und seine Gemahlin Philippine Welser herrschen im Lande. Die Herzogin ist so schön, daß sich das Volk erzählt, man könne den dunklen Tirolerwein durch das Weiß ihres Halses schimmern sehen, wenn sie den Becher zum Munde geführt habe. Aber ihr Vater ist nur der reiche Bürger Welser aus Augsburg, und so können die Kinder der schönen Frau in der Herrschaft dem Erzherzog nicht folgen. Wieder übernimmt die Hauptlinie das Land, bis im 17. Jahrhundert Erzherzog Leopold und seine edle Gemahlin Claudia in Innsbruck Einzug halten. Nach dem Tode des Gemahls führt die Witwe die Regierung für die unmündigen Söhne. Zur Seite steht ihr Wilhelm Biener als weitblickender, erfolgreicher Kanzler. Der treue Staatsmann wird unter der Regierung von Claudias Sohn Ferdinand Karl das Opfer einer hinterlistigen Intrige; der undankbare Erzherzog verurteilt ihn zum Tode. Zu spät begnadigt, wird er auf der Burg von Rattenberg enthauptet. Sein ergreifendes Schicksal wurde von Hermann Schmid in dem Roman „Der Kanzler von Tirol" geschildert, und vor kurzem hat Josef Wenter den tragischen Stoff zur Tragödie geformt. Ferdinand Karl bleibt kinderlos, auch sein Bruder Sigismund Franz. Tirol kehrt endgültig an die Hauptlinie zurück.

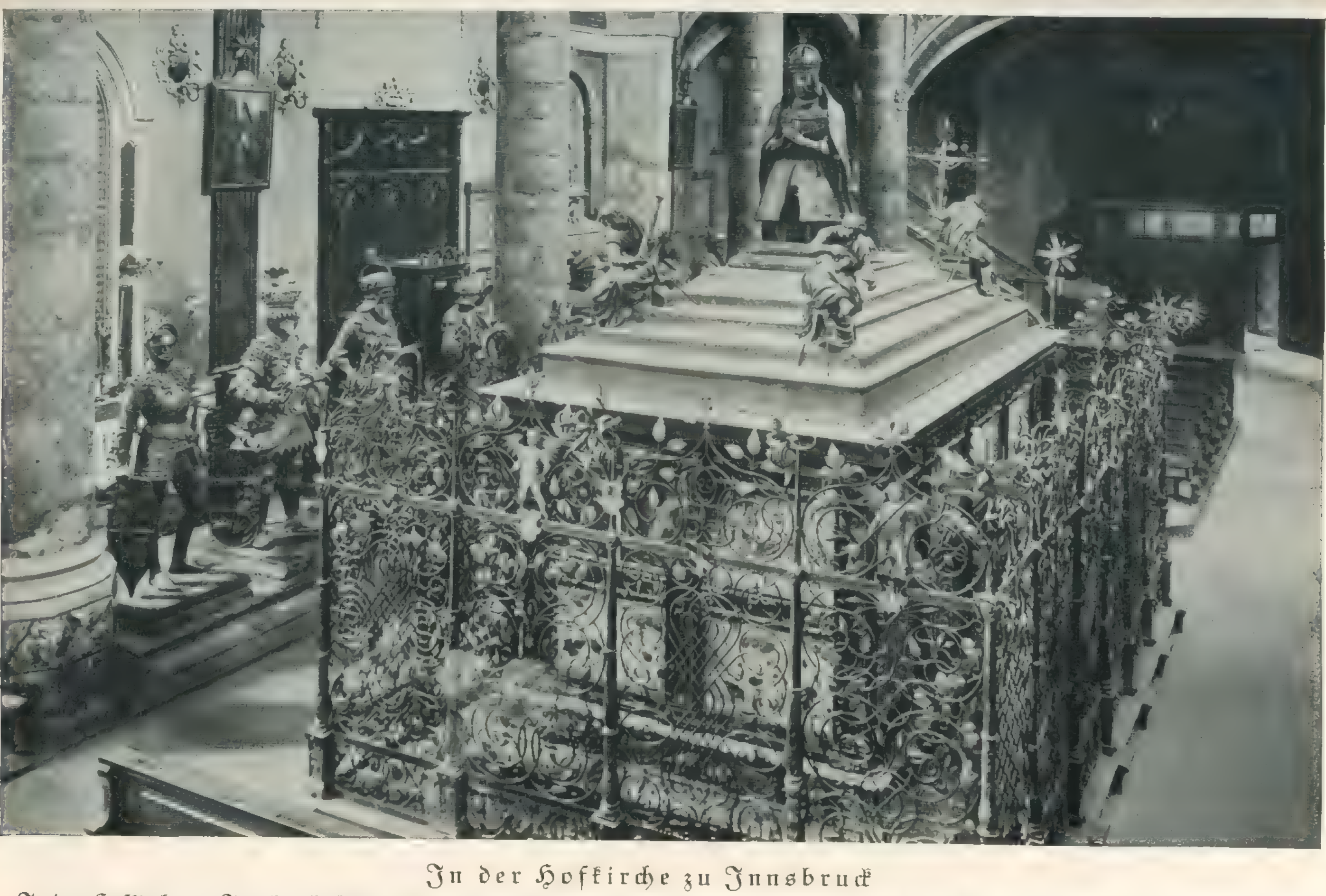
Die reich privilegierte fürstliche Grafschaft lohnt die von Maximilian so begünstigte Wehrhaftigkeit im Jahre 1703 mit den Schüssen scharfspähender Schützen. Es ist eine Zeit schwerer Bedrängnis für Österreich. Im Spanischen Erbfolgekrieg steht der Kurfürst Max Emanuel von Bayern, der Eroberer Belgrads, im Lager der Franzosen und leiht ihnen seine Feldherrnbegabung und seine tapfere Armee. Die Kaiserlichen werden in Italien von den überlegenen Streitkräften Ludwigs XIV. arg bedrängt, ein wahrer Magyarensturm brandet gegen den Osten der Erblande; am Rhein ist Ludwig von Baden zu mühseliger Defensive verdammt, in den Niederlanden der englische Bundesgenosse erfolglos. In verzweifelten Anstrengungen bemüht sich der Prinz Eugen zu Wien als Präsident des Hofkriegsrates, die eingerostete Kriegsmaschine in Gang zu bringen und die allenthalben drohenden Gefahren zu bemeistern. Da wird auch Tirol bedroht, und in ihm das Bollwerk der italienischen Armee des Kaisers. Max Emanuel rückt in

Tafel 3



Innsbruck und die Nordkette

In zartestem Dunstschleier erscheint das stolze Innsbruck mit der erhabenen Nordkette an Sonntagen vom Berge Isel aus. Während die Stadt gelassen ruht, dünken uns die Berge der Nordkette aufwärts zu schweben. Es ist das feierlichste Städtebild der Welt.



In der Hofkirche zu Innsbruck

In der Hofkirche zu Innsbruck sind die alten Herrscher und Herrscherinnen lebendig. Der kleine Raum gehört ihrer Feierlichkeit, ihrem Ernst, ihrer stolzen Ruhe. Geharnischt oder im Staatskleid vergangener Zeit umstehen sie das Grabmal Kaiser Maximilians, des letzten Ritters.

das Land ein. Sein Weg nimmt er über den Brenner, um sich in Südtirol mit dem französischen Marschall Vendôme zu vereinigen. Fällt Tirol, dann ist der Krieg in Italien aus, dann hat der Kaiser das Spiel verloren. Dem schwer bedrängten Berglande kann der Prinz Eugen nur einige Bataillone zur Hilfe senden. Da steht das Land auf und rettet den Kaiser. Martin Sterzinger, ein Landmann, ist der Führer der Erhebung. Die Bayern und ihre französischen Bundesgenossen werden aus den Bergen her überall angefallen, am Brenner und an der Pontlatzer Brücke geworfen. Die Kugeln der Scharfschützen räumen unter ihnen auf. Sie müssen zurück, denn auch Vendôme ist geschlagen worden und kann ihnen nicht helfen. Der Rückzug über Scharnitz kostet noch schwere Opfer. Die Welt aber horcht auf. Ein Land hat sich selbst befreit, hat entgegen den Regeln einer hochentwickelten Kriegskunst, einen tüchtigen Feldherrn und ein tapferes Heer geschlagen. Der Ruhm der Eidgenossen ist auf die Tiroler übergegangen.

In den Kriegen mit Frankreich und Napoleon wird mehrmals der Tiroler Landsturm aufgeboten. Die Schützen schlagen sich tapfer, besonders im blutigen Treffen von Spinges, ohne daß ihr Eingreifen den Verlauf des Krieges entscheidend zu beeinflussen vermag. Im Jahre 1805 muß Österreich Tirol an Bayern abtreten. Das Land wird unter eine Herrschaft gestellt, die mit außerordentlichem Ungeschick auftritt, so daß Tirol die Trennung von Österreich als unerträglich empfindet. Man nimmt auf die Armut des Landes keine Rücksicht, wie dies der Kaiserstaat getan hatte. Den Tirolern erwachsen schwere finanzielle Schädigungen bei der Umwechslung des österreichischen Papiergeldes. Das Bergland leidet durch den Verlust seiner Märkte, ohne Absatzmöglichkeiten zu finden. Die bayrische Regierung greift in das kirchliche Leben Tirols ein, weist Bischöfe aus, hebt berühmte Stifte des Landes, wie Stams, Wilten und Fiecht auf. Widerspenstige Priester werden entfernt. Man versucht unter Bruch der alten Privilegien des Landes, die Tiroler zum Militärdienst einzuziehen.

Das Land ist in Gärung. In Wien aber will man einen neuen Waffengang mit Napoleon wagen, und Erzherzog Johann, der begeisterte Freund Tirols, betreibt einen gleichzeitigen Aufstand der Tiroler. Ende Jänner 1809 erscheint mit einer Deputation der Sandwirt vom Passeier, Andreas Hofer, in Wien, wo der „Bartige" 6 Tage weilt und dreimal mit dem Erzherzog Johann und dessen Vertrauten, dem Tiroler Freiherrn von Hormayr, die

beabsichtigte Erhebung bespricht. Sie soll im Anschluß an den Einmarsch österreichischer Truppen erfolgen.

Als das Habsburgerreich den Krieg gegen Napoleon eröffnet, marschieren am 9. April die Österreicher im Pustertal ein. Es ist das Korps des Generals Chasteler. Mit ihm kommt Hormayr, die Regierung des Landes zu übernehmen. Die Südtiroler, bei denen Hofer die Seele der Erhebung ist, säubern das Land am Eisack. Im Unterinntal ruft Franz Speckbacher vom Rinn die Bauern auf. In erfolgreichen Gefechten werden die Bayern auf Innsbruck zurückgeworfen und müssen am 12. April kapitulieren. Auf dem Marsche zum Hauptkriegsschauplatz in Bayern wird der französische General Bisson in den gleichen Tagen von den Bauern erfolgreich beunruhigt und ergibt sich, mühsam im Tale vor Innsbruck angelangt, dem Führer des Nordtiroler Aufstands, Teimer. Nun erst treffen die Österreicher über den Brenner ein.

Indessen, der Mißerfolg des Erzherzogs Karl in Bayern macht einen Vergeltungszug der Franzosen und Bayern möglich. Unter dem Oberbefehl Lefebvres rücken zwei bayrische Divisionen im Lande ein. Chasteler wird bei Wörgl geschlagen und räumt das Unterinntal. Auf ihn, der völlig entmutigt ist und bald darauf auch persönlich schlimme Erlebnisse mit den enttäuschten Bauern hat, ist fortan für die Tiroler nicht zu rechnen Unter schweren Ausschreitungen besetzen die Sieger das Land. Da die Tiroler am Eingang des Zillertals heldenmütigen Widerstand leisten, geht Schwaz in Flammen auf. Lefebvre hält in Innsbruck Einzug.

Kaum aber ist die Hauptmasse seiner Kräfte aus dem für erobert angesehenen Tirol abgezogen und nur die Division Deroy zurückgeblieben, als Hofer den Willen zum Widerstande wieder erweckt. Wohl kann er den innerlich gebrochenen Chasteler nur auf ganz kurze Zeit mitreißen, aber Tausende der Bauern leisten ihm Folge. Von Südtirol aus wird das Land befreit, und Andreas Hofer erhebt sich nunmehr zum Führer des Aufstandes. General Buol, ein Unterführer Chastelers, erlaubt dem größeren Teil seiner Truppen, sich Hofer anzuschließen, der über den Brenner vorgeht. Überall ruft der unverzagte Kämpfer mit seinen Laufzetteln die „streitparen" Männer zusammen. Von Matrei aus wird zum Angriff auf Innsbruck aufgebrochen. Im Unterinntal, also am rechten Flügel der Angriffsbewegung, geht Speckbacher vor. Am 25. Mai wird heiß um den Besitz des Höhenkranzes gestritten, der am Südufer des Inntals aufsteigt. Der Berg Isel

steht im Mittelpunkte des Kampfes. Andreas Hofer leitet vom Schupfenwirtshaus an der Brennerstraße aus die Schlacht. Noch ist am Abend des ersten Kampftages die Entscheidung nicht gefallen, obwohl die Bauern sichtbar die Überhand haben. Die Oberinntaler sind noch nicht in den Kampf eingetreten, und der Sandwirt braucht dringend diese Entlastung. Einstweilen räumen die Bauern die erstrittenen Höhen, Hofer aber wird in seinem Schwanken, ob er nicht den Rückzug bis zum Brenner anordnen solle, durch die als wunderbar empfundene Erscheinung eines zum Kampfe ratenden Greises herausgerissen. Der Angriff wird am 29. Mai mit verstärkter Kraft wieder aufgenommen, etwa 12000 Bauern und 1300 Mann kaiserliches Militär gegen ungefähr 6000 Bayern. Den rechten Flügel führt wiederum der verwegene Speckbacher, den linken der Kapuzinerpater Joachim Haspinger, im Zentrum greift im entscheidenden Augenblick eines letzten bayrischen Gegenstoßes Hofer selbst ein. Am Abend haben die Angreifer in der Ebene Fuß gefaßt, Speckbacher hat gar die Innbrücke bei Hall genommen. Noch in der Nacht bricht Deroy lautlos auf, um auf der schlechten Straße des linken Innufers eilig das Land zu verlassen.

Wieder scheint alles gewonnen. Aber auf dem Marchfelde wird der Erzherzog Karl von Napoleon geschlagen und schließt einen Waffenstillstand, der das Land Tirol preisgibt. Das geschieht, obwohl der Kaiser Franz noch in einem Schreiben vom 29. Mai den Tirolern versprach, daß die Grafschaft Tirol mit Einschluß Vorarlbergs, das sich gleichfalls ruhmvoll erhoben hatte, „nie mehr von dem Körper des österreichischen Kaiserstaates soll getrennt werden und daß ich keinen anderen Frieden unterzeichnen werde als den, der dieses Land an meine Monarchie unauflöslich knüpft".

Die österreichischen Truppen, auch Hormayr, Teimer und viele andere verlassen das Land. Hofer aber, der die Franzosen in Tirol einrücken sieht, bleibt und hält auch den tapferen Speckbacher von der Flucht ab. Er ruft das Land mit der eindringlichen Kraft seiner schlichten Worte zu neuer Erhebung auf. Haspinger leistet eifrige Hilfe. Schon naht, über den Brenner kommend, die französische Division Rouyer, aus Sachsen und Rheinbündlern bestehend. In der Eisackenge unterhalb Mauls stoßen sie auf mächtige Verhaue, und hier setzt das Feuer der Bauern ein. Heiß wird tagsüber gegen die vordringenden Sachsen gestritten, bei Mittewald und an der Peißerbrücke bei Oberau. Am Abend des 4. August sind die Bauern entmutigt,

aber am nächsten Tage greifen sie wieder an. Rouyer kehrt um, seine Nachhut aber wird in der „Sachsenklemme“ von Haspingers und Speckbachers Scharen angefallen. Nur ein Teil kann sich durchschlagen, die andern müssen nach verzweifeltem Kampfe im Dorfe Riol kapitulieren. Vergebens versucht nun Lefebvre, der Oberbefehlshaber der ins Land eingedrungenen Franzosen, den Weg nach Südtirol zu erzwingen. Aber der wackere Haspinger hat die Straße nunmehr völlig unwegsam gemacht. Lefebvre muß unter Verlusten nach Sterzing zurückkehren, wo bereits Hofer, über den Jaufenpaß herangekommen, seine Scharen sammelt. Heiß wird nun bei Sterzing gekämpft. Der Marschall entschließt sich, da Verhandlungen mit den Bauern nichts fruchten, den Rückzug nach Innsbruck anzutreten. Dazu mahnt ihn dringend der furchtbare Mißerfolg, den bayrische Truppen an der Pontlatzer Brücke im obersten Tiroler Inntal erlitten haben. Wieder Verhaue, Steinlawinen, tödliche Kugeln! 800 Mann müssen kapitulieren. Schon früher waren in der Lienzer Klause aus Kärnten vordringende Franzosen zur Umkehr gezwungen worden.

Die bei der Pontlatzer Brücke geschlagenen Bayern werden bis Innsbruck verfolgt. Eine gewaltige Erhebung im Inntal kündigt sich an. Deroy muß bereits auf den Höhen im Süden von Innsbruck kämpfen, als Lefebvre schwer bedrängt den Brenner herabsteigt. Der Rückzug artet fast in Flucht aus. Nach einem Rasttag am 12. August greifen die Bauern, aufs neue durch Hofers Laufzettel aufgerufen, an. Der „Pater mit dem roten Bart“ und Peter Mayr, der Wirt an der Mahr, führen das Zentrum. An die 15000 Tiroler wenden sich gegen die insgesamt 15800 Mann Lefebvres. Es ist Sonntag. Die Bauern hören die Messe, ehe sie in den Kampf ziehen. Es wird ein verzweifeltes hin- und herwogendes Ringen. Der starke und tapfere Feind führt immer wieder kraftvolle, gefährliche Gegenstöße, denen gegenüber Hofers Parole lauten muß: „Grad nit aufferlassn tiet ös sie!“ Schließlich bringt am Abend der verwegene Heldenmut Speckbachers die Entscheidung. Er nimmt die heiß umstrittene Sillbrücke und wirft den Gegner ins Stift Wilten zurück. Der Feind gibt sich geschlagen, am Abend des 14. August räumt er Innsbruck und Nordtirol. Hofer ist nun zum Befreier seiner Heimat, zum alleinigen Führer aufgestiegen. Auf das Drängen aller übernimmt er nun als „Oberkommandant von Tirol“ die Leitung des Landes. Seine unmittelbaren Helfer sind der Schullehrer Purtscher und Matthias De-

lama. Hofer führt in der Innsbrucker Hofburg ein patriarchalisches Regime. In allerschwierigster Lage wird ehrliche Verwaltungsarbeit geleistet. Die Landesverteidigung, erschwert dadurch, daß sich Kufstein gegen die Tiroler behauptet, wird ins Salzburgische vorverlegt. Haspinger will sämtliche Alpenländer zur Erhebung bringen. Es glückt ihm, am 25. September den Paß Lueg zu erstürmen, am gleichen Tage erficht Speckbacher in den Pässen von Lofer einen glänzenden Sieg. Aber über den Lueg vorstoßend, werden die Bauernscharen des Haspinger bei Hallein verjagt. Auch nach Kärnten machen die Tiroler Vorstöße, ohne daß sich aber das Land anschließt, während der salzburgische Pinzgau sich mit Tirol verbindet.

Der Kaiserhof aber schwankt, ob der Krieg gegen Napoleon wieder aufzunehmen ist oder nicht. Kaiser Franz schickt an Hofer eine goldene Ehrenkette und 3000 Dukaten. Trotzdem wird dann der Frieden von Schönbrunn abgeschlossen, der Tirol preisgibt. Napoleon aber läßt nun das Land konzentrisch angreifen, von Kärnten, von Italien, von Salzburg und von Bayern her. Speckbacher wird bei Melleck (unfern von Lofer) geschlagen, die Pässe, auch der Lueg, fallen. Hofer muß Innsbruck verlassen. Er fleht den Kaiser um Rettung des Landes an. Der Berg Isel fällt am 1. November in Feindeshand. Beim Sandwirt ist schon vorher verzweiflungsvolles Schwanken eingetreten. Es ist an dem Frieden nicht mehr zu zweifeln und er zweifelt doch immer wieder. Kann denn der Kaiser Franz die tapferen Tiroler verlassen? Aufwiegler bemächtigen sich des treuen Mannes. Im Norden ist der Aufstand zu Ende, aber im Süden flammen die Kämpfe wieder auf. Die Franzosen erleiden im Grödnertal einen Mißerfolg. Hofer, der schon auf den Sandhof zurückgekehrt ist, wird nochmals zur Erhebung bewogen. Bei Riffian, unweit Meran, werden die Franzosen geworfen, am 16. November kommt es am Kiechelberge vor Meran zu einer wahren Schlacht. General Rusca muß den Rückzug nach Bozen antreten. Am 22. November müssen zudem an die tausend Franzosen, die über den Jaufen ins Passeier gekommen sind, nach viertägigen Kämpfen bei St. Leonhard die Waffen strecken. Französische Hilfstruppen aber, die nun den Jaufen hinabkommen, finden keinen Widerstand mehr. Der Aufstand, nach dem Friedensschluß Österreichs nur noch ein Verzweiflungsunternehmen, ist jäh zusammengebrochen. Im Pustertal aber enden die letzten Feindseligkeiten erst anfangs Dezember.

Furchtbare Strafen brechen nun über das Land herein. Auch der Wirt an der Mahr, der noch nach dem drohenden Befehl des Vizekönigs, die Waffen niederzulegen, gekämpft hatte, wird verhaftet. Der französische General möchte ihn retten. Wenn er erklärt, er habe den Befehl nicht gekannt, wird er begnadigt. Wie schön sagt Hirn in seiner Geschichte des Aufstandes: „Wer hätte zweifeln mögen, daß der Delinquent mit beiden Händen nach solchem Rettungsboote griff! Doch der Wirt an der Mahr war mit einem Schilde der Gewissenspflicht und Wahrheitstreue gepanzert, über dessen Reinheit er mit der stahlharten Festigkeit eines altfreien Ritteners, wie seine Ahnen, die Mayr am Köllhof, waren, gewacht hat. Mochte ihn sein wackerer Verteidiger vor dem Gericht, mochten ihn Freunde, selbst seine flehende Gattin bestürmen, er blieb unbeugsam: Die Kundmachungen des Feindes habe er wohl gekannt, aber ihnen nicht geglaubt. Und so streckte auch ihn am 20. Februar eine Salve auf der Bozener Tuchbleiche dahin. Es war edles Blut, das da gekeltert wurde."

Andreas Hofer hat sich geweigert zu flüchten. Nach einigem Ortswechsel hält er sich mit seinem treuen Adjutanten Kajetan Sweth, den er Döninger nannte, auf der Brantacheralm auf. Hier entdeckt ihn der elende Raffl und verrät ihn für die 1500 Gulden, die auf Hofers Kopf stehen. Der Sandwirt, zu dem inzwischen Weib und Kind gekommen sind, wird im Morgengrauen des 28. Jänner 1810 von den Franzosen in seinem Schlupfwinkel unter Mißhandlungen verhaftet. Von Meran wird er nach Bozen, dann nach Mantua gebracht. Napoleon gibt den Auftrag, ihn erschießen zu lassen. Das Kriegsgericht am 19. Februar tagt nur zum Schein. Der Sandwirt wird von seinem treuen Freunde Sweth getrennt. Er soll Abschied nehmen von der Welt und tut es ohne Furcht. Sein letzter Brief, der das Zeitliche ordnet, geht an den Freund Pühler in Neumarkt, ein königliches Schreiben: „Geschrieben um 5 Uhr in der Früh, und um 9 Uhr reis' ich mit Hilf aller Heiligen zu Gott." Das Urteil wird um 11 Uhr auf der Bastei von Mantua vollzogen. Der Sandwirt stirbt als Held.

Heldentum alter und neuer Zeit, noch im Weltkrieg der herrliche Kampf der Kaiserjäger, Kaiserschützen und der Standschützen, vielfach Greise und Kinder! Johann Senns Verse vom Tiroler Adler wurden immer wieder bestätigt. Für Tirol war der rote Adler niemals nur Wappen.

Täler und Städte von Tirol

Die Heerstraße des Inn und ihre Städte – Das herrliche Innsbruck – Schwaz, die alte Kupfer- und Silberstadt – Wilde Täler in den Ötztaler Alpen – Der Weg der Sill – Das Stubaital – Im Zillertal – Das Außerfern – Adolf Pichler und Hermann Gilm

—

Als ein echter Bergfluß kommt der Inn aus dem schmalen, verschwiegenen Engadin. Er ist von Nauders an schon eine Weile Grenzfluß, ehe er in den Engraum von Finstermünz und damit ins Tirolerland eintritt. Nun eilt er stürmisch, seine Gletscherwasser aus dem Kaunser Tal her verstärkend, in gewundenem Laufe nach Landeck, wo er die Sanna empfängt, die seine Kraft gewaltig mehrt. Ihre Laufrichtung bestimmt seinen weiteren Gang zwischen den Lechtaler Alpen im Norden und dem Urgebirge im Süden. Das Inntal wird von hier an breiter. Landeck aber, die alte Grenzhüterin, liegt noch beengt am Fuße hoher Berge, der Parseierspitze im Norden und der Ausläufer der Silvretta im Süden, da, eine Stadt der letzten gründlichen Wegrast vor dem Aufstiege zum Arlberg.

Der schöne, für die Verbindung nach dem Westen, Vorarlberg und der Schweiz, vor der Erbauung der Eisenbahn besonders bedeutsame Bergpaß wird von Landeck aus durch das Tal der Sanna, bald aber des einen ihrer Quellflüsse, der Rosanna, erreicht. Das Rosannatal führt den Namen Stanzer Tal. Bergeng geht es zwischen den Abstürzen des Ferwall, die stolz ihre Gletscherkrone tragen, und den wilden Lechtaler Alpen aufwärts, bis bei St. Anton der Paßweg vom Tale zur Höhe des Arlberg emporsteigt. Hier steht St. Christoph, das kleine Herbergshaus in der einstmals so großen Verlassenheit des Hochweges, die heute durch den herrlichen Schneereichtum selbst im Winter lebhaftestem Verkehr gewichen ist. Nach rückwärts zu läuft das alte Hospiz in eine Kapelle aus. Der kühle andachtsvolle Raum birgt in einer Ecke ein großes spätgotisches Christophorusstandbild. Es ist eine schöne Figur voll Ernst und Würde, die den Wanderern wohl zuzusprechen vermochte auf ihrer langen Fahrt. – Das Tal der Trisanna, das zweite Quelltal, wird das Paznaun genannt. Langgestreckt zieht es sich zwischen der Silvretta, wo die Trisanna entspringt, und der Ferwallgruppe dahin. Hoch steigen die Orte in dem gegen Osten zu geöffneten Bergeinschnitt empor. Das an Gasthöfen reiche Galtür liegt fast 1600 m hoch, Ischgl

noch 1377, Kappl 1258. Zum Wintersport wie im Sommer wird das Hochtal viel besucht, weil es eine der schönsten Bergwelten der Ostmark erschließt.

Von Landeck bis nach Telfs nimmt der Inn einen schwach nordwestlichen Lauf. In der Talweite von Imst empfängt er von Norden den Gurglbach, der vom Fernpaß herunterkommt, dem bequemen Wegweiser ins Loisachtal nach Oberbayern. Von dem behaglichen Städtchen abwärts wird der Inn, der alsbald aus den Ötztaler Alpen die Pitz empfängt, nochmals recht einsam. Der hohe, langrückige Tschirgant drängt sich mit steilen Abstürzen von Norden her an den Fluß, vom Süden aber kommt mit einer gewaltigen Schuttmure die wilde Ötztaler Ache. In der Einsamkeit des nun wieder sich weitenden Tales liegt auf dem rechten Ufer das große Zisterzienserstift Stams mit einer lichten schönen Barockkirche und wunderbaren geschmiedeten Gittern. Das Stift wurde 1271 gegründet, ein Gedächtnis der Mutter Konradins an ihren so grausam entrissenen Heldensohn. Hier nahm sie Abschied von ihm, als er auszog, die reichste der Kronen seines Vaters zurückzuerobern. Noch heute werden in der Klosterkirche die für den unglücklichen Hohenstaufen gestifteten Gebete verrichtet. So liegt über dem ernsten Talstück die Erinnerung an den furchtbaren Ausgang unserer großen Kaisergeschichte des Hochmittelalters. Den graublauen Inn abwärts, zu dessen Seiten sich die Felder mehren, kommen wir nach dem langgestreckten Telfs, über dem die Miemingerkette emporragt. Das sind wüste Steinklötze und riesenhafte Felsplatten, die sich zur Höhe von 2760 m erheben, als deren letzte die mächtige Hohe Munde vom Westen her gesehen ein besonders eindrucksvolles Bergbild ergibt. Am Fuße dieser Wildnis liegt über der Talsohle das grüne Mieminger Plateau. Im Süden von Telfs aber steigen die dunklen Schieferberge auf, die hier im Rietzer Grieskogel fast 2900 m hoch werden. Auch der weithinblickende schöne Hocheder gehört dieser Gruppe an. Von Telfs bis vor Innsbruck schlägt das Tal des nun schon breiten, reißenden Inn südöstliche Richtung ein. Er kommt an dem stattlichen Dorfe Zirl vorüber, von dem aus die Martinswand bestiegen wird. Das ist kein hoher Berg, sondern der fast senkrechte Absturz des Höchenberges, der der Solsteingruppe zugehört! Aber die eindrucksvolle Wand ist durch die legendarische Erzählung von dem Abenteuer und der wunderbaren Rettung des kühnen Gemsjägers Maximilian weithin bekannt. Heute führt ein kunstvoll angelegter, versicherter Steig zu der 260 m über dem Inn gelegenen Höhle, von der aus die

Mais- und Getreidefelder des wohlbestellten, hier schon weiteren Tales wie aus der Vogelschau sichtbar werden. Am anderen Ufer sehen wir die Melach aus dem Stubai mit starkem Wasser dem Inn zueilen. Über den südlichen Vorbergen wird die schöne Gletscherrose des Olperer sichtbar.

Von Zirl, das Ausgangspunkt ist für lockende Wege und Jagdsteige in die Solsteinkette des Karwendelgebirges, führt die Straße über den Zirler Berg auf die grüne Hochfläche von Seefeld (1180 m). Das kleine Dorf ist heute von Hotels und Pensionen umschlossen, weil es sich als Wintersportplatz eines gewaltigen Zustroms von Skifahrern erfreut. Die Straße senkt sich, durch einsamen Wald ziehend, nach dem bergschattigen, fast düsteren Scharnitz an der oberen Isar, einem idealen Standort für kühne Hochtouren im Karwendel. Nahe diesem Dorfe, an der bayrischen Grenze, liegen die Reste der Porta Claudia, die als ein starkes Bollwerk während des Dreißigjährigen Krieges von der umsichtigen Landesherrin Claudia zum Schutz des Tiroler Landes vor den Schweden angelegt wurde. Die Franzosen haben die Festung 1805 umgangen und zerstört. – Die Strecke von Scharnitz nach Innsbruck wird durch die auf kühner Trasse heraufgeführte Mittenwaldbahn, die nach der Talseite zu herrliche Ausblicke ermöglicht, rasch zurückgelegt. Mit dem Siegeslauf des Autos kommt aber die alte Zirlerbergstraße, die schon Goethe auf seiner ersten italienischen Reise benützte, wieder in ihre Rechte.

Bei Zirl endet das Oberinntal, der erste, oft noch sehr enge Teil des Innlaufs. Das Tal wird nun weiter, sonnenoffener und fruchtbarer. Auf seiner Südseite erfährt es bergwärts eine erhebliche Verbreiterung durch die alten Innterrassen, die in einer Höhe von 700 bis fast 1000 m das Inntal begleiten und mit fruchtbaren Feldern von Mais, der in Tirol Türken heißt, und von Korn bedeckt sind. Auf diesen breiten, meist ganz ebenen Flächen, die zum Tal mit waldreichen Hängen abfallen, liegen zahlreiche alte Dörfer, wohlhabende Bauernorte. An den stattlichen, hier in Tirol wie in Salzburg stets blumengeschmückten Häusern wird im Spalier die Marille gezogen, deren herrliche Früchte trotz der Höhenlage reif werden. – Solche Innterrassen sind die von Oberperfuß gegenüber der Martinswand, die lange von Axams und Götzens, die bis zur tiefen Sillschlucht reicht, und als größte die von Igls, Lans und Rinn zwischen Innsbruck und Hall. Noch das kleine Weerberg mit seinen beiden Wallfahrtskirchen liegt auf einer solchen Terrasse. Abwärts von Hall entspricht dieser seltsamen Erscheinung auf dem

anderen Innufer das waldreiche Plateau des Gnadenwalds. Die Orte im Mittelgebirge, wie die Terrassenhöhen auch genannt werden, sind ein wertvoller Besitz des Innsbrucker Umkreises. Trotz eines sehr lebhaften Besuchs durch Ausflügler und Sommerfrischler haben sie noch unverfälschtes Bauerntum. Aus Axams, einem besonders stattlichen Orte, ist der Dramatiker Karl Schönherr gebürtig. Der heute über 60 Jahre alte Dichter wurde durch die Wucht und Knappheit seiner Volksstücke weit bekannt. Sein Drama „Erde", das aufwühlende Glaubensstück „Glaube und Heimat", die Tragödie „Der Weibsteufel" und die Dramen aus der großen Geschichte des Landes „Volk in Not", „Der Judas von Tirol" und das letzte, in einzelnen Teilen noch immer ergreifende „Die Fahne weht" reißen auf der Bühne mit. Schönherr ist einer der bedeutendsten deutschen Dramatiker.

An der Schwelle vom Oberinntal zum Unterinntal liegt die Landeshauptstadt Innsbruck, ringsum von mächtigen Bergen umrahmt. Unmittelbar über den Häusern der Altstadt scheinen die hohen Steilhänge und Felsgrate der Nordkette, der Solstein, das Brandjoch, die Felsnadel der Frau Hitt Hafelekar und Stempeljoch aufzusteigen. Die lange Mauer des Karwendels wird nach Osten hin durch den quer vorgreifenden Zug des Kellerjochs bei Schwaz abgeschnitten. An ihn schließen sich die sonnbeglänzten Almberge an, die sich südlich von Innsbruck mit dem wohlgeformten Patscherkofel gegen den Taleinschnitt der Sill zu senken. Es ist ein langer Hochkamm mit sehr viel Wald, der sogleich über dem Mittelgebirge aufsteigt. An Sommertagen gewährt schon die Sicht in diese stille tiefgrüne Zone aus den heißen Innsbrucker Gassen eine Erquickung. Zur Rechten der Sill wird das Blickfeld durch die edel geformte Waldrasterspitz oder Serles bestimmt. An sie schließen sich Nockspitze und Kalkkögel und hinter der Einbuchtung des Sellraintales der hohe Zischgeles und die Schöntalerspitze, dann die mächtige Roßkogelgruppe und die Berge des Oberinntals. Wir steigen nur ein wenig im Norden über die Stadt empor, und neben der Serles wird der eisgepanzerte wuchtige Habicht sichtbar, der schon 3279 m hoch ist. Gehen wir aber im Karwendel höher, so gewahren wir bald über den Schieferbergen, die das Tal im Süden bekränzen, die Gletscher, Firne und Schneefelder, die zahllosen Hörner, Gipfel und Zacken der Ötztaler, Stubaier und Zillertaler Alpen, ja selbst der Tauern. Dieses gewaltige Panorama, besonders an kühlen Morgen voll Kraft und Klarheit, am Abend lieblich und weltabschließend,

tritt uns vom Gipfel des Hafelekars (2334 m), der durch eine Seilbahn von Innsbruck aus erschlossen wird, entgegen. Wir stehen hier auf einer der Spitzen des Karwendels in einer Wildnis von Fels und jähen, in grausige Tiefe führenden Abstürzen. Tief unten der Inn mit gewundenem Tallauf, fast senkrecht unter uns die alte Stadt an den beiden Ufern, über ihr wie ein Schwalbennest am Absturze das schmale Plateau der Hungerburg. Eine wahre Fülle von Hochgipfeln erfaßt der Blick. Selbst die stolzen Dolomiten erscheinen mit einzelnen Zacken. Der Talweg zum Brenner wird mit seinen grünen Wiesen und verstreuten Häusern sichtbar. Zahlreiche Dörfer in den Tiefen, besonders die nahen im Unterinntal, die kupfernen Türme des Städtchens Hall, das sich so kurz vor Innsbruck ausbreitet, die vielen Türmchen von Kirchen und Kapellen auf den Innterrassen, das kleine zwiebelige von Oberperfuß, das hohe spitze von Axams, von Vill, von Lans und Sistrans! Es ist überraschend, wie viele Siedlungen sich auf diesem engen Raume zusammendrängen.

So ist Innsbruck eine Stadt der Berge. Von der Stadt selbst aus kann eine ganze Reihe von Gipfeln in einfacher Tagestour erreicht werden, vor allem die der Nordkette mit ihren schönen Kletteraufgaben. Die Berge glänzen von allen Seiten in die Stadt. Bald reißt uns das Panorama der Nordkette empor, das besonders in den Morgenstunden etwas Herzerhebendes hat und hoch über dem Goldenen Dachl den Abschluß der ruhevoll schönen Maria-Theresien-Straße und ihrer kurzen Fortsetzung der alten Friedrichstraße bildet. Bald sieht die Serles erhaben und groß auf einen der Plätze, bald erscheint das dunkle Grün eines der ferneren Berge, wie etwa des hochaufgerichteten Roßkogels, von dem her die schweren Sommergewitter über der Stadt aufziehen, bald wieder wird der sanfte Patscherkofel oder der viel höhere Glungezer sichtbar. So wird man in dieser Stadt immer in die Berge gelockt, und am Südtiroler Platz stehen auch schon die Postautos bereit, die in die nahen Herrlichkeiten führen wollen. Höhen, Gipfel, Sommerfreude, Bergstraßen und liebliche, kühle Täler! Innsbruck ist ein wahrer Inbegriff von Urlaubsglück und Lebensfreude.

Aber es redet auch vernehmbar seine eigene Sprache als Stadt. Seit 1420 das Haupt des Landes, erfuhr es einen starken Ausbau, und Kaiser Maximilian, der unermüdliche Jäger im Karwendel und Rofan, liebte die Stadt am Inn so, daß er sie zur Residenz seiner Erbländer und zur Kaiser-

stadt Deutschlands machen wollte. Er schenkte ihr das herrliche Wahrzeichen des Erkers mit dem vergoldeten Dach aus Kupfer, ein Werk der spätesten Gotik, das als Goldenes Dachl geradezu in die Geschichte des Landes einzog. Der Herzog Friedrich mit der leeren Tasche, so sagte die Überlieferung, habe nach schweren Bedrängnissen seiner Herrschaft dieses Dach aus purem Golde errichten lassen, um seinen Feinden zu zeigen, daß seine Tasche wieder gefüllt sei, daß der ihm gegebene Spottname nicht mehr zutreffe. Tatsächlich aber stammt von Friedrich nur der Bau des Fürstenhauses, an dem sich der Erker befindet. Fürstenhaus! Die Herren von Tirol waren nicht Herzöge, sondern gefürstete Grafen. Maximilian gab der Stadt auch die Zierde seines Grabmals, von dem wie von dem Gebäude der schönen Hofkirche an anderer Stelle zu sprechen ist. Neben das Fürstenhaus, das für den Hof später nicht mehr verwendet wurde, stellt sich mit kupfernen Türmchen über dem gelblichen Gemäuer die von Maria Theresia erbaute Hofburg. Sie liegt am freien Rennplatz gegenüber der malerischen Hofkirche, mit ihr durch die sehenswerte Kostbarkeiten enthaltende Silberne Kapelle verbunden. Auf dem Platze, von dem eine schöne Pappelallee zum Inn führt, steht auch das Gebäude der Stadtsäle und das Theater.

Wie nur Salzburg daneben bietet Innsbruck Stadtbilder von einmaliger Prägung, da überall die Berge die großartigste Kulisse stellen. Die hohen gotischen Häuser der Friedrichsstraße mit ihren Laubengängen, ihrer einmaligen Wucht, gebaut, als wären sie in den Fels verankert! Das enge Gewinde der mittelalterlichen Altstadt, unzerstört, mit hohem kühlem Gemäuer! Die behaglichen Häuser der Maria-Theresien-Straße meist aus dem beglückten, in seiner erblühten Lebensstärke nicht mehr erreichten 18. Jahrhundert! Diese Straße stimmt heiter, als wollte sie vom schönen Gebrauch des Lebens, vom Wert des Daseins und dem goldenen Boden alles Werkens und Sichbemühens reden. Die Annasäule in ihrer Mitte, Gedenkzeichen an die erste Befreiung Tirols im Jahre 1703, reckt sich schlank und feierlich auf, die nahen Berge anzurufen, daß sie diese Stadt und im besondern die schöne Straße schirmen. Den Abschluß der Maria-Theresien-Straße scheinen nach Süden die waldigen Höhen über der Sill zu bilden. Sie ist also ganz in die großartige Natur hineingestellt. Ihr tatsächliches Ende aber ist die wuchtige Triumphpforte, für Kaiserin Maria Theresia und ihren Gemahl Franz Stephan errichtet, als ihr Sohn Leopold hier seine Hochzeit hielt.

Die Stadtbilder von Salzburg sind gewiß mehr noch als die von Innsbruck in Schönheit getaucht, aber die Innsbrucker sind härter und wuchtiger, der anderen Berglage entsprechend. Sie haben ein altdeutsch-bürgerliches Gepräge, aber einer Bürgerlichkeit, der noch Fürsten und Kaiser zugehörten wie Maximilian, der mit den Künstlern seiner Werke als Freund umging und in ihrer Werkstatt saß.

Über dem Inn, der mit grauer Wucht, unberührt von Menschenwerk, die Stadt durcheilt, liegen alte Orte, Mariahilf, Hötting und das behäbige Mühlau. Sie haben sich lang gegen die Eingemeindung in die Stadt gewehrt, von der sie nur durch den Fluß getrennt waren. Den Hang empor ziehen sich die alten Häuser, gelegentlich noch richtige Bauerngiebel, wie wir sie in den Tälern des Inn, des Eisack oder der Etsch noch oft ähnlich antreffen können. Schön über der Stadt liegt Büchsenhausen, heute eine Brauerei, einst das Schloß des Kanzlers Biener. Noch höher erhebt sich das Schlößchen Weiherburg mit schönem Blick auf die Berge südlich des Inns. Hier wird bereits der mächtige Habicht sichtbar.

Wir sehen am anderen Innufer, schon an den Rand der Berge gerückt, das wuchtige Kloster Wilten, das eng mit der Landesgeschichte verknüpft ist. Allerdings hatte Stams vor ihm den Vorzug, daß es, nicht Wilten, die Begräbnisstätte der Landesfürsten wurde. Auf dem Wiltener Boden erbauten bereits die Römer den Platz Veldidena. Von Wilten aus wird der Berg Isel erstiegen, ein sanfter, nur gegen die wilde Sill zu, die hier aus Schluchtwäldern heraustritt, steil abfallender Hügel. Man würde ihm zunächst die große Vergangenheit nicht anmerken. Auf seiner breiten Kuppe aber erhebt sich in einer schönen Anlage das Denkmal des berühmtesten Tirolers, Andreas Hofer. Wo der Berg in die Tiefe absinkt, steht im leuchtenden Kaisergelb der Ruhmestempel des Landes. Die Tiroler Kaiserjäger, denen der Berg seit mehr als 100 Jahren gehört, haben dort ihr Museum mit vielen Erinnerungen an die alte Regimentsgeschichte. Schlachtfelder von Italien, der siegreiche Feldmarschall Radetzky, Hofer und Speckbacher, alte Uniformen und Waffen, kostbare Beutestücke erscheinen vor uns, aber auch zahllose Erinnerungen an die Kämpfe des Weltkriegs, die furchtbaren Blutopfer von Galizien und Russisch-Polen, das Ringen am Monte Cimone, am blutgetränkten Pasubio. Bilder von Führern und Kämpfern, Stellungsskizzen, Zeichnungen und Gemälde, ein erstaunlicher Reichtum!

Der Berg Isel trägt hinter dem Andreas-Hofer-Denkmal an der Bergseite noch manchen Stein des Gedenkens, am meisten aber ergreift Piffraders Relief zu Ehren der gefallenen 20000 Kaiserjäger mit einem Gedicht auf der Bronzetafel, die zu seinen Füßen liegt:

„Gerungen wie die Helden,
Verblutet Mann um Mann!
Nur Lieder werden melden
Was Großes sie getan;
Und findet man einst Gräber
Im Sand, die niemand kennt:
Das waren Kaiserjäger
Vom großen Regiment!"

Ein solches Grab der Tiroler Kaiserjäger befindet sich auf der Höhe des Pordoijochs in Südtirol, wo die Tapferen im Frieden der Berge schlafen, um die sie so heiß und heldenmütig gestritten.

Die Bergseite im Süden des Inn trägt auch das schmucke Schloß Amras. Es ist ein alter Bau aus dem 11. Jahrhundert, der ein halbes Jahrtausend später seine große Zeit erlebte. Erzherzog Ferdinand saß als Statthalter seines kaiserlichen Vaters in Innsbruck und ihm zur Seite Philippine Welser, die reiche Bürgerstochter aus Augsburg, durch ihre besondere Schönheit weithin berühmt. Sie war des Erzherzogs rechtmäßige Gemahlin geworden, aber der Kaiser, über die unebenbürtige Ehe erbittert, erzwang die Geheimhaltung. Erst nach dessen Tode konnte Ferdinand die geliebte Frau vor aller Welt sein eigen nennen. Philippine Welser, deren Bild auch heute noch überall in Innsbruck verkauft wird, erhielt von ihrem Gemahl das durch einen Umbau mächtig erweiterte Schloß. Ihr seltsames Los wurde erst kürzlich von dem hochbegabten Tiroler Dichter Josef Wenter in einem schön gestalteten Schauspiel geformt, das zur Zeit mit vielem Erfolg vom Burgtheater in Wien gespielt wird.

Ehe wir von Innsbruck Abschied nehmen, wollen wir noch den überwältigenden Blick in uns aufnehmen, den auf die Stadt und ihre Bannmeile, zugleich auf fast alle Berge von Tirol der schöne Patscherkofel gewährt. Früher gab es von Innsbruck aus eine immerhin fünfstündige Wanderung, ehe die Kuppen des Gipfels erreicht waren. Der Berg mußte erst verdient werden,

und es war im Grunde recht so. Heute führt uns das Postauto rasch entlang der Sillschlucht hinauf auf die Höhe von Vill und weiter zum Luftkurort Igls am Rand der großen Wälder, die zum Patscherkofel ansteigen. Was früher noch 4 Stunden Aufstieg war, verwandelt die Seilbahn in wenige Minuten Fahrt. Erfreulicherweise ist die Endstation aber nicht auf den Gipfel gesetzt, sondern neben das alte Schutzhaus, und es gibt immerhin noch einige Zeit zu steigen, ehe der aussichtsreiche Berg richtig erreicht ist. Aber was für ein Steigen! Auf schönem Wege hoch über dem Wald herrlicher Zirbelkiefern und starker Fichten, durch Felder von Alpenrosen, dann über Grashänge, endlich durch ein Gewirr verwitterter Blöcke, die von der gelben Landkartenflechte überzogen sind. Bei jedem Schritte aufwärts weitet sich die Bergsicht. Der Anblick der schneeig-weißen, erhabenen Stubaier, der wilden Zillertaler ist von einzigartiger Schönheit. Ob die Sicht nun rein und klar ist oder die Gipfel im Sonnendunst fast verdämmern und über ihnen die Sommerwolken stehen oder ob schwarzes Gewölk über dem Habicht und der herrlichen Serles sich zusammenzieht, nahendes Gewitter verkündend, immer ist die Aussicht schön und unverlierbar. Nach dem Norden hin steht eine Mauer, wie kein Menschenwille sie zu fügen vermag, das langgestreckte Karwendel, Wand an Wand, ein einziger riesenhafter Steilhang mit erhabenen Felskronen, bis gegen Nordost die Landsperre langsam niederer wird, zur Senke von Eben hin. Zu Füßen aber sehen wir den Inn weither aus dem Oberinntal kommen, ein geschlängelter Lauf, der von der Höhe her so schön beglänzt aussieht, wie versonnen seinen Weg zu nehmen scheint, ungern von dem einen Ort zum anderen weichend, zum Verweilen geneigt. Gerade so sanft und lieblich, wie etwa ferne Gletscher vom Tal aus erscheinen! Und wie wild sind sie doch in der Nähe, das Eisfeld mit seinen Spalten und Steilhängen, der Strom, der kein Erbarmen kennt, von Kindheit an, da er die kalten Gletscherwasser getrunken hat! Selbst im Sommer führt der Inn nur zu oft nach schweren Wolkenbrüchen Hausbalken und Trümmer menschlicher Wohnstatt einher, vollzogenes Verderben trotzig verkündend.

Auch dem flüchtigen Bergbesucher geht eine Vorstellung von der stillen Größe der Natur in den Alpen auf, wenn er in den Kessel des Hochtals blickt, das sich hinter dem Patscherkofel zum Rosenjoch hin aufbaut. Schweigend stehen urwüchsige Wälder da, endlos und friedlich steigen die Matten zu den Trümmerhalden der Hochgipfel auf, silberschimmernd eilen die Bäche

dahin. Nicht fremd und aufgezwungen, nein, wie seit jeher zugehörend dieser Umwelt, sind die Almhütten im saftigeren Wiesengrund als Hüter der großen Herden gesetzt. Welche Stille, welches ruhige Walten der Natur, welches Glück der Besinnung! Gesetz und ewige Ordnung, nirgends Willkür und entseelende Hast!

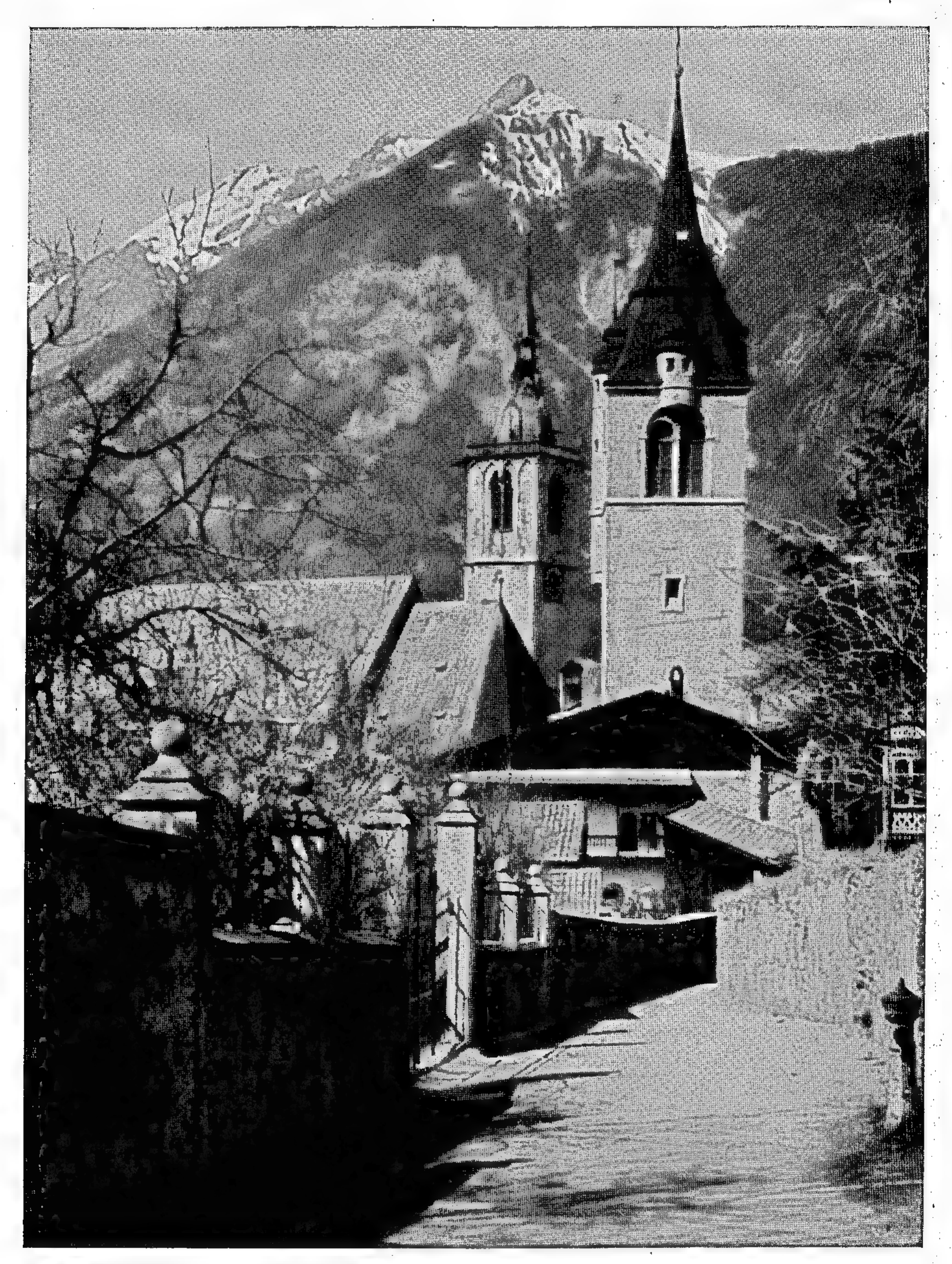
Nun aber steigen wir den Berg hinab. Wald und wieder Wald umfängt uns, bis die Fläche der Innterrassen erreicht wird und es nun auf einem der Wege, etwa am kleinen Lanser See oder dem grünen Mühlsee vorbei, abwärts nach Innsbruck geht. Bald ist die Talsohle des sonnigen Unterlands erreicht. Wir sehen, flußabwärts wandernd, mit weithin leuchtendem Kupferhelm den Münzturm der Salzstadt Hall, wo Maximilian seine Gedenkmünzen und Andreas Hofer seine Zwanziger prägen ließ. In gedrängtester Enge fügen sich die Häuser zusammen, manchen italisch anmutenden Winkel umschließend. Der silbrige Bettelwurf aber blickt blauschattig mit riesiger Steilwand über sonnigen Föhrenwäldern auf die kleine, schmucke Stadt.

Wasserreiche Bäche, ja Flüsse, empfängt der Inn aus den Wäldern und Höhen seines Urgebirgsufers, vom beinahe kahlen Kalkgebirge her aber kommen nur kleinere Bäche, jedoch mit wilden Schottergängen, wie der gewaltige des langen Vomperbachs. Dieser eilt durch einen Aufriß in den Nördlichen Kalkalpen vom Halleranger, wo er entspringt, fast bis zu seiner Mündung durch menschenleere Wildnis. Nun aber sind wir bald in der einst viel größeren Stadt Schwaz. Sie war im Mittelalter der Hauptplatz jenes blühenden Bergbaus, der den besonderen Reichtum des Tirolerlands ausmachte. Kupfer und Silber sind hier gefördert worden, und das Schwazer Aufkommen gehörte zu dem bedeutendsten von Europa. Als aber dann die Entdeckung der amerikanischen Metalladern eine viel gewaltigere und billigere Produktion ergab, begann der Abstieg für die Unterinntaler Bergwerke, die nun zum Dahinsiechen verdammt waren. Erst jetzt wird auch für sie wieder ein neues Leben beginnen. An die alte Bergbaublüte erinnern die Schlackenhalden, die bisweilen auch prächtige Stücke von Kupferbunterz enthalten. Manches Haus bewahrt noch über der Türe eingemauert etwas vom alten Segen, ein Stück Eisenblüte, blauen Kupferlasur oder Silbererz. Die stolzeste Erinnerung dieser Stadt aber, die an Größe in Tirol an dritter Stelle steht und keineswegs 10000 Einwohner erreicht, ist der gewaltige Kirchenbau mit seinem in edelster Patina erstrahlenden Kupferdach



Berghöfe und Bergmenschen von Tirol

Auf seinen Berghöfen an sonndurchglühten Hängen, über sich den hohen Himmel und die gewaltigen Berge, ist der Bauer noch ein Herr. In hartem, aber königlich freiem Leben schafft er als sein eigener Schicksalsträger und Lebenshüter für sein Volk.



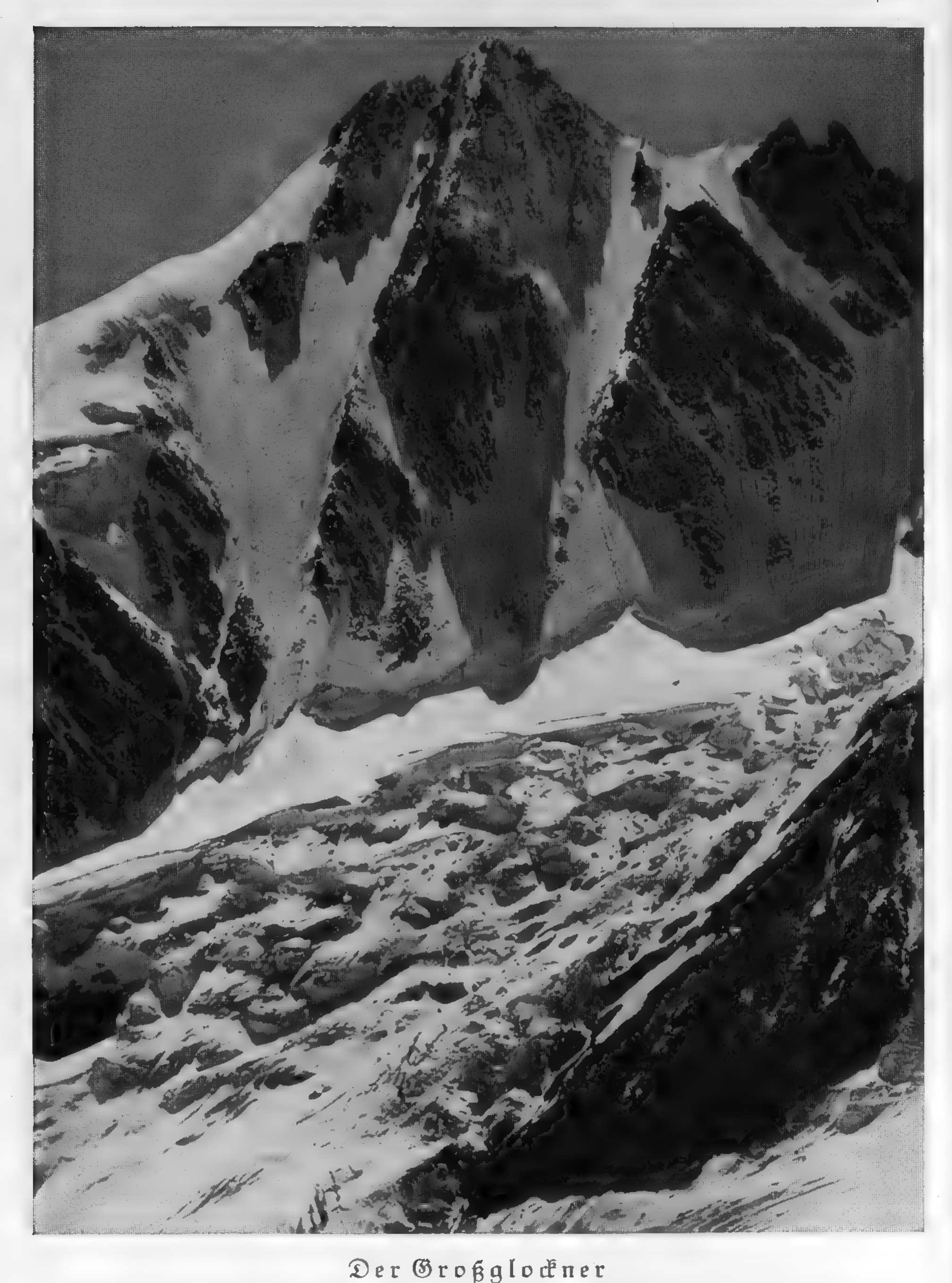
Schwaz in Tirol

Die alte Bergwerksstadt Schwaz breitet sich am rechten Innufer aus. In edler Patina erglänzen ihr mächtiges Kirchendach und der Turm, zu dessen Entlastung sich ein Glockenturm erhebt. Die steile Vomperkette überragt das reizvolle architektonische Bild.



Im obersten Zillertal

Schon wird das breite Tal des Ziller schmal, und die hohen Berge treten mit wallenden Mänteln von Hochwald und Panzern von Fels an das letzte Taldorf Mayrhofen heran. Von da gehört den Bergen das Recht, und die schweigenden „Gründe“ beginnen.



Der Großglockner

Österreichs höchster Berg, erhebt sich der Großglockner gewaltig über dem mächtigen Eisstrome der Pasterze. Furchtbar sind seine Eisrinnen und Steilhänge, aber stolz und majestätisch ragt der herrliche Hochgipfel empor.

und dem hohen wittergrauen Turm. Diese Schwazer Pfarrkirche ist vierschiffig, angeblich weil die Bergleute in ihrem übermütigen Selbstbewußtsein ein eigenes Schiff für sich allein beanspruchten. Die Kirche hat das grauenhafte Unglück überdauert, das der alten Stadt im Jahre 1809 zugefügt wurde. Auch die Kirche wurde damals vom Rauch des furchtbaren Feuers geschwärzt. Über den traulichen Gäßchen der am rechten Innufer weithingebreiteten Stadt erhebt sich auf grünem Hügel die Stammburg des deutschen Soldatenvaters Georg von Frundsberg. In dem einst so wichtigen Schwaz hatten auch die mächtigen Fugger ein Haus, das heute noch mit seinem schmucken Erkerturm und alten Fresken seinen Platz zu behaupten weiß.

Flußabwärts begegnen wir, in die Wandabstürze des langen Stanser Jochs gesetzt, dem Schloß Tratzberg. Am Ende der gotischen Zeit und zu Beginn der Renaissance wurde es im 16. Jahrhundert zu seiner schönen Gestalt gefügt. Gut erhalten, birgt es in seinem Inneren manchen interessanten Saal und schöne Einrichtung. Am rechten Ufer treten waldige Ausläufer des Kellerjochs hart an den Inn heran. Wir stehen unmittelbar vor der Einmündung des dunklen Ziller, während auf der anderen Seite von dem kleinen Dörfchen Jenbach aus Fahrstraße und Zahnradbahn nach dem grünblauen Achensee abzweigen. Hinter der Mündung des Ziller weitet sich das Inntal und wird noch sonniger. Zur Rechten liegen auf einem Hügel die eines Wiederaufbaus werten Trümmer von Kropfsberg, ragen aus schönem Park die Schlösser Matzen, Neumatzen und Lichwert auf. Über ihnen aber erhebt sich eine Bergwelt, nicht mehr so hoch wie die von Innsbruck, nur am linken Innufer im Rofan die 2000-m-Grenze überschreitend, aber unverächtlich schöne Höhen. Bald nach dem Orte Brixlegg, wo der Alpbach in den Inn mündet, erscheint, an eine Kurve des wilden Flusses geschmiegt, das malerische Rattenberg, ein Städtchen, das, wie zu Stein erstarrt, alter Vergangenheit nachträumt. An seinem Westrande steht auf steilem Hügel die Ruine der Burg, wo einst der Kanzler von Tirol als Opfer heimtückischer Verleumdung fiel. Vorbei an dem winzigen Städtlein gelangen wir bald nach dem arbeitsamen Wörgl. Hier zweigt die Bahn nach Saalfelden und weiter nach Wien ab, dem Leukenbach entlang.

Nun sind wir aber nicht weit mehr vom Ausgang des Inntals entfernt. Zur Rechten wird der Wilde Kaiser sichtbar, der schöngeformte Pendling erscheint, und im Tale reckt sich der klotzige Felshügel von Geroldseck empor.

Die starke Burg ist mit dem zu ihren Füßen liegenden Städtchen Kufstein erst im Jahre 1505 an Österreich gekommen, nicht ohne harte Belagerung. Peter Pienzenauer verteidigte das Bollwerk mit großer Zähigkeit. Die leichten Geschütze Maximilians vermochten Fels und Gemäuer nichts anzuhaben, und der Kaiser mußte aus dem Zeughause in Innsbruck die schweren Stücke, den Purlepaus und den Weckauf, kommen lassen, unschätzbare Besitztümer der auf die aufkommende Artillerie stolzen Zeit. Nun mußte die Festung sich ergeben, aber der Sieger ließ den Verteidiger enthaupten, weil er die Kugeln der ersten leichteren Geschütze zum Hohne vom Burgwalle hatte wegkehren lassen. Im Jahre 1809 vermochten die Tiroler die Burg Geroldseck nicht zu nehmen, und das war beim Wiederkehren der Franzosen und Bayern für die Landesverteidigung ein schwerer Schade. Hinter der malerischen Stadt beginnt alsbald Bayern. Nur am rechten Innufer zieht sich ein Streifen Tiroler Land noch lang hinaus.

Der reißende Inn hat das Tirolerland verlassen. Er wird erst spät wieder und nur noch als Grenzstrom die Ostmark berühren.

Wer das Inntal durchwandert, schaut die Städte und großen Kirchdörfer des Landes. Hohe Bergketten begleiten seinen Weg, er sieht die Flüsse aus dem Gebirge treten und in den Strom münden. Wer aber Tirol kennen will, darf sich mit dieser Wanderung nicht begnügen. Das Inntal, weder Ober- noch Unterland, ist nicht allein Tirol. Wir müssen in die Seitentäler hinein, um das Land richtig zu entdecken. Diese Täler greifen zum Teil tief in die Aufrisse der Gebirge hinein, sie haben selber wieder Nebentäler mit oft hochgelegenen Dörfern. Hier, wohin keine Eisenbahn führt, manchmal auch nicht das Postauto, finden wir erst recht den eigenartigen Zauber Tirols. Wir treffen jene Bergbauernhöfe, die den Stolz des Landes ausmachen, hohe, mächtige Häuser, die am Hang, oft über tiefer Schlucht und weit weg von Dörfern ihre Bergscholle umklammern. Hier ist Bauerntum Adel wie nirgends sonst. Schwerste Arbeit, die die Kraft verbraucht, aber eine Arbeit, die weitergegeben wird als ein Vermächtnis vom Vater auf den Sohn, vom Sohn auf den Enkel, wie sie schon seit Hunderten von Jahren so weitergegeben wurde! In dieser Arbeit liegt nicht der Drang nach Gewinn, nach Wohlleben, das durch sie erreicht werden könnte. Es ist noch Mission, älteste Menschenmission, der Scholle zu dienen und die Erde urbar zu machen. Diese Menschen sind ganz und innerlich, weil das Lebensgesetz noch un-

erschüttert steht, dem sie folgen, wie alle vorher ihm gefolgt sind. Jeder dieser Höfe ist Besitztum kostbarer Art für unser Volk.

Von den Tälern Tirols ist das der Ötz das längste. An die 60 km hinein zieht sich ihr Lauf bis in die Wurzel der Ötztaler Alpen. In mehreren Talstufen wird die Höhendifferenz bewältigt, die sich von der knapp 700 m hoch gelegenen Mündungsstelle bis zu den 1475 m Höhe von Zwieselstein, dem letzten Dorfe der Ache, ergibt. Hier aber bildet sich das Hochtal von Vent und das von Gurgl. Ober-Gurgl, wenige Häuser um Pfarrhaus und Kirche, ist das höchstgelegene Dorf der Ostmark und damit auch Großdeutschlands. Bis zu 1927 m über dem Meere steigen seine Bauernhäuser empor, bis 1893 m die von Vent. Mitten in die Berge gesetzt, Gurgl am Rande des großen Gurgler Ferners, haben die Orte noch Feldwirtschaft, ein wenig unterhalb Roggen und Gerstenfelder und Kartoffelbau. Eine besonders günstige Lage – der starke Nordschutz des Tales durch den Tschirgant – lassen so hoch empor die Kulturen aufsteigen. Auch die Waldgrenze ist hier viel mehr hinaufgerückt, über 2000 m Meereshöhe dringen die Wetterbäume vor. Bei Ötz gibt es sogar Maisfelder, Kastanien und Nußbäume, früher wurde hier auch Wein gebaut. Schöne Bergformen, so bereits am Talbeginn der hoch emporgereckte Acherkogel, überschauen den wilden Flußlauf, der oft genug mit schweren Vermurungen die Dörfer des Tales heimsucht und manche auf Nimmerwiederkehr hat verschwinden lassen. Allenthalben eröffnen sich Übergänge in benachbarte Täler, so in das Pitztal, so ins Sellrain, so nach Südtirol, vergletscherte Hochjöcher und an ihren Seiten die stolze Gipfelreihe des gewaltigen Gebirges. Ferner an Ferner breitet sich aus, wildeste Abstürze drohen, vereiste Grate schneiden ins Blau, dann wieder ragen Felsgipfel, an denen Wind und Wetter und Kälte nagen! Von Vent wird die Wildspitze bestiegen, die Weißkugel und der Similaun. Über das Gepatschjoch am gewaltigen Gepatschferner wird das Kaunser Tal erreicht und über das nicht viel niedrigere Ramoljoch am Spiegelferner das kleine Gurgl.

Lieblich ist das kurze Stubaital, das nicht mehr so weit hinauf besiedelt ist. Das Tal ist weit kürzer als das Ötztal, der Talschluß, gebildet durch den leicht geneigten Eisgipfel des Zuckerhütls und seiner Nachbarn, ist gleich beim Eingang sichtbar. Nur die stattlichen Dörfer Mieders, Neustift, Fulpmes und Telfes, nicht eins davon 1000 m hoch, haben sich in der Talsohle

eingenistet. Grün der Wiesen, Weiß der Gletscher und Grau der Felsen, das sind die Farben des Stubai.

Höher empor führt das Tal der Sill. Seine Ortschaften aber, zu Beginn hoch über der tiefen Schlucht des unheimlichen, tobenden Baches gelegen, treffen erst bei Deutsch-Matrei mit seinem hier noch ruhigeren Laufe zusammen. Das Tal ist nach Süden geöffnet, der Föhn findet in ihm für alle seine Künste des Guten und des Schlechten eine offene Gasse. Die Hänge, weithin übersät mit Bergbauernhöfen, sind besonders sonnig und geben der Straße zum Brenner schon einen schönen Vorgeschmack des wärmeren Südens, der sich gleich über dem Bergjoche erschließt. Bei Steinach, etwa 15 km vor der Paßhöhe, mündet von Westen her das wilde Gschnitztal, das von den schön geformten, aus Kalk kühn aufgerichteten Tribulaunen kommt. Das letzte Dorf auf der nördlichen Seite liegt 1254 m hoch. Die kühn angelegte Bahn hält noch einmal bei der Haltestelle Brennersee, ehe der Brenner selber erreicht ist.

Am längsten in der Welt bekannt, auch heute noch bei Nennung des Namens von frohen Empfindungen begleitet, ist das Zillertal, dessen Dörfer von Jenbach bis Mayrhofen reichen. Es ist breiter und lieblicher als alle die andern Täler von Tirol. Ein besonders fröhlicher, sangesfroher Menschenschlag bewohnt seine Dörfer.

Ins Zillertal kann man bis nach Mayrhofen mit einer kleinen Bahn aus Altväterzeiten fahren. Ihr Tempo ist nicht beängstigend, aber man bekommt es auf die Dauer lieb. Der Zug ist gewissermaßen so gefällig, zum Verweilen aufzufordern, und das tut wohl. Die 32 Bahnkilometer von Jenbach bis zur Endstation sind keine Angelegenheit, man versäumt nichts, und den schönen Spruch „Zeit lassen" lernt man im Zillertal noch besser als sonst in Tirol. Und es gibt so viel zu sehen, alles ist so freundlich und anheimelnd.

Wenn man es kann, soll man den Fußweg durch das Tal nicht scheuen. Man sieht am meisten, man gewinnt einen guten Vorgeschmack auf das Schöne, das noch kommen soll, und verlernt die Hast, den größten Feind aller wahren Freude und richtigen Erholung. Das Tal ist schön, weit im Anfang und grün in allen Tönungen der lieblichen Farbe. Nur vom nördlichen Innufer her, und zwar mit der sonnbeglänzten Kette des an Matten reichen Rofan oder Sonnwendgebirges, sieht der schroffe Kalk in das Tal. Aber wir haben ihn auf dem Wege im Rücken und gewahren vor uns und

zu beiden Seiten nur Schiefer- und Urgebirge. Den Talschluß bildet, und dieses Bild bleibt bis vor Zell am Ziller vor uns, die schöne Dreiheit des Brandberger Kolms, der breiten Gerloswand und der edlen sonntägig leuchtenden Pyramide der Ahornspitze, die unter dem Gipfel ein mächtiges Schneefeld trägt. Der herrliche Anblick lockt zum Ausschreiten, weil er über die Entfernungen täuscht. Aber die Berge zu unseren beiden Seiten lassen den Schritt schon gelegentlich mäßigen und die Augen verweilen. Denn da steigen sie auf, die dunklen geneigten Wälder, oft, ja immer wieder von Wiesen und Feldern auf der leichten Lehne unterbrochen, die sich um einzelstehende Bauerngehöfte breiten. Hoch über ihnen aber gewinnt der Wald noch einmal die Herrschaft, bis er dann in weite Flächen von Almen übergeht, über denen sich endlich ruhig und ernst die Grate und Spitzen aufbauen. Das breite Tal scheint eng zu sein gegen diese Weite und Ferne der Matten. An diesem Grün erquicken sich die müdesten Augen. Leben und Freude und Sonnenlicht verkünden die Hänge, man wird gefangengenommen von ihrer stillen Gewalt. Das Urgebirge ist ein mächtiger Herr, aber seine Herrschaft ist milde. Hier ist alles so wohlgefügt, Urzeiten haben es so gehalten, und alte Zeiten erwachen in uns selber, wenn wir auf seine Höhen und Hänge blicken. Man wird zum Sinnen aufgerufen und begrüßt dankbar die veranlaßte Innenschau. Kann die schwesterliche Natur dem Menschen auf seinem kurzen Lebenswege Schöneres geben? – Wir schreiten das Tal aufwärts. Mit schmucken hohen Kirchtürmen stehen Dörfer da, denen es gut geht, weil die Wiesen des Tals und die Matten der Alm ihr Vieh ernähren und auch das Getreide auf der schönen Feldkrume nicht zu verachten ist. Ganz versteckt in Obstbäumen liegen da oft die Häuser an Bergwassern, die in den Ziller münden, der meist für sich allein zwischen Auwäldern seine fröhliche Reise macht. Aber die Lage an den munteren, Mühlen treibenden Gießbächen hat ihre furchtbaren Seiten. Der Name Wildbach gibt schon eine leise Vorstellung von dem, was so ein rauschendes Wasser anrichten kann, wenn seine böse Stunde gekommen ist. Ich wohnte mit meinen Eltern und Geschwistern drei Sommer im Zillertal in einem Bauernhause über dem Märzenbach bei Stumm. Tief eingegraben eilte, über Felsen und moosige Steine springend, der graugrüne Bach, schöne, hohe Fichten stiegen an seinen steilen Ufern auf. Es war lieblich, von der festen Brücke, die darüberführte, in die mäßige Tiefe zu blicken und dem Rauschen des Wassers zuzuhören. Da gab es eines Tages einen

gewaltigen Wolkenbruch, und hinten im Grund der Märzen, also in ihrem Oberlauf, ging eine Mure nieder. Nur dem Umstand, daß der Bach einige hundert Schritte vor den Häusern aus einer klammartig engen, fast verschlossenen Schlucht trat, verdankten diese ihr Leben. Aber auch so war der Ansturm des schlammbraunen, dröhnenden Wildwassers derart, daß die Brücke in einem Augenblicke hinweggerissen war und die gurgelnde Flut mit den Fichten am Rande ihr wüstes Spiel trieb. Die Tiefe war ausgefüllt, und der rasende Bach warf seine Schotter auf die Wiesen an den Ufern. Nicht weit von uns hatte das gleiche Unwetter den Haselbach, ein bescheidenes Wässerlein, aufstehen lassen, so daß es Häuser wegriß und Menschenleben vernichtete. Tagelang ging dann Regen hernieder, und ich sehe noch, wie die Bäuerinnen in der Stube des hochgelegenen und gesicherten Wirtshauses bei Kerzenschein in der Nacht beteten, daß der Himmel endlich von seinem Zorn ablasse. Draußen rauschte der Regen, brüllte der Bach. Ein Geistlicher, ganz durchnäßt von einem Versehgang gekommen, hielt eine Andacht ab. Die Männer waren trotz des Dunkels am Werke, das Wasser abzudämmen, um doch noch Haus und Hof zu retten. Zur Bändigung der Fluten mußten Pioniere kommen, und doch waren wir bei einem zweiten, wenn auch weit schwächeren Murengange gezwungen, unser liebgewordenes Wohnhaus zu verlassen und auf den Berg hinaufzuflüchten. Als Wetter und Regen sich verzogen hatten, war die schöne Romantik des schattigen Talgrundes in eine wüste Schotterfläche verwandelt, in deren Mitte der eingefaßte Bach erst langsam sein Bett wieder tiefer grub. Das war die Hochwasserkatastrophe im Jahre 1908.

An Schlitters und Fügen, an Uderns und Stumm vorbei steigt das Zillertal nur allmählich empor. Seine Sohle ist auch bei dem schönen, zu beiden Seiten des hier weißblauen Ziller gelegenen Zell noch immer nicht schmal. Nur die Berge sind steiler geworden, und ein großes Firnfeld wird sichtbar. Hier mündet die Gerlos aus langem Hochtal, das über den Gerlospaß nach dem Pinzgau hinüberführt. Eine ganze Reihe von Tälern läuft bei Mayrhofen, dem letzten Ort des hier mattengrünen Talgrundes, zusammen. Vom Grenzkamm der Wildgerlosgruppe her kommt der Ziller auf langem Weg an Almen vorüber; vom Hochkamme her naht aus wildem Tale die Stillup; am längsten aber ist mit seinem Nebenfluß, dem Zamserbach, das einsame Zemmtal. Schlegeisgrund, Zemmgrund, Floitental heißen die tief in

die Bergriesen des sehr übersichtlichen Zillertaler Eiskammes eingreifenden Talungen. Bei Mayrhofen laufen Ziller, Stillup, Zemm und Tuxerbach zusammen. Das gibt dem schönen Kirchdorfe seine wunderbare Lage für Touren. Über das Zemmtal wird die am Rande dreier Gletscherzungen gelegene Berliner Hütte und weiter der Schwarzenstein erreicht. Der Zamserbach führt zum Pfitscherjoch, dem Übergang nach Südtirol, hinan. Aus dem Schlegeisgrund werden Hochfeiler und Hochferner erstiegen. Der Tuxerbach leitet zu den hochgelegenen Orten Lanersbach, Vordertux und dem Thermenbad Hintertux empor, das 1494 m über dem Meere liegt. Von hier geht ein schöner Übergang ins Schmirntal über das Tuxerjoch und weiter zur Furche der Sill. So findet das liebliche Zillertal allenthalben einen wuchtigen Abschluß in der Einsamkeit seiner Hochgipfel an der Grenze Italiens.

Von mächtigen Eindrücken erfüllt, kehrt der Besucher aus dem Tale zurück. Er wird es nicht mehr vergessen. Als ich vor vielen Jahren, wie vorher und später so oft, an der Mündung des Ziller vorbeifuhr und im Sonnenlicht seine stillen Berge, die nahen und die weiten, erglänzten, hörte ich einen alten Tiroler neben mir sagen: „S'ischt halt do a schönes Tal."

Soll noch erzählt werden vom urwüchsigen Alpbach, wo das reichste Gut alten Volkstums in den wohlhabenden Höfen gehütet wird? Oder vom lieblichen Hochtal von Fieberbrunn, dem Leukental, dem wald- und mattenreichen Brixental? Oder von dem malerischen Kitzbühel, dem unübertrefflichen Städtchen des Wintersports? Wie viele Täler wären zu nennen, ob auch kleine und verschwiegene, mit ihren Bauernhöfen unter hohen Eschen und Kirschbäumen, mit ihren steilen Wiesen und kleinen Gärtchen, über die bereits die Berge des Talschlusses blicken. Bei jeder Wanderung in diese Winkel, die verlorensten und vergessenen, müssen wir die Blumenpracht der Begonien und Pelargonien, der hängenden Nelken und des Rosmarin bewundern, die an Fenstern und Veranda gepflegt werden. In ihnen leuchtet der ganze Reichtum einer sonnigen Welt in die entlegenen Hänge hinein.

In den Kalkalpen sind die Täler wilder und enden rasch. Nur der Lech, dessen Hochtal wir bereits im vorarlbergischen Lech kennengelernt haben, hat hoch hinauf Dörfer, deren höchstes Lechleiten (1539 m) ist. Lechabwärts von Reutte tritt der grüne Lech auf bayrischen Boden über. Noch in Tirol liegt das Dörfchen Breitenwang, wo auf der Heimkehr vom Römerzuge der hochbetagte Kaiser Lothar 1137 fern seiner sächsischen Heimat gestorben ist. Nahe

dem wohlhabenden Reutte breiten sich der Heiterwanger- und der Plansee in der Einsamkeit eng an sie herantretender Berge.

Nur einen Blick in die Hochtäler des Karwendel! Mitten in der Verlassenheit der mächtigen Felswände der Vomperkette, des Gamsjochs und des Sonnjochs liegt die Engalpe. In ihrer Nähe breitet sich, zum Talschluß strebend, ein ebener Wald von mächtigen Bergahornen aus, deren saftiges Grün zu dem Weißgrau der Felsen so schön paßt und die dann im Spätherbst mit einem feierlich leuchtenden Rotbraun in der völligen Einsamkeit stehen. Vor dem Einsetzen des Touristenstromes gab es im ganzen Rund außer den wenigen Almen, die der Boden erlaubt, nur die Pirschhäuser der Jäger. Wie oft mag da der Kaiser Maximilian auf kühnem Weidgange geklettert sein, wenn er die Tiroler Bergfestung, seinen schönsten Besitz, aufsuchte und an ihren kalten Bergquellen sich wieder gesund trank. Gern jagte er auch am Achensee, dem tiefen blauen Tiroler See in der Senke des Achentals. Bei Pertisau breitet sich ein lieblicher Anger. Weit zieht er sich fast eben in das Falzturn hinein, wo die Steilwand des Sonnjochs den majestätischen Abschluß bildet. Überall umkränzen die Berge mit ihrem kargen Wald, den dunklen Latschen und den grünen Rasenbändern über bleichen Felsabstürzen den See. An seiner Westseite wird er nur von einem steilen versicherten Pfad, zum Teil hoch über der Tiefe, begleitet. Ein schönes Bergwasser, von den Höhen des Rofan wie glühendes lichtgrünes Glas zu schauen, in den Farben wechselnd gemäß den Schichtenlinien der Tiefe! Zu diesem See gehört der Blumenteppich, der von den Felszacken des Rofan bis tief herunterreicht, Alpenrosen und Kohlröschen; lila Astern und herrlichstes Edelweiß in den Ritzen der Wände. Wundervoll ist der Abend am Achensee, wenn die Wasserfläche tief eindunkelt, während über dem Einschnitt der Ebener Senke die weiten Almenflächen der Berge des vorderen Zillertals im Lichte der scheidenden Sonne zu tiefem Violett aufleuchten. Wie friedlich dieser Abend, bis endlich das Dunkel auch die Berghäupter erfaßt hat und in der Stille die Wellen hörbar werden, die der fast stets bewegte See ans Ufer schlagen läßt.

Anders ist die Welt, die uns Osttirol an der Drau erschließt. Das kleine Gebiet ist heute dem Gau Kärnten angeschlossen, weil es seit St-Germain mit Nordtirol keinen Zusammenhang hat, hingegen ohne weiteres nach Kärnten übergeht. Wiederum Urgebirge! Wir stehen am Südabfall der

Hohen Tauern, am Ostrand der vergletscherten Rieserfernergruppe, deren höchste Erhebung, der mächtige Hochgall, hart an der Grenze liegt, am Westabfall der Hochschobergruppe. Es ist also ausgeprägtes Hochgebirgsland, gewissermaßen eine große Talstube in den Gletschern. Die Isel mit ihren Nebenflüssen und das kleine Draustück von Sillian bis unterhalb des Städtchens Lienz! Der Großvenediger und der Großglockner beherrschen als gewaltige Regenten diese Welt. Hoch an den Lehnen gibt es hier noch viele Bergbauernhöfe, über denen sich die Matten breiten und Gletscher sichtbar werden. Im Edergut bei Dölsach ist Franz Defregger geboren, der Maler des Tiroler Freiheitskampfes im Jahre 1809. Auch Egger-Lienz, Meister der Wucht und Erdschwere des Tiroler Bauernlebens, stammt aus Osttirol.

Ehe wir von Tirol Abschied nehmen, muß zweier Dichter gedacht werden, die das Land hervorgebracht hat: Adolf Pichler und Hermann Gilm. Beide sind mit diesen Bergen verbunden. Der eine, empfindlich und weich, Meister bestrickender Worte und glanzvoller Bilder, ist der Dichter des zarten Gedichtes „Allerseelen". Das 19. Jahrhundert vermochte sich mehr als etwa unsere Zeit an Gilms Empfindungen zu erfreuen, aber auch wir dürfen mit Fug die Schönheit seiner Verse rühmen. Der zweite, der langjährige Innsbrucker Universitätsprofessor Adolf Pichler, über ein Menschenalter nach dem nur wenig älteren Gilm gestorben (1900), war eine kernhafte Erscheinung, heimisch in den Bergen des Landes, ein unermüdlicher Wanderer. Seine „Hymnen", „Jochrauten", „Allerlei Geschichten aus Tirol", „Letzte Alpenrosen" und die Verserzählungen der „Marksteine" sollten nicht der Vergessenheit anheimgegeben werden. Pichler war ein reicher Geist, der an allen Kämpfen seiner Heimat und Österreichs Anteil nahm. Auch Gilm stand ganz in seiner Zeit, wie die „Jesuitenlieder" und „Die Zeitsonette aus dem Pustertal" beweisen. Die beiden im Leben nicht unbedingt befreundeten Dichter gehören dem Lande Tirol, aber auch dem ganzen Deutschland.

Wer die Luft des Tiroler Landes geatmet hat, kommt nicht mehr von ihm los. Groß in der Schönheit seiner Berge und Täler, in der festen Sicherheit seiner Burgen, Städte und Dörfer, im geraden Sinn seiner bäuerlichen Bevölkerung, ist es ein Bereich von einzigartiger Prägung. Was wir in ihm an unvergeßlich Schönem gesehen haben, drängt sich zusammen in dem einen Wort des Dankes und des Bekenntnisses: Tirol!

Salzburgs Kirchen und Schlösser

Land der Fürsterzbischöfe – Wie Salzburgs Kirchen und Schlösser entstanden – Wolfdietrich von Raitenau und Salome Alt – Glaubensverfolgung in den Bergen – Paris Lodron – Die Austreibung der Salzburger Protestanten – Mozart – Salzburg, die Stadt der Schönheit – Salzburg, das Land der rauschenden Achen, der Gletscher und Hochgipfel, der Kalkmauern und der dunkeln Wälder der Niederen Tauern

—

Sehr spät gesellte sich das Land Salzburg zu den Gebieten der Ostmark. Es geschah 1805, endgültig aber erst im Wiener Kongreß. Das kleine Hochgebirgsländchen zu beiden Seiten der Salzach, das etwa ein Zwölftel des Bodens des heutigen Österreichs ausmacht, war bis dahin ein eigenes Fürstentum gewesen, und zwar ein solches der Erzbischöfe von Salzburg. Von der Stadt aus ging die Erwerbung der vier kleinen Gaue des Gebietes vor sich. Salzburg-Stadt gewann und gestaltete Salzburg-Land, nicht aber als Reichsstadt, sondern als die Stadt der bischöflichen, frühzeitig (schon seit 798) erzbischöflichen Gewalt.

Uralt ist die Geschichte von Salzburg. Der mächtige Einbruch von ebenem Land in das Gefüge der Berge, die zudem von der Salzach wegbahnend erschlossen werden, mußte zur Besiedlung locken, wo unweit des Flusses aufragende Hausberge Schutz boten und der Salzreichtum des Gebirges Lebensmöglichkeiten bot. Kelten mögen hier ihre Stadt Juam oder Gavanodunum besessen haben, von der die römischen Schriftsteller erzählen. Rom selbst aber gründete an dieser Stelle, als es seine bis zur Donau reichende Provinz Noricum aufbaute, Juvavum als Zentrum der Verwaltung für den Salzach- und Chiemgau. Während der Völkerwanderung wird die Stadt, in der bereits das Christentum Fuß gefaßt hatte, vernichtet. Die Legende erzählt von dem Wirken des Mönches Maximus, der die Höhlen in der Felswand über dem Petersfriedhof bewohnt habe und hier den Märtyrertod erlitt. Nach jahrhundertelanger Verödung erwacht auf der historischen Stätte der Römersiedlung ein neues Leben durch den Missionar der Bajuwaren, den Franken Rupert. Ihm verleiht der Herzog Theodo Land und Volk für den Bischofssitz, für den der Name Salzburg aufkommt, da die bayrischen Agilolfinger auf dem Nonnberg über der Stadt ihre „Salzburg" erbauten. Rupert, der erste in der langen Reihe der Bischöfe, ist der Gründer auch des

Stiftes St. Peter, wo heute sein Felsengrab gezeigt wird. Noch das 8. Jahrhundert sieht durch die erfolgreiche Politik Arnos, der den Beinamen „der Adler" führte, das Bistum zum Erzstift erhoben. Reiche Landbesitzungen sind bereits sein eigen. An der Mission und Kolonisation der Ostmark nimmt Salzburg gewichtigen Anteil. Der Landbesitz mehrt sich und wird durch Tausch gerundet. Als Kaiser Otto der Große die Bischöfe und Erzbischöfe des Reiches mit weltlichen Befugnissen ausstattet, gewinnt das Erzbistum an der Salzach besondere Geltung. Seine weitreichende kirchliche Macht und seine Nähe zu Rom lassen es in dem großen Streite, der zwischen Kaiser und Papst über das Recht der Investitur entbrannte, eine bedeutsame Rolle spielen. In dieser Zeit (1077) erbaut der Erzbischof Gebhard auf dem Gipfel des trotzigen Mönchsbergs die Feste Hohensalzburg, die dann, immer stärker erweitert, zum Wahrzeichen der Stadt, ja des ganzen Landrunds geworden ist. Die Erzbischöfe stehen – unrühmliches Gegenstück zum Verhalten so vieler deutscher Kirchenfürsten der gleichen Zeit – auf der Seite des Papstes. Aber die kaiserliche Gewalt weiß sich den Weg nach dem Sitz ihrer Gegner zu bahnen, den Abfall zu strafen, einen ihr genehmen Kandidaten durchzusetzen. Auch die Hohenstaufen müssen mit papstfreundlichen Erzbischöfen in Salzburg rechnen und abrechnen. Barbarossa erscheint vor der mauerumgürteten Stadt und vertreibt den Gegner. Nicht vergessen aber soll der treue Erzbischof Eberhard II. sein, der dem Kaiser Friedrich II. in schwerstem Kampfe anhing, der als Ghibelline kein geweihtes Grab bekam.

Nach dem Interregnum, das dem Tode Friedrichs II. folgte, bauen die Erzbischöfe ihre Gewalt als fast selbständige Territorialherren aus. Ihr Einfluß dehnt sich weithin; vier Bischöfe, die von Gurk in Kärnten, von Seckau in der Steiermark, von Lavant und von Chiemsee werden von ihnen ernannt. Im entlegenen kärntnerischen Friesach haben sie eine starke Feste, deren Burgen und Türme ihnen in Stunden der Gefahr Schutz zu geben vermögen. Zu den Bollwerken von Hohensalzburg fügten der Erzbischof Johann III. und nach ihm der stolze Leonhard von Keutschach, ein ausgezeichneter Verwalter und Mehrer der landesfürstlichen Gerechtsame, die stolzen Fürstenzimmer mit ihren herrlich geschnitzten vergoldeten Türen, ihren Ledertapeten und dem sehr schönen Ofen. Schon pocht in den letzten Tagen Leonhards auch die Lehre der Reformation an die Tore Salzburgs. Matthäus Lang, sein Nachfolger, vielfältig in den Geschäften Maximilians erprobt, tritt der

neuen Lehre entgegen, obwohl er Staupitz, den geistigen Helfer des jungen Luther, zum Abt von St. Peter beruft. Der Reformation folgt in Süddeutschland die Erhebung des schwer bedrückten Bauernstandes. Auch die Salzburger Bauern stehen fast durchweg auf. Sie werden nur notdürftig, nach blutigen Kämpfen des Jahres 1525, zur Ruhe gebracht, bei neuer Erhebung im nächsten Jahre unter furchtbarem, das Land schwer treffendem Blutvergießen niedergeworfen, ohne daß damit der lutherische Glaube, der in die Täler eingedrungen ist, ausgerottet werden kann. Die neue Lehre behauptet sich, obwohl auch die folgenden Erzbischöfe energisch für den Katholizismus eintreten.

Salzburg ist zu dieser Zeit eine stark bewehrte Stadt, über der, ein uneinnehmbares Bollwerk, sich die Feste erhebt. An ihrer Ausgestaltung trägt Leonhard von Keutschach, der Erbauer der Schloßkapelle, des Schloßgrabens, der Basteien und wohl auch der turmbewehrten äußeren Mauer, den Hauptanteil. Immer wieder gaben die Ereignisse Veranlassung, die Befestigung durch neue Turmbauten, neue Basteien zu verstärken. Die Stadt selbst war zwischen Fluß und Fels zunächst von dem Stifte St. Peter an bis zum Nonnberg entstanden, wo im 11. Jahrhundert sich ein stattliches Kloster erhob. Noch aus der Agilolfingerzeit her stammt der Dom, in der Zwischenzeit mehrmals erneuert, mauerumgürtet mit Kuppel und 4 Türmen, alle mit Blei gedeckt. Aus Backstein, gefügt war er in seiner letzten Gestalt als romanische Säulenbasilika aus dem Jahre 1181 entstanden, ein großartiges Bauwerk, um das sich der Friedhof breitete, auf dem 6 Kapellen und eine kleine Kirche standen. Im nahen Umkreis des Doms erhob schon St. Peter seinen Turm, reckte sich bereits die hochturmige romanische Franziskanerkirche mit ihrem machtvollen gotischen Hallenchor gebietend empor. Fast der ganze Umkreis war damit ein geweihter Raum. Denn die Franziskaner hatten ihr Kloster, dann gab es unweit des Doms das Gebäude der Petersfrauen mit dem Frongarten, und es gab die Niederlassung der Domfrauen. Kirchenreich, trug die Stadt durchaus das geistliche Gepräge, obgleich so manches bewehrte Schlößchen in ihr oder im nächsten Umkreis aufragte. Die gedrängten Bürgerhäuser waren selten dreistöckig. Feuersbrünste hatten die Stadt wiederholt heimgesucht. Von Barbarossa in die Acht getan, war sie durch den Grafen von Plain verbrannt worden. Damals ging der erste romanische Dom, gleichfalls mit Kuppel und 4 Türmen versehen, zugrunde.

Sein Nachfolger aber sollte ein noch härteres Schicksal erleben. Im Jahre 1598 geriet das mächtige Gebäude in Brand, und der regierende Fürstbischof fand nur die kalten Worte: „Brennet es, so lasset es brennen!" Er ließ die stehengebliebenen Reste ohne Schonung hinwegräumen, denn sein Sinn stand nach einem ganz neuen Dom. Sein erbarmungsloses Vorgehen gegen das alte Bauwerk und die Reste des Kircheninneren rief unter den Zeitgenossen das Gerücht hervor, der Erzbischof habe den Brand selber legen lassen, um den ersehnten Neubau vornehmen zu können. Wolfdietrich von Raitenau, so hieß der Fürstbischof, berief, nachdem er 8 Jahre zur gründlichen Abtragung und Vernichtung des Stehengebliebenen verwendet, den Italiener Vincenzo Scamozzi zur Errichtung eines kolossalen Bauwerks im Zeitgeschmack des Barock, das damals nur die Italiener bemeisterten. Aber der prachtstolze Herr erlebte die Vollendung seines Werkes, das mit der Peterskirche in Rom wetteifern sollte, nicht. Kaum hatte er damit begonnen, als ihn das Schicksal grausam von seinem Fürstenthrone stieß.

Wolfdietrich, Sohn eines kaiserlichen Kriegsobersten, wurde im Jahre 1587 Erzbischof von Salzburg. Mütterlicherseits war er mit dem Hause der Grafen von Hohenems und den Mediceern verwandt. Er faßte sein Amt rein weltlich auf und freute sich an herrlichem Prunk und großartigen Bauten. Die Residenz wird umgebaut, das Neugebäude gegenüber mit seinem wuchtigen Turm errichtet. Der Marstall mit der Sommerreitschule ersteht. Für diese Bauten und die prächtige Hofhaltung müssen schwere Steuern erhoben werden, und der Fürst geht über die Rechte der Stände hinweg. An seinem Hofe lebt, gepriesen als die schönste Frau ihrer Zeit, die geistvolle Salome Alt, mit der er vielleicht auch kirchlich getraut war. Jedenfalls haben er und die Allgemeinheit sie stets als seine Frau behandelt. Kaiser Rudolf II. in Prag legitimierte die Kinder dieser Ehe, und Salome durfte den Namen einer Frau von Altenau führen. Altenau benannte Wolfdietrich das Schloß, das er seiner Geliebten am rechten Salzachufer errichtete.

Der leidenschaftliche Fürst kommt mit dem bayrischen Herzogshause in Streit. Er erobert die Propstei Berchtesgaden, worauf Maximilian von Bayern mit überlegener Macht eingreift. Wolfdietrich, der sich auf der Hohensalzburg halten will, wird von seinem Domkapitel preisgegeben. Es ist Oktober 1611, da heißt es für den Erzbischof die Herrlichkeiten von Salzburg verlassen. Er flüchtet mit Salome und den Kindern nach Gmünd in

Kärnten. Ehe die rettende Festung erreicht ist, fällt er den bayrischen Reitern in die Hände. Nun folgt die erzwungene Abdankung zur Rettung der Freiheit, folgt der Abdankung Kerkerhaft in der Hohensalzburg. Nach leidensvollen 5 Jahren ist Wolfdietrich 1617 als Gefangener gestorben. Salome vertrauerte den Rest ihres Lebens in Wels.

Der aber Nachfolger wird des Betrogenen, ist sein Vetter Marcus Sitticus (Marx Sittich), Graf von Hohenems, den er mit Wohltaten überhäuft hatte. Im Gegensatz zu dem begabten Wolfdietrich war Sittich ein kleiner Geist. Er leitet, wovor sein Vorgänger zurückschreckte, die Austreibung der Lutheraner im Lande ein. Trotz äußerlicher Frömmigkeit ist er nicht tugendhafter als sein Vetter. Ihm fehlt aber das mutige Einstehen, das Wolfdietrich gekennzeichnet hatte. Das Schloß Altenau tauft er in Mirabell um, vielleicht nach dem Namen einer Geliebten. Auch er ist baufreudig. Unter seiner Regierung entsteht das entzückende Lustschloß Hellbrunn, von Santino Solari erbaut, das mit seinen wunderbaren Wasserkünsten noch heute bei jedem Besucher Freude erweckt. Marcus Sitticus läßt auch das kleine Monatsschlößchen bei Hellbrunn und das Schlößchen Emsburg erbauen. Das Lieblingswerk seines Vorgängers, den Dombau, setzt er fort, aber nach einem neuen Plane von Santino Solari. Die Fertigstellung hat auch er nicht mehr erlebt. Sein Nachfolger, der prächtige Paris Lodron (1619 bis 1653), brachte trotz der Kriegsnöte des Dreißigjährigen Krieges das Werk zum Abschluß. Gelegentlich mit starken Truppenaufgeboten die Sicherheit der Landesgrenze bewahrend, hielt der edle Fürst mitten in Haß und verwüstendem Streit den Frieden für sein Land aufrecht und auch den Frieden im Lande. Während seiner Herrschaft geschah den Lutheranern kein Leides. Er gab dem Berglande die durch Wolfdietrich genommene Verfassung wieder, er begründete in Salzburg eine Universität. Keiner seiner Nachfolger hat ihn erreicht. Unter Guidobald Graf Thun wurde von Antonio Dario der herrliche Hofbrunnen errichtet. Ein anderer Thun, Johann Ernst, führte drakonische Jagdgesetze zum Schutze seiner Fasane, Füchse, Biber und Steinböcke ein. Furchtbares Unheil wurde durch den Erzbischof Leopold Anton Freiherrn von Firmian über das Land gebracht. Hatte schon in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts in Teilen des Landes eine barbarische Austreibung der Protestanten stattgefunden, so erfolgte nun entgegen den Bestimmungen des Westfälischen Friedens unter

falschen Beschuldigungen am 30. Oktober 1731 das berüchtigte Auswanderungsedikt für alle Lutheraner. Mit kurzen Fristen erlassen, trieb es trotz der im Hochgebirge schon winterlichen Jahreszeit Tausende aus der Heimat. Bis zum Ende des Jahres 1732 sind an die 32000 wertvolle Menschen aus einem Lande verjagt worden, das in seinem gesamten Gebiet damals insgesamt 200000 Einwohner gezählt haben mag. Über die Hälfte der Vertriebenen fanden in Preußen Aufnahme. Der Kaiser hatte, vom Erzbischof getäuscht, zu spät und zu unwirksam zugunsten der Bedrängten eingegriffen. Im Lande aber herrschte noch lange Zeit ein schändlicher Gewissensdruck durch den mit der Gegenreformation beauftragten Kapuzinerorden. Das traurige Los der ausgetriebenen Salzburger regte über ein Menschenalter später Goethe zu seiner herrlichen Dichtung „Hermann und Dorothea" an.

Der brutale Eingriff des Erzbischofs hat sich furchtbar gerächt. Im Lande Salzburg ist der alte Wohlstand bitter getroffen worden. Vor allem aber wurde der Verlust an 32000 bodenständigen, mit der Bergscholle verwachsenen Menschen nicht mehr aufgeholt. Die Bevölkerungsbewegung Salzburgs war fortan in manchen Gebieten eher rückläufig. Erzbischof Leopold ließ seinen Nachfolgern das Land im Zustand des Niederganges zurück. Als die Erzbischöfe im Jahre 1750 vom Kaiser den ersehnten Titel „Primas in Deutschland" erhielten, der seit Magdeburgs Ausscheiden frei geworden war, blieb es nur noch eine Äußerlichkeit. Der Erzbischof Sigmund Graf von Schrattenbach ließ das gewaltige Neutor durch den Fels des Mönchsberges sprengen, eine Erweiterungsmöglichkeit für die Stadt erschließend. Am Ende der langen Reihe der Fürsterzbischöfe steht Hieronymus Graf von Colloredo. Als Kandidat der österreichischen Partei gewählt, regiert der tüchtige, klarblickende, aber eigensüchtige Mann im Sinne des Josefinismus. Unter ihm haben die Ideen der Aufklärung in dem kleinen Hochgebirgsländchen ihren Einzug gehalten, ebenso unverstanden und mit der gleichen Opposition begleitet wie das gleichzeitige Wirken des Vorbilds in Wien, des Volkskaisers Josef II. Unter diesem Erzbischof erfolgt 1800 der Einmarsch der Franzosen, der die Säkularisierung vom Jahre 1803 einleitet. Zunächst erhält das Land in Ferdinand von Toskana einen habsburgischen Regenten, um von 1805 bis 1809 unmittelbar zu Österreich zu gehören. Dann von Napoleon an Bayern gegeben, ist es 1815 wieder an Österreich gelangt, jedoch nicht in seiner früheren, weiter nach Bayern ausgreifenden Ausdehnung.

Während der Regierung des letzten Fürstbischofs entfaltet sich die wunderbare Begabung des größten Kindes der Stadt. Wolfgang Amadeus Mozart ist 1756 zu Salzburg geboren. In beispielloser Frühreife des Genies schreibt bereits der Knabe Opern und Messen. Von Erzbischof Sigmund gefördert, wird er dann von Hieronymus, in dessen Dienst er seinem Vater zuliebe stand, wie ein Bedienter behandelt. Nach demütigenden Szenen, wobei ihn der Erzbischof einen liederlichen Burschen, einen Lump und Lausbuben nennt, entschließt sich der Fünfundzwanzigjährige, die Heimatstadt zu verlassen und sich nach Wien zu begeben. Hier entfaltet der einzigartige Genius seinen ganzen Reichtum, um nach 10 Jahren in der schönsten Lebenskraft abberufen zu werden. Unendlich viel ist unser Volk diesem Großen schuldig geblieben — alles, möchte man sagen. Als Mozart starb, wurde er wegen seiner Armut in der „allgemeinen Grube" begraben. Wir haben keine Sicherheit, daß die in dem großartigen Ehrengrab der Stadt Wien später beigesetzten Gebeine auch wirklich die des herrlichen Meisters sind. Zu seinen Lebzeiten aber hatte der intrigante Italiener Antonio Salieri es erreicht, daß für Mozart von den reichen Ausgaben des Wiener Hofes für Musik fast nichts abfiel.

So liegt ein Schatten nationalen Selbstvorwurfs um das Leuchtende des Namens Mozart, und wir brauchen den bezaubernden Liebreiz seiner Heimatstadt, um das Drückende des Gedenkens zu vergessen und nur mit Stolz von dem so verschwenderisch Gebenden zu sagen, daß er der Unsere gewesen ist.

Mozart und Salzburg! Wenn wir diese herrliche Stadt durchwandern, vermeinen wir — und es geht allen Deutschen so — etwas von der Süße und gelösten Heiterkeit seiner Tonfülle zu vernehmen und empfinden doch zugleich immer wieder wie in seinem Werk die erhabene Schönheit und die einmalige nicht wiederholbare Wesensgestalt. Alexander von Humboldt hat Salzburg zu den vier schönsten Städten der Welt gezählt. Die Stadt liegt am Rande der weiten bayrischen Hochebene, wird aber noch von dem langgestreckten, ernsten Rücken des Untersberges, der bis zu fast 2000 m Höhe aufstrebt, beherrscht. Als bequem erreichbarer Hausberg überragt sie im Osten die edel geformte Hochkuppe des Gaisbergs, so daß der Blick von manchem ihrer Plätze aus fast greifbar nahe den Wald begrüßt. Sie besitzt überdies im Mönchsberg und dem ihm am anderen Flußufer gegenüber liegenden Kapu-



Zell am See

Bergumrahmt, vom ewigen Schnee und Eis gekühlt, ruht der Zeller See im Grünen als vollendete Schönheit der Natur in den Bergen, Glücksspender der Menschen. In den blauen Fluten des Sees spiegeln sich der Gletscher des Kitzsteinhorns und die Wälder und Matten der Schmittenhöhe.



S a l z b u r g

Wie ein Schönheitstraum der deutschen Sehnsucht stehen die Kirchen und Paläste von Salzburg da, von der gewaltigen Feste über waldigem Steilhang überragt, von der eilenden Salzach gegrüßt und mit ewiger Jugend beschenkt.

zinerberg auch im engern die eigenartigste Gliederung, die der Lauf der reißenden Salzach noch besonders bestimmt. Edelste Großformen der Natur und eigenartigste Prägungen in der Nähe! An dieser überaus gekennzeichneten und begünstigten Aufnahme- und Ausfallsstelle baute menschlicher Erfindungsgeist im Laufe von Hunderten von Jahren eine enggedrängte Stadt. Aber in solchen Zwang der aufeinandergepreßten, sich gleichsam an Fels und Ufer flüchtend drängenden Häuser setzte großartige Baufreudigkeit den monumentalen Dom mit seinem gewaltigen Vorplatz, der durch offene Bögen in andere Plätze hinüberleitet, als wollte menschlicher Geist über die Bedrängnis und Grenzsetzung der natürlichen Lage triumphierend sich hinwegsetzen. Kirche auf Kirche, Turm auf Turm reckt sich so am Fuße der alten Hochfeste auf. Dem Dom stellte die Blütezeit des Barock in der prächtigen, beschwingten Kollegienkirche des Bernhard Fischer von Erlach, dieses großen Überwinders der italienischen Architekten, ein herrliches Gegenstück. Wer diese Stadt betritt, im Sonnenglanze oder im Weiß des Winters oder auch in der schweigenden Stille sichtiger Nacht, wenn der Mond mit schneidend greller Sichel am violettgrünen Himmel über dem Dome leuchtet, er wird das Bild Salzburgs in sich aufnehmen und bewahren als der Stadt der Schönheit, des köstlichsten Kleinods im deutschen Lande.

Der Salzburger Dom reißt uns mit seiner hoheitsvollen, wuchtig großen und breiten Fassade empor. Lichter Marmor vom Untersberg bildet seine Quadern und paßt zu dem betont Einfachen seiner Erscheinung. Dieser Dom scheint in romanischer Grandezza zu schweigen; schweigsam, ernst und für unser Empfinden zu kalt ist auch sein gewaltiger Innenraum. Wir verstehen, daß dieses frühe Barock noch kein deutscher Meister zu bauen vermochte. Deutsches Barock ist innig und groß, musikalisch weich und heroisch wuchtig. So läßt uns das schweigende Meisterwerk des Santino Solari auch stumm. Wir treten gerne aus der hohen Halle, deren Querschiff von der mächtigen Kuppel überwölbt wird, wieder hinaus auf den stolzen Domplatz. Salzburger Plätze haben ihr besonderes Gepräge. Wie in einem groß gedachten Palaste von einem herrlichen Saal in den andern, kommen wir in dieser Stadt von dem einen Platz zum zweiten, zum dritten. Da eröffnet sich der Residenzplatz mit seinen Palästen. Lauschend stehen die Fremden vor dem dreimal des Tages vom Turm des Neugebäudes her ertönenden Glockenspiel, nach dessen Ende von der Feste über uns der Hornstoß des sogenannten

Salzburger Stiers erschallt. Auf dem gleichen Platze rauscht der seltsame Hofbrunnen von Marmor, dessen märchenhafte Rosse im lebendigen Wasser gespenstisches Leben gewinnen. An den großen Residenzplatz schließen sich der Mozartplatz und der gemütliche Alte Markt mit seinen hohen Bürgerhäusern an, und durch den einen der Dombögen gelangen wir sogleich auf den erhabenen Domplatz. Dieser aber leitet durch den anderen Bogen wieder auf den Kapitelplatz am Bergfuße mit seiner marmornen Pferdeschwemme und dem Palais des Erzbischofs, durch einen dritten Bogen in die alte Franziskanergasse. Das Stift St. Peter, Salzburgs ältestes Wahrzeichen, schließt selbst wieder Innenplätze ein. Rechnen wir dazu den schweigenden Berggarten des Petersfriedhofs, so meinen wir in einer Stadt zu sein, die mit gegebener Großräumigkeit verschwenderisch walten darf, nicht aber in einem kleinen Landbogen, den ein wilder Alpenfluß und ein langer Bergrücken, der mit senkrechten Wänden in die Enge abstürzt, zwischen sich belassen haben.

Auf dem Petersfriedhof greifen wir den waltenden Tod in einem unerschütterten Königreich, das nun schon 1500 Jahre währt. Felsgräber christlicher Bekenner, Gedenkzeichen und Epitaphe des Mittelalters im tiefen Rotbraun des Untersberger Marmors, Steine der Renaissance, des frühen und späten Barock, des Rokoko, des Empire, des Biedermeier und die geschmacklosen der letzten Jahrzehnte. In der Mitte der stillen Ruhstatt steht, verschlossen und nur noch zur Aufnahme der Verstorbenen bestimmt, die spätgotische Margaretenkapelle, über dem Totenanger aber steigt die Wand des Mönchsbergs auf, von der die Gertraudenkapelle und die Einsiedelei des heiligen Maximus mit ihren Katakomben herniederschauen. Denkmäler der römischen Zeit, vielleicht schon aus dem 3. Jahrhundert!

Der Besucher der Stadt darf es nicht versäumen, den Blick von der Feste in sich aufzunehmen. Er wird staunen über die Fülle der Bollwerke, von denen die gewaltige Schloßburg auf dem Berge umgeben ist, verwirrende Anlagen entschlossener, durch Jahrhunderte verstärkter Wehr. Inschrift auf Inschrift hemmt seinen Gang, immer wieder aber begegnen ihm Mühlrad und Rübe, das Wappen des Keutschachers. Die zu Füßen liegende Stadt tut sich dem Blicke ohne Hülle auf. Jede der Kirchen begehrt ihr Recht, auch der Dom scheint nun zu sprechen und in fast düsterem Ernst sein Herrscherrecht zu verkünden. Ruhevoll blicken die Plätze und Höfe zu

uns, die Türme heben ihre Helme auf wie eine Schar von Riesen, denen die Altstadt gehört; die flachen Dächer drängen sich vor den Zwingherren zusammen, spaltenge scheinen die tiefen Gassen, weil die Plätze zu stolz sind, die Kirchen und Paläste zu groß. Auf begrenztestem Raume ein zweites Rom! Italienisch mutet das malerische Gewirr an und doch wieder deutsch und traulich, nicht Rom, sondern Salzburg, nicht Apennin, sondern deutsche Berge.

Wer die alte Stadt mit ihrem Wahrzeichen und mächtigen Bändiger, der Feste Hohensalzburg und mit ihrem rastlosen Bergwasser der Salzach erblicken will, muß den Kapuzinerberg unmittelbar am andern Ufer ersteigen, der an Höhe den Mönchsberg überragt. Hier erhält er das weltbekannte Bild Salzburgs mit dem langgestreckten Untersberg, hier sieht er auch das gewaltige Bergpanorama dieser Stadt der ersten Ebene und der letzten Berge. Der mächtige Hohe Göll, die Mauer des Tennengebirges, die Bergenge, in welche die Salzach tritt, werden sichtbar. Nur flüchtig blicken wir auf diesem Berggange nach dem gelben Gemäuer des großen Kapuzinerklosters. In seinem Garten aber steht, von Wien nach Salzburg übertragen, das sog. Mozarthäuschen, in welchem der Begnadete 1791, kurz vor seinem Tode, die „Zauberflöte" vollendete.

Unser Weg durch die Stadt ist beendet. Auf dem rechten Salzachufer, wo sich zwischen Mönchsberg und dem Flusse gleichfalls die hohen Häuser drängen, lockt uns noch der schöne Makartplatz mit der Dreifaltigkeitskirche Fischers von Erlach zu kurzem Verweilen, öffnet sich, auch in den Resten der alten Schönheit bezaubernd, der Garten des Mirabell. Springbrunnen, Terrassen, Marmorfiguren aus der Mythologie, aber auch Zwergbilder voll Humor, ein entzückender Pegasusbrunnen, ein kleiner Tiergarten! Das Schloß des Wolfdietrich hat im 18. Jahrhundert durch die Meisterhand des Lukas von Hildebrandt eine prächtige Umgestaltung erfahren, die aber durch einen Brand schweren Schaden erlitt. Heute noch bewegt uns die mächtige, reiche Haupttreppe. Park und Schloß würden die Mittel zu einer gründlichen Wiederherstellung wohl verdienen und reich belohnen.

Die Stadt Mozarts und des farbenprächtigen Makart, die sich auch eine Paracelsus-Stadt nennen darf, da in ihr der Weitgewanderte seine letzte Rast und dauernde Ruhe fand, liegt hinter uns. Wir wenden uns salzachaufwärts, wo die Berge locken, jene Kalkklötze und Felsmauern, durch die der

Fluß den Durchbruch in die an Schlössern und Kirchen reiche Talweite Salzburgs erzwingen muß. Zu seiner Linken erheben sich über Wald die beiden kahlen Barmsteine, seltsame Felszinnen von über 800 m Höhe, an denen entlang die bayrische Grenze führt. Wie der ganze Raum vom Untersberg bis zum Dürnberg bei Hallein, waren auch sie in der ersten Zeit des illegalen Kampfes als heimlicher Grenzübertritt viel begangen und sind auch einmal mein Weg zur Landesleitung in München gewesen.

Auf dem weiteren Wege in die Berge passieren wir die alte Stadt Hallein mit ihrem Salzsudwerk, das aus dem nahen Bergwerk auf dem Dürnberg versorgt wird. Bei Golling wird der gewaltige Wasserfall sichtbar, der vom Kleinen Göll herunterstürzt. Das Salzburgerland birgt zahlreiche Klammen und Fälle, und die Salzach selber tritt bald nach Golling in die Felsenge des Paß Lueg zwischen dem Tennengebirge zur Rechten und dem Hagengebirge zur Linken. Mit brausendem Ungestüm bricht sich das Wasser in den Salzachöfen Bahn, einer Art von Klamm, in den Felsen genagt und gebrochen. Die Bahn umgeht die wilde Enge in einem mächtigen Tunnel, aber das Salzachtal bleibt auch oberhalb des Passes Lueg schmal und stürmisch. Bald danach erhebt sich, uneinnehmbar erscheinend, die Feste Hohenwerfen, so alt wie die Hohensalzburg, aber durch Brand schwer beschädigt. Von Werfen aus geht der Weg zur Eisriesenwelt empor, in eine hochgelegene mächtige Eishöhlenregion, die als größte ihrer Art sich über 30 km erstreckt. Die Wasserkünste des Landes Salzburg zeigen sich hier zu tiefem Schweigen, zu kaltem Eis erstarrt. Oberhalb von Werfen erweitert sich das Tal. Bischofshofen wird sichtbar, der wichtige Verkehrspunkt, wo aus dem Salzachtale die Bahn ins Ennstal und weiter nach Wien abzweigt. Oberhalb des durch häßliche Eisenbahnerhäuser entstellten Marktes, von dem aus der Hochkönig im Steinernen Meer bestiegen wird, begegnen wir Mitterberghütten, dem größten Kupferbergwerk der Ostmark, in der Systemzeit bereits eingestellt. Bei St. Johann im Pongau, das schön auf einer Salzachterrasse gelegen ist, eröffnet sich im Tal der Großarler Ache die lange, enge, tobende Liechtensteinklamm. Sie ist im Lande der brausenden Bergwässer, der Klammen und Wasserfälle ein herrliches Wunder der Bergnatur. Im Pongau wird das rechte Talufer bereits von den moosig grünen Tauernbergen mit ihren steilen Wiesen und Wäldern begleitet, während zur Linken des Flusses die sanften Schieferberge sichtbar werden, die in den österreichischen Alpen

in wechselnder Ausdehnung sich zwischen das Urgebirge und die Kalkalpen einschieben. Es sind erzreiche Gebirge, deren weite Hänge dem Wintersport willkommenste Entfaltung bieten. Bei solcher Umrahmung erhält der Pongau, in dessen Norden die unwegsamen Kalkgebirge aufziehen, ein liebliches Gepräge. In Schwarzach-St. Veit zweigt die kühne Tauernbahn ab, die mit mächtiger Steigung ins Tal der Gasteiner Ache und über Böckstein durch den 8½ km langen Tauerntunnel nach Mallnitz in Kärnten und weiter nach Spital an der Drau führt.

Wir sind nun im Bereiche der Salzburger Achen, die so wasserreich aus den Hohen Tauern herniederströmen, aber sämtlich nach kurzem Laufe von kaum 20 km der größeren Gewalt der Salzach dienstbar werden müssen. Solche Achen sind die beiden Arlbäche, die Gasteiner Ache mit ihrem schönen Hochtal, die Rauriser Ache, der Fuscherbach, die Kapruner Ache, der Mühlbach und die Stubach, die Habach, der Sulzbach und die Krimml und was noch an Wässern aus den Firnbecken und Felsritzen der Hohen Tauern strömt, die von nun ab das Salzachtal bis zu seiner Quelle begleiten, gegelegentlich ihre schönen Gletscher zeigend. Es ist eine herrliche Welt, voll von Jugendkraft und verborgener, oft den Menschen unzugänglicher Schönheit, von wilden Klüften, in denen die Eiswässer gischten, von Wänden glatt und schlüpfrig durch die rinnenden Quellen, von steilen Felshängen, deren Blumenpracht auf ewig unberührt von Überhängen heruntergrüßt. Hier werden wir unsres begrenzten Lebens bewußt und empfinden zugleich die unendliche Schönheit der Welt. Oft wenig entfernt von den wilden Klammen, strömt das Wasser zeitweise in sanfterem Bette, und smaragdene Wiesen zwischen hohen Hängen lassen die Lieblichkeit, nicht die Schrecken des Hochgebirges erkennen. Sie sind recht ungleichmäßig und unbeständig, diese Achen! Dafür sind sie ja auch so jung, richtig unerzogene Gletscherkinder, die nie alt werden können, weil sie die Salzach, unter ihnen allen die mächtigste und klügste, an sich reißt. In ihrem kurzen Laufe müssen die Achen ein Gefälle von fast 1800 m Höhe bewältigen, was ihre Sprünge und Stürze, ihr Dahinschießen und Davoneilen erklärt. Welche Kraft scheint von diesen Bächen auszugehen! Bei Badgastein entspringen jene heißen Quellen, die seit alters durch ihre Radioaktivität Leidenden Hilfe gewähren und den stolzen Kurort Badgastein an den beiden gewaltigen Wasserfällen aufkommen ließen. Hier spielten sich auch bedeutungsvolle Ereignisse der Geschichte des 19. Jahr-

hunderts ab, da das Bad seine Anziehungskraft auf Herrscher und Diplomaten nicht verfehlte. Oberhalb von Badgastein, in den Höhen des Radhausberges und im Naßfeld, blühte im 16. Jahrhundert der Goldbergbau, und die Weitmoser, deren Schlößchen noch in dem einst sehr wohlhabenden Hofgastein steht, gelangten zu großem Reichtum. Erst im 18. Jahrhundert trat der Verfall ein. Der Bundesstaat Österreich vermochte die im Gestein verborgenen Schätze nicht zu nützen; wegen „Unrentabilität" wurde der Betrieb 1927 eingestellt. Auch die Berge im Bereich der Nauriser Ache hegen Gold. Im Tal der Habach und der Stubach werden Edelsteine gefunden, darunter auch schöne Smaragde.

Die Hohen Tauern sind ein reiches Gebirge. Ihre Wasserkräfte ermöglichen gewaltige Werke, ihr Gold wird in unserer Zeit wieder an den Tag kommen. Ihr größter Reichtum aber ist ihre einsame Schönheit, die mit nichts aufgewogen werden kann. Schwer genug wird die einst so stille Welt in unserer Zeit durch die mächtige Glocknerstraße mit ihrem unerhört anschwellenden Verkehr „erschlossen". Wie segensvoll ist es daher, daß der Alpenverein ein weites Gebiet als Naturschutzgebiet erworben und gesichert hat. Hier soll die Bergwelt mit ihren großen und kleinen Bewohnern in der ganzen Ursprünglichkeit verbleiben.

Die Große Arl führt in den Bereich des Hafnerecks, des letzten Gletscherberges der Tauern, aus dem sich auch die ersten Nebenflüßlein der Mur speisen. Die Gasteiner Ache holt ihre Quellbäche aus den Gletscherstöcken des Ankogels und des weiter westlich sich erhebenden Sonnblicks, der auf seinem vereisten Gipfel eine meteorologische Station trägt. In dessen Bereich entspringt auch der eine der Quellbäche der langen Nauriser Ache, die sich mit der mächtigen Kitzlochklamm in die Salzach ergießt. Das Fuscher Tal führt zur Pfandlscharte und wird heute von der Glocknerstraße benützt. In die salzburgische Wurzel des Großglockners aber dringt das Kapruner Tal vor, von der unheimlichen Schlucht der Sigmund-Thun-Klamm über den gewaltigen Kesselfall bis zum lieblichen Moserboden zwischen den Abstürzen der Urgebirgsriesen alle Schönheit der Hochalpen offenbarend.

Das letzte unter den Achentälern ist das der Krimmler Ache. Sie mündet unterhalb von Krimml in die hier noch junge Salzach. Ihr Tal führt in die Gletscherwelt der Wildgerlos- und der Venedigergruppe und birgt gegen

Ausgang eine der erhabensten Schönheiten der österreichischen Alpen. Die mächtige Krimmler Ache nämlich bildet über Krimml drei Wasserfälle, deren oberster eine Sturzhöhe von 140 m erreicht. Ihr Besuch ist besonders am Morgen, wenn sich das Sonnenlicht im sprühenden Wasser bricht, zu empfehlen. Es ist ein Schauspiel voll farbiger Lieblichkeit und unnahbarer Majestät.

Über den kecken Achen haben wir die Salzach selber fast vergessen. Sie ist inzwischen in den behäbigen Pinzgau eingetreten, von Bruck-Fusch an in ihrem Laufe nicht mehr beengt. Zwischen Fuscher und Kapruner Ache ist der Salzachboden am nördlichen Ufer versumpft. Bald wird dahinter der kleine, liebliche Zeller See sichtbar, in dessen blauen Fluten sich das Kitzsteinhorn mit dem langen Schmiedinger Eisfeld spiegelt. 754 m hoch gelegen, zu seinen beiden Längsseiten von den grünen Schieferbergen umkränzt, im Norden vom ungefügen Steinernen Meer, im Süden von den Gletscherkronen der Hohen Tauern umschlossen, ist er ein rechter Bergsee. Auf einer Landzunge vorgreifend liegt Zell am See mit seiner alten Pfarrkirche, ein beliebtester Kurort, am Fuße der Schmittenhöhe, die heute auch mit einer Seilbahn erreicht werden kann. Ein Aussichtsberg, wie nur wenige in den Ostalpen! Die Gletscher der langgestreckten Hohen Tauern unmittelbar gegenüber in ihrer schneeigen Weiße mit den kühlen, erhabenen Gipfeln, in der Ferne noch die Zillertaler; auf der andern Seite die mächtige Mauer der Kalkberge mit dem eisgekrönten Hochkönig und in östlicher Ferne mit dem wuchtigen Dachstein und dem zerrissenen Toten Gebirge, unten aber am Bergfuße der tiefdunkle See.

Zwischen sumpfigen Wiesen fließt die Salzach im Pinzgau dahin. An den Hängen liegen, die Talsohle meidend, die stillen Dörfer, deren Schindeldächer nach salzburgisch-tirolischer Art mit Steinen beschwert sind. Die Salzach entspringt nicht in den Hohen Tauern, von wo sie alle die Achen erhält, sondern am Salzachgeier im endlos gebreiteten Almenbereich der Kitzbühler Alpen.

Von Zell am See nordwärts gelangen wir in den versumpften Talkessel des mittleren Pinzgaus. Hier beherrscht der Markt Saalfelden ein einzigartiges Panorama. Über der schönen Kirche des Ortes erhebt sich mit weißgrauem, oft auch rötlichbraunem Gestein das gewaltige Steinerne Meer wie ein riesenhaftes Kampfgeschwader, das zu Fels erstarrt ist. Da sieht

der seltsam geformte Hundstod über die Gratlinie, bildet das Persalhorn mit dem Breithorn ein edles Bergbild, erhebt sich über der tiefen Ramseiderscharte der Sommerstein und weiter nach Osten das Selbhorn (2655 m), der höchste Gipfel der Gruppe, an den sich der noch gewaltigere Hochkönig lehnt. Im Nordwesten wird das Saalfeldener Panorama durch das stolze, über 2600 m hohe Birnhorn in den Leoganger Steinbergen, nach Süden aber durch den glänzenden Gletscherkamm der Hohen Tauern abgeschlossen. Wie die Salzach aus den Schieferbergen kommend, zieht die Saalach in kleinem Abstand an Saalfelden vorüber, um nach Nordwesten durch ein Engtal ihren Weg zu nehmen, das erst im Talkessel von Lofer sein Ende findet. Seissenbergklamm und Vorderkaserklamm, vor allem aber die erstere, sind in diesem Bereiche die Beisteuer des Kalkgebirges zu den besonderen Naturschönheiten des Salzburger Landes. Hinter dem freundlichen Fremdenorte Lofer wendet sich die Saalach ins Bayrische. Unweit von Saalfelden mündet in sie der Leogangerbach, der ein langes, einsames Hochgebirgstal erschließt, das über Bad Leogang zur Paßhöhe von Hochfilzen emporsteigt. Auf der rauhen Hochfläche läuft die Grenze von Tirol.

Ein Sonderleben führt im Salzburgischen der kleine Lungau, ein rauhes, schönes Bergland mit den Quellflüssen der Mur. Er ist mit dem übrigen Salzburg nur durch das Murtörl und den Radstädter Tauern (1738 m), der von Tamsweg an der Mur nach dem mauerumgürteten Radstadt im hier noch salzburgischen Ennstal führt, verbunden. Ein wenig begangenes waldreiches Gebiet, das durch den Talweg der Mur mehr von der Steiermark her erschlossen wird!

Welche Gegensätze vereinigt das alte Bischofsland! Salzburg ist eine vornehme, von Glanz und Größe der Vergangenheit erstrahlende Stadt, voll von Kirchen und Schlössern. Badgastein und Zell am See weisen einen gewaltigen internationalen Fremdenverkehr auf und werden immer mehr auch für den Wintersport aufgesucht. Sonst aber ist Salzburg dem Hochgebirge mit seiner ursprünglichen Natur verschrieben, ein Land der Flußquellen, wo die Salzach, die Saalach, die Mur und die Enns entspringen, der Klammen und Wasserfälle, der Engschluchten und Steilhänge mächtiger Bannwälder, der öden Kalkplateaus und der lebendigen, gewaltigen Tauern.

Im Salzkammergut

Salz in den Bergen – Die nördlichen Seen der Ostmark – Das alte Mondsee – St. Wolfgang und sein Pacheraltar – Ischl, der Sommersitz des alten Österreich – Hallstatt am Berge – In der Einsamkeit des Dachsteins

—

Salzkammergut, das war ursprünglich die Bezeichnung eines wertvollen landesfürstlichen Besitztums. Heute ist der Name Inbegriff einer durch besondere Schönheit, Liebreiz und Eigenart gekennzeichneten Landschaft der Vor- und der Hochalpen.

An der obersten Traun gibt es Salzberge, den Ausseer, den Ischler und den Hallstätter Salzberg. Schon seit vorgeschichtlicher Zeit wird das kostbare Salz abgebaut. Im Hochtal bei Hallstatt machte man reiche Gräberfunde, nach denen eine ganze Epoche der Vorgeschichte den Namen Hallstätter Kultur führt. Über die Art des Verfahrens berichtet uns Merian im Jahre 1652: „In dem Saltzbergwerk werden die Saltzstein wie ein ander Ertz herausgehauen und in große gemachte Gruben geworfen. Alsdann laßt man solche Gruben mit süßen Wasser voll anlauffen, dasselbe etlich Monat lang stehen, bis die Saltzstein wohl zergangen und sich das Unreine zu Boden gesetzt hat. Wann es dann in der Prob recht befunden, so wird es in höltzern Teichlen zu den Saltzpfannen geführt. Die Pfannen sind jede viertzig Werckschuch lang, vierunddreißig breit und drey tief ..." Sudwerke befinden sich in Hallstatt, in Bad Ischl und in Ebensee. Zu letzterem wird die Sole vom Ischler und vom Hallstätter Salzberge zugeleitet.

Lag in früheren Zeiten der Wert des Gebietes zunächst in dem eben genannten Reichtum, dann in der Forstwirtschaft und den Erträgnissen der Jagd, so wetteifert das Salzkammergut heute mit den besuchtesten Fremdenverkehrsgebieten. Sehr lang ist es nicht her, daß seine großartige Schönheit entdeckt wurde. Aber im Jahre 1797 schreibt bereits Alexander von Humboldt einem Freunde: „Ich gestehe, daß ich in der Schweiz keine solche großen Naturszenen kenne als diese oberösterreichischen." Wesentlich hat der Aufstieg von Ischl seit den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts zum Bekanntwerden und zur Erschließung der Schönheiten dieser Gegend geführt.

Da es am Rande der Alpen liegt, hat das Salzkammergut wie auch Salzburg viele Niederschläge. Aber der Himmel meint es nicht so böse, und

bald glänzt wieder sein Blau über den Berghäuptern und Seen, und der Kalkboden ist rasch getrocknet. Einheimische und Fremde sind gleichermaßen an diese unschuldigen Regen gewöhnt.

Die etwa 40 Seen des Salzkammergutes sind die nördlichsten der Ostmark. Können sie es an Wärme mit den südlichen im sonnigen Kärnten nicht aufnehmen, so übertreffen sie diese wiederum an Schönheit. Welcher malerische Reiz ist an diesen Seespiegeln zu treffen! Sie sind in die Voralpen eingebettet, jedoch die südlichsten unter ihnen stoßen noch in die Wildnis des Dachsteins und des Toten Gebirges vor. Aber auch die Voralpen sind hier kühn aufgerichtet, wie die Namen Höllengebirge, Traunstein und Drachenwand genugsam sagen. Durch ein seltsames Spiel der Natur begegnen wir in diesem Bereich seltsamen, unvergeßlichen Bergformen, die das Bild so mancher der Seen bestimmen. Schon die altdeutschen Maler Wolf Huber und Albrecht Altdorfer sind von dieser Schönheit angezogen worden und haben sie künstlerisch gestaltet. Im 19. Jahrhundert sind ihr Zeichnungen von Ludwig Richter, Lithographien von Jacob Alt, Aquarelle von Rudolf Alt und Höger, Ölgemälde von Friedrich Gauermann und Rudolf Alt gewidmet worden. Geradezu der Maler des Salzkammerguts, Entdecker seiner großen, einsamen, verschwiegenen Schönheiten, wurde Ferdinand Georg Waldmüller, der die Landschaft gemalt hat, wie sie ist, ohne Romantik, aber in ihrer ganzen Größe.

Wenn wir von Salzburg her am aussichtsreichen Gaisberg vorbei mit der kleinen, gemütlichen Salzkammergutbahn fahren, die seinerzeit eine Leistung war, heute eines freundlichen Lächelns, aber immer noch auch des Lobes über die schöne Linienführung wert ist, lassen wir den dunklen Fuschlsee, der am Fuße des selbstbewußten Schoberberges in dichten Wäldern ruht, südlich liegen. Wir kommen zuerst an den Mondsee heran. Sein nördlicher Teil reicht in lieblichstes Hügelland hinein, sein östliches Ende aber kommt, vor allem bei Scharfling, an die steilen Abstürze des mächtigen Schafberges mit knappstem Ufersaume heran, seiner Wildnis Gast, von seinen Bergschatten verdunkelt. Nicht viel anders ergeht es dem größeren Attersee, der unter den Seen Österreichs der mächtigste ist. An seinem Nordende bei Kammer meint man sich noch in der Ebene. Sanfte Hänge begleiten eine Zeit lieblich die nordsüdliche Seerichtung, bis dann aus dem Höllengebirge her die scharfen Grate und die harten Felskanten heranstreichen und im Süden der Schaf-

berg auch den breiten Attersee mit den Schrecken des Hochgebirges bekannt macht. Unterach ist schon ein richtiger Ort der Berge, noch mehr Steinbach und Weißenbach. Auch beim Gmundner See, der den Attersee an Schönheit übertrifft, ob er ihm auch an Größe nicht gleichkommt, sehen wir das sanfte Ufer im Norden, Bergenge an den begleitenden Gestaden und an seinem Südende, wo die Traun in ihn eintritt, richtiges Hochgebirge.

Der Schafberg, der wie ein Pfeiler steht, ist der wahre Richtpunkt und Herrscher der Seen. Er erreicht nur eine Höhe von 1783 m, aber er ist der schönste der Aussichtsberge von Österreich. Eine Zahnradbahn und gute Wege erreichen den Gipfel, der bis tief in das bayrische Land und bis zu den Wäldern des Böhmer Waldes die Weite erschließt. Stolz ragt der König Dachstein empor, gegen Untergang hin die mächtige Übergossene Alm. Unter den Wänden im Norden liegt der sanfte Mondsee, entfernter, schon im gewellten Lande zwischen gelben Fruchtfeldern und grünen Äckern, der Zeller oder Irrsee. Unmittelbar im Osten dehnt sich der Attersee, den Südabfall entlang erglänzen in edelstem Grün der vielgepriesene Wolfgang- oder Abersee und zahlreiche andere kleinere Seespiegel. Der Schafberg selber birgt in seinen Höhen den Mittersee, den Grünsee und den Münnichsee, der 1262 m hoch gelegen ist.

Ein noch durchgreifenderer Gebieter der Seen ist die Traun. Sie fädelt sie alle an ihrem Laufe auf, und wo sie selber nicht hinreicht, hat sie ihre Nebenflüsse, die Ager und die Alm, mit der Überwachung beauftragt. Nur der Trumer See und der Waller See entgehen ihrem scharfen Auge. Diese werden von der Salzach und dem Inn entwässert. Die Traun kommt mit mehreren Quellflüssen aus dem Dachsteingebiet und dem des Toten Gebirges. Sie holt sich zuerst die Wasser des Grundlsees und des Altausseer Sees herbei und durchströmt, wild und stark geworden, das schluchtartige Koppental, ehe sie in den Hallstätter See eintritt, der auch ihre lauten Wellen in sein majestätisches Schweigen zwingt. Der Gosaubach bringt das Wasser der beiden Gosauseen direkt in den See. Nachdem die Traun an der Nordspitze des Hallstätter Sees ihre ungebundene Freiheit wieder erlangt hat, erreicht sie, in engem Tal dahinflutend, bei Bad Ischl den Ischlfluß, der aus dem Wolfgangsee kommt. Nochmals ein enges Tal, und die Traun tritt in den Gmundner See ein, der ihre Wildheit gewaltig klären und bändigen wird. Ein geläuterterer, aber um so stolzerer Fluß geworden, empfängt sie

bei Lambach die Ager, die ihr das Wasser des Irrsees, des Fuschl- und des Mondsees zuführt. Bald danach mündet — es ist einer der letzten Triumphe der Traun vor ihrer Unterwerfung unter den stärkeren Willen der Donau — in sie die Alm, die aus den großartigen Almseen am stillen Bergabsturz des Toten Gebirges herkommt.

Unter allen den stolzen Orten des Salzkammerguts ist Mondsee der älteste. Die Agilolfinger gründeten schon im 7. Jahrhundert das Kloster, das aber trotz seines ehrwürdigen Alters der Auflösung nicht entging. In der Vorhalle der stolzen Pfarrkirche sind vier Römersteine eingemauert, kostbare Altäre der Renaissance und des Barocks schmücken ihr Inneres. Wir können alte Altäre zahlreich im Salzkammergut treffen. Sogar gotische Flügelaltäre haben in dieser Abgeschiedenheit den Anstürmen des Barocks widerstanden. Keiner aber erreicht an Herrlichkeit den berühmten Flügelaltar von St. Wolfgang, den Michael Pacher, der große Südtiroler Meister, im Jahre 1481 fertigstellte.

St. Wolfgang, am nördlichen Ufer des Wolfgangsees gelegen, besitzt eine berühmte und reiche Wallfahrtskirche, der ehemals eine Klosterniederlassung zugehörte. Hier gründete weltflüchtig der Bischof von Regensburg, der später heilig gesprochen wurde, im 10. Jahrhundert seine einsame Klause. Wir hören den feierlichen Gruß Scheffels in seinen „Bergpsalmen“:

„Landfahriges Herz, in Stürmen geprüft,
Im Weltkampf erhärtet und oftmals doch
Zerknittert von schämigem Kleinmut,
Aufjauchze in Dank
Dem Herrn, der dich sicher geleitet!
Du hast eine Ruhe, ein Obdach gefunden,
Hier magst du gesunden,
Hier magst du die ehrlich empfangenen Wunden
Ausheilen in friedsamer Stille.“

Für die Kirche, die, auf Fels erbaut, die alte Klause mit einschließt, schnitzte Pacher seinen Altar, der das größte Wunderwerk der Gotik genannt werden darf. Wie ein heiliges Geheimnis im Waldschatten segnet Christus unsagbar hoheitsvoll, ganz König der Welt und doch das Antlitz noch vom erlittenen Leid gezeichnet, umgeben von dienenden und singenden Engeln, die

betende Maria zur Himmelskönigin ein. Überreich wie das Laub im Walde erblühen darüber die Ranken vielfältigen Schnitzwerks, die Wipfelkronen aber tragen drei Türmchen, deren mittleres, höchstes, dem waltenden Gottvater zum Thron geworden ist. Der heilige Geist schwebt über dem segnenden Heiland, während zur Rechten der heilige Wolfgang, seine Kirche in der einen, den Bischofsstab in der andern Hand, zur Linken St. Benedikt als ergriffene Hüter der heiligen Szene stehen. Nicht auszuschöpfen der Reichtum dieses Altars! Sind seine herrlich bemalten Fenster geschlossen, so beherrscht der gekreuzigte Christus unter dem Throne Gottvaters, ein dorngekröntes Haupt voll Blut und Wunden, den Altar, und die Gemälde der äußeren Türflügel kommen zur Geltung. Auf einem ihrer Bilder sehen wir den heiligen Wolfgang, wie er die Kirche am See erbaut. Sind aber die Türen geöffnet, so offenbart sich das Wunder der Einsegnung, und die inneren Tafeln lassen ihre Gemälde aus dem Golde erglänzen. Auch die Predella, der unterste Teil des Altars, besitzt bemalte Flügel. An den Seiten des Schreins stehen kühn St. Georg der Drachentöter und St. Michael mit dem Richtschwerte. Keine mögliche Stelle ohne gemütvolles Schnitzwerk, auch die Rückseite des Altars ist bemalt!

Vor dem Kleinod Michael Pachers verblaßt der stolze sonstige Zierat der Kirche, auch der köstliche barocke Doppelaltar des Thomas Schwanthaler. Wir aber sind glücklich, daß in diesem Falle wie auch beim Altar von Kefermarkt Scheu vor der Heiligkeit einer solchen Kunst die Zerstörung verhindert hat.

Wir verlassen das an den Berghang sich schmiegende St. Wolfgang und lassen uns über den smaragdenen See fahren, den Blick auf die stolzen Berge in seinem Süden – unter ihnen den verwegenen Sparber – gerichtet. Bei Strobl erreichen wir das Ende des Sees, den wir im Westen bei dem schönen St. Gilgen betraten. Nun nimmt uns wieder die kleine Bahn auf, und wir sind bald in Bad Ischl.

Der Kurort, der durch das Verdienst des Arztes Dr. Wirer aufgekommen ist, wurde viele Jahre von Kaiser Franz Joseph besucht, wie er schon seinen Eltern Erholung brachte. Nachdenklich und still liegt er zwischen bewaldeten Bergen da, zugekehrt der alten Zeit, von der er so vieles gesehen hat. Die Lage von Ischl ist mehr traulich als schön. „Schön is nicht, aber man gewöhnt si", soll der weisheitsvolle Komiker Girardi von diesem Städtchen

gesagt haben. Und Ischl war irgendwie das alte Österreich, denn mit dem Kaiser, der in schönem Bergpark seine Villa hatte, kamen die Spitzen damaliger Gesellschaft, Aristokratie und Hochbürokratie, aber auch Künstler und Gelehrte. Der Kaiser ging hier zur Jagd, aber zu ehrlicher Pürsch, nicht zu dem sinnlosen Morden, wie es bei den Jagden seines Neffen Franz Ferdinand geschah. Hier trug der alte Herr Zivil, einen einfachen Lodenanzug, der dem schlanken Greise wohl zu Gesichte stand. In Ischl weilte zur Sommerszeit auch die Wiener Burgschauspielerin Katharina Schratt, deren gütiges Wesen dem vom Schicksal so schwer geprüften Monarchen über manche Bitternis hinweghalf.

Elegant, mit schönen Uferwegen am See, liegt Gmunden da, einzigartig durch den stolzen, edel geformten Traunstein überragt. Hier nahmen die grollenden Welfen nach dem Ende ihres hannoverschen Königtums für lange Jahrzehnte Aufenthalt. Ein Schlößchen im See, mit dem nahen Ufer durch einen Steg verbunden, mahnt an die Tragödie des zerfallenden Habsburger Hauses. Von diesem Schlößchen Orth ging der Erzherzog Leopold Salvator fort, um unter dem Namen Johann Orth als Schiffskapitän seine Seefahrt anzutreten, von der er nicht mehr zurückkehrte. Der Erzherzog ist seit dem Jahre 1891 verschollen.

Alle Orte des Salzkammerguts übertrifft Hallstatt an Ernst und Gewalt seiner Bergumrahmung. Übereinander steigen die Häuser am knappen Berghang auf. Zwei Kirchen, eine katholische und eine evangelische, muß der kleine Raum tragen, den die Natur hier für den Menschen und seine Siedlung freigibt. Die Enge ist so groß, daß, was übrigens auch für Traunkirchen am Traunsee zutrifft, die Fronleichnamsprozession auf Kähnen im See abgehalten werden muß. Das gibt, weil dabei auch die alten Trachten getragen werden, ein farbenschönes und eindrucksvolles Bild, das Waldmüller in einem meisterhaften Gemälde festgehalten hat. Ist zu Hallstatt über dem tiefen See und unter den schattigen, düster ernsten Bergen kaum für die Lebendigen Platz, so können auch die Toten auf keine lange Kirchhofsruhe rechnen. Der Friedhof ist eng, und der Fels kommt bald. Da müssen die Gräber hurtig geleert werden, damit auch die folgenden zur kurzen Ruhe gelangen können. Aber die Insignien dieses beengten Todes, Gebeine und Schädel, hütet zu Tausenden das Beinhaus. Die Köpfe tragen vielfach die Namen, wie man dies auch im Salzburgischen und im Bayrischen oft sehen kann.

Noch ein trauliches Bild, ehe wir uns der letzten Wildheit des Hochgebirges zuwenden. Wie schön ist das grüne Ausseer Land, seine beiden Seen, die alten Orte Altaussee und Aussee! Von hier holte sich der Erzherzog Johann, der die Berge und ihre Menschen liebte, wie sie ihn geliebt haben, seine Gattin, die Postmeisterstochter Anna Plochl, die später zur Gräfin von Meran erhoben wurde.

Das Ausseer Land gehört seit der neuen Einteilung zum Gau Oberdonau, nicht mehr wie früher, wo die Pötschenhöhe Grenze war, zur grünen Steiermark. So teilt nun das Land ob der Enns das Salzkammergut nur noch mit Salzburg, dem der Fuschlsee, ein Uferstück des Mondsees und der Wolfgangsee zum größten Teile zugehören.

Großartigste Landschaft, zugleich ein Verstummen des Menschen vor der Erhabenheit der Natur, offenbaren die beiden kleinen Gosauseen. An ihrem Abschluß erscheint mit dem Eis seines Gosaugletschers, Schweigen gebietend, der König Dachstein. Die Welt scheint hier ihr Ende zu finden, das Leben gegenüber dem Stein und dem Eise zu ersterben. So endet, was am Gestade des Mondsees in grüner Flur, behütet von sanften, gütigen Hügeln, begann, in mächtigstem Ernst und letztem Versagen, wie es schon am selben Mondsee die jähe Drachenwand und der Schafberg als harte Propheten verkündigen.

Das Salzkammergut, besonnt von menschlichem Glücksempfinden und irgendwie einem jeden Deutschen bekannt, gehört zum schönsten, was die Ostmark zu geben hat, dies aber ebensowohl an Liebreiz wie an der unnahbaren Majestät der ewigen Berge.

An der Heerstraße der Nibelungen

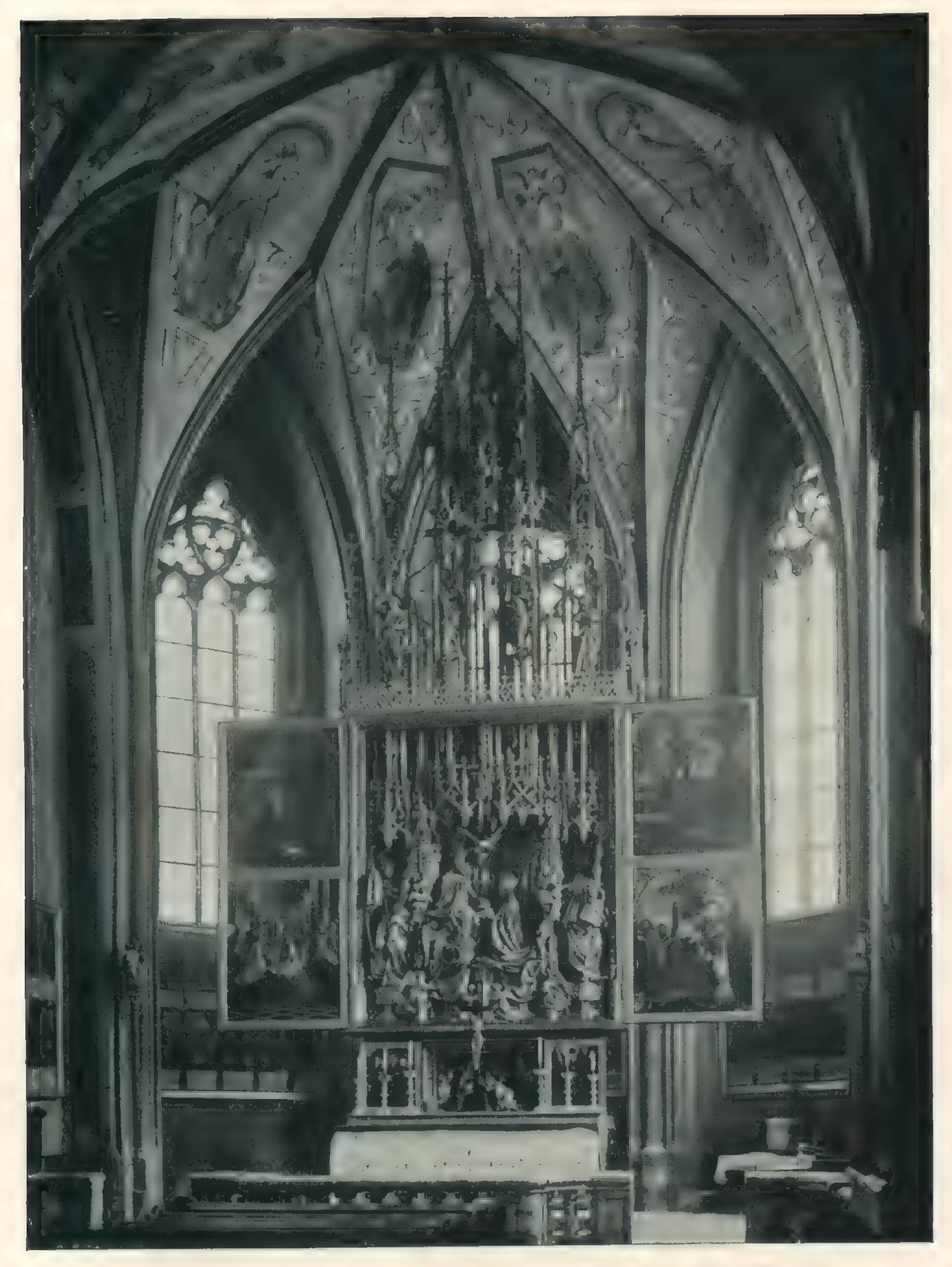
Die Donau als Landscheide – Nördlich des Stromes – Die Wälder Adalbert Stifters – Das Alpenvorland – An der Heerstraße der Nibelungen – Pöchlarn (Bechelâren) – Das alte Tulln – „Ze heimburc der alten“ – Ostmark und Nibelungenlied

—

Von Passau ab wird die Donau österreichisch und bleibt es bis zum Thebener Kogel vor Preßburg, 375 km lang. Seit ihre blauen Wasser den grauen Innstrom getrunken haben, ist sie ein gewaltiger Herr. Denn mit ihm hat sie sich Graubünden dienstbar gemacht, das Tiroler Land, auch Salzburg. Nun nimmt sie auf ihrem weiteren Laufe ohne Gnade den Tribut der Steiermark und der beiden einstigen Erzherzogtümer Ob und Unter der Enns. Sie reißt die Traun, die brausende Enns, die Ybbs, die Traisen, die Schwechat an sich. Das sind alles wilde, ungebärdige und gelegentlich tückische Kinder, wenn ihnen auch der Herrgott dazu die Schönheit ihrer stürmischen Fluten gab. Von Norden her kommen andere Gäste. Sanfte Berge haben stille Flüsse. Ihr Wasser ist dunkel, wie die Wälder dunkel sind, aus denen sie treten.

Die Donau scheidet das Land. Allerdings nur im großen. Nördlich von ihr ruhen die Hochflächen von Granit, breitet sich im Osten das sanfte Gelände des Weinviertels und endlich das Marchfeld aus. Im Süden aber gibt es Hügelzonen, höhere und niedrigere, dann die mächtigen Schotterablagerungen der Alpenflüsse und der Gletscher der Eiszeit, endlich aber am Ostrand des Wiener Waldes die tiefe Wiener Bucht. Diese Grenze wird im allgemeinen durch die Donau bewirkt. Im einzelnen aber ist der Strom nicht so treu. Von Passau bis Linz, von Grein bis Ybbs und von Melk bis Krems nagt er seinen Weg durch das Urgebirge.

Dieses Urgestein ist selten Gneis, zumeist Granit. Er baut das oberösterreichische Mühlviertel und das niederösterreichische Waldviertel auf. Das sind Hochflächen mit tief eingeschnittenen engen Tälern. Sie tragen ein dichtes Waldkleid von Fichten und Tannen, an den Hängen auch von Föhren. In seinem nordwestlichen Teile verwächst das Mühlviertel mit dem Böhmer Wald, und der Plöckenstein (1378 m), einer der stolzen Gipfel des herrlichen Gebirges, erhebt sich an der Grenze nach Böhmen. Zu seinen Füßen breitet sich jener See, dessen verschwiegene, unheimliche Schönheit der Sohn



Der Pacheraltar in der Wallfahrtskirche St. Wolfgang

Der Kirche von St. Wolfgang ist Großes widerfahren. Sie ist die Eignerin des herrlichen Flügelaltars von Michael Pacher, eines gotischen Werkes der Schnitzkunst und der Malerei, vor dem man stundenlang verweilen kann.



Bad Ischl

An waldige Hänge geschmiegt, bergkundig und talvertraut, träumt Ischl von vergangener Zeit, da es sommerüber ein Mittelpunkt des alten Österreich und der sterbenden Doppelmonarchie war. Aber der schöne Markt dient weiter als Kurort und Stätte der Erholung.

dieses Waldgebirges, Adalbert Stifter, zu schildern nicht müde wurde. Ihm gehört seine Liebe, seine Sehnsucht in müden und kranken Tagen. Hier holt er seine Beglückung, Genesung, Kraft. Er schreibt seinem Verleger und Freunde Heckenast: „Ich trinke das Wasser, welches hier aus dem ungeheuren Granitlager, aus dem der Böhmerwald besteht, mit einer Klarheit und Durchsichtigkeit kömmt, von der sich niemand eine Vorstellung machen kann, der es nicht gesehen hat, und da der Granit wenig Lösliches hat, so ist das Wasser auch so rein, als wäre es destilliert, und da der Granitpanzer der Sonne undurchdringliche Hindernisse entgegenstellt, so ist das Wasser auch stets gleich frisch. Ich wasche mich mit diesem Wasser, und nachdem ich den Vormittag verschrieben habe, gehe ich am Nachmittage in dem stillen, ungeheuer weiten Tale oder in dem noch stilleren Walde herum. Ach Gott, könnte das fortdauern!!"

Kleine und Große Mühl, Kleine und Große Rodl, Aist und Naarn sind die Namen der Flüsse, die durch das Mühlviertel ziehen. Ein größerer Platz ist nur Freistadt, das noch stolz seine mittelalterlichen Befestigungen trägt. Die Abgeschiedenheit schützte das Altüberkommene. Dessen durften sich auch die gotischen Flügelaltäre des Dorfes Waldburg erfreuen und der herrliche, holzgeschnitzte Altar von Kefermarkt, der nun vor der Vernichtung durch den Holzwurm gerettet ist.

Das niederösterreichische Waldviertel ist ausgedehnter und siedlungsreicher. Sein Boden ist hart, seine Hochwiesen sind vielfach von Granitblöcken überstreut, aber seine Bauern sind zäh, und Hafer, Flachs und Korn kommen durch. Viel Wild findet sich in den mächtigen Wäldern, auch der Uhu ist noch kein seltener Gast. Der braune Kamp ist der Regent dieser Landschaft. Neben ihm kommt kaum die Krems, noch weniger der Weitenbach zur Entfaltung. Der Norden gehört der Deutschen Thaya.

Ein Land, das treu seine Altertümlichkeiten bewahrt! Verschwiegene gotische Kirchen mit leuchtenden alten Glasfenstern, reich auch in kleineren Orten; Rolandfiguren auf Prangersäulen; alte Tavernen; Häuser mit Sgraffitomalereien in den Städten; viele Burgen und Burgtrümmer auf den Talhöhen, die berühmteste unter ihnen die Rosenburg über dem Kamp, im alten deutschen Volkslied besungen!

Von dieser Landschaft geht Ruhe aus. Man wird zum Nachsinnen, zur Überschau gedrängt. Die Orte sind alle klein. Das größere Krems gehört

bereits der Wachau an. Da ist das kleine Weiten an braunem Bache mit merkwürdiger Kirche, deren alte Glasfenster im Sonnenlicht leuchten. Das Kirchendach birgt übrigens Massen von Fledermäusen. Ich habe mit meinem Verleger Georg Dollheimer, der mich hier besuchte, über zweihundert ausfliegen sehen, ehe wir der Mühe des Zählens überdrüssig wurden. Am oberen Kamp liegt das Städtchen Zwettl, das noch Teile seiner Stadtmauer behütet; in seiner Nähe das schöne Zisterzienserstift mit romanischem Kapitelsaal, sehr altem Brunnenhaus und Kreuzgang. An den Neubauten des 18. Jahrhunderts, vor allem an der Umgestaltung der Kirche, hatte der hochbegabte Josef Munggenast, der Schüler Prandtauers, starken Anteil. Er schuf den stolzen 90 m hohen Barockturm. Das reich ausgestattete Kloster wurde 1138 von den mächtigen Kuenringern erbaut, denen wir im Donaubereich noch begegnen werden. Über den Wäldern weit nördlich von Zwettl hütet Waidhofen den Oberlauf der Deutschen Thaya. Auch hier noch Teile der alten Mauerwehr und ein Turm. Das mauerumgürtete Drosendorf und unterhalb das kleinste der Städtchen, Hardegg, über dem die viertürmige Burg aufsteigt, bewachen die mittlere Thaya. Der vielgewundene Fluß fließt nur zum Teil durch österreichisches Gebiet. Seine wichtigste Stadt Znaim, ein treues deutsches Städtchen, wurde durch den Friedensvertrag dem Joche der Tschechoslowakei überantwortet und ist heute in seinem Volkstum schwer bedrängt. Am Manhartsberg, dem Grenzrand des Waldviertels, liegt Eggenburg, eine der malerischsten Städte der Ostmark, Rothenburg ob der Tauber vergleichbar. Seine alte Pfarrkirche zum hl. Stephan ist in ihrem Baue stark von der Wiener Stephanskirche beeinflußt. Die Mauern der einst wichtigen und heiß umstrittenen Stadt sind gut erhalten, die alten Tore aber geschwunden. Am Westrande des Manhartsberges liegt Horn, einst die Vorburg der österreichischen Protestanten in der Zeit der Gegenreformation.

Das Waldviertel ist ein Land harter, treuer, entschlossener Menschen. Aus Kirchberg am Wald stammt der Dichter Robert Hamerling, dessen heißes nationales Bekenntnis in einer noch wenig erweckten Zeit unvergessen bleiben sollte. Im Schloß Rosenau bei Zwettl wohnte Schönerer, der Begründer des völkischen Gedankens. Aus Spital bei Weitra stammen die Eltern des Führers.

Östlich des Manhartsberges beginnt das Weinland. Endlose Flächen bedecken die Reben auf den Terrassen des Lehmbodens. Die Dörfer haben am

Rand der Weingärten eigene Kellerdörfer. Der ganze Hauptplatz des altertümlichen Retz soll unterkellert sein. Eine besonders gute Sorte wächst in Mailberg. Der niederösterreichische Wein ist herb und kräftig. In früheren Jahrhunderten gelangten die Weine der Ostmark weit hinaus ins Altreich. Als das dann aufhörte, als zudem am Schlusse ihnen in der Heimat kein richtiger Schutz vor der Konkurrenz der billigen Auslandsweine gewährt wurde, begannen schlechte Zeiten für die Winzer. Die kurze Dauer seit der Heimkehr Österreichs ins Reich ist bereits dem Weinbau zugute gekommen, und die übervollen Keller haben sich vielerorts erfreulicherweise bereits geleert. Nach Osten senkt sich das Gelände zum flachen Marchfelde. An seinem nördlichen Rande mahnen die Ortschaften Jedenspeugen und Dürnkrut an die Entscheidungsschlacht zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar von Böhmen. Am kleinen Weidenbache sind damals, am 26. August 1272, die blutigen Würfel gefallen. Auch sonst birgt die fruchtbare Ebene Schlachtfelder der deutschen Geschichte. Bei Kroissenbrunn wies Ottokar den ungarischen Zugriff auf das babenbergische Erbe zurück. Napoleon erlebte bei Aspern seine erste Niederlage in blutigster Schlacht und mußte auf die Donauinsel Lobau zurückgehen. Mit Aufgebot einer starken Übermacht konnte er dann einige Wochen später am Rußbache bei Deutsch-Wagram, unfern von Aspern, den Sieg nochmals an sich reißen.

Südlich der Donau breitet sich das Alpenvorland aus. Eine liebliche Landschaft; breite Talungen und sanft gewellte Hügel, an ihren Hängen mit Wald bestanden, die weiten Kuppen mit Feldern und Äckern besetzt, behagliche Weiler, weithin schauend die Kirchtürme mit den barocken Zwiebelhauben, ausgedehnte Obstanger, weniger Edelobst als vielmehr zum Mostpressen geeignet. Die Oberösterreicher werden geradezu mit dem Spottnamen „Mostschädel" bedacht; das gilt als harter, nicht leicht zu beeinflussender Kopf. Franz Stelzhamer, ihr Landesdichter, sagt in seinen „Liedern in obderennsscher Volksmundart":

„Ünsa Traubben haißt: Hopfen,
Ünsan Wein nennt ma: Most."

Im Westen des Alpenvorlands steigen der dunkle Hausruck und der Kobernauser Wald auf, und ihnen ist westlich bis zum Inn das fruchtbare Innviertel vorgelagert. Erst 1779 im Bayrischen Erbfolgekrieg ist es zu Öster-

reich gekommen, ein kraftvolles, urbajuwarisches Land, mit geraden, kernigen Menschen, wilden Raufern und hervorragenden Soldaten. Furcht ist diesem Menschenschlag fremd. Am Rand des Hausrucks liegt Ried, wo das Bronzestandbild des großen Dialektdichters Franz Stelzhamer steht. Er stammt aus dem benachbarten Piesenham und schuf ergreifende Lieder einer urwüchsigen Heimatliebe. An den mächtigen, gewaltigen Inn, der früher Schiffahrt kannte, sind die Städtchen Braunau und Schärding vorgeschoben. Den Inn entlang zog die unnatürliche Grenze. Das kleine Braunau sah 1806 die Erschießung des mannhaften Buchhändlers Johann Palm, den Napoleon von Nürnberg hierher hatte bringen lassen. Mit einem 95 m hohen Pfarrturm schaut die Braunauer Stephanskirche weit hinaus in das bayrische und Innviertler Land, über die südlichen Auen hinweg die Hochberge der Nördlichen Kalkalpen grüßend. In der alten Uferstadt wurde am 20. April 1889 der Mann geboren, dem es beschieden war, die Grenze zwischen Österreich und dem Reiche niederzulegen, nicht durch Gewalt, sondern durch die Berge versetzende Kraft der von ihm geschaffenen Bewegung, des von ihm geprägten politischen Gestaltungswillens. Hitlers Vater tat als Zollbeamter auf der langen Brücke Dienst, die den breiten, reißenden Alpenstrom nach dem bayrischen Ufer hin überquert. Aus dem sorgenvollen Vaterhause des kleinen Beamten kam die gewaltige Kraft des Befreiers der deutschen Nation.

Hinter den östlichen Ausläufern des Hausrucks beginnt die Welser Heide. Die Traun, die aus dem Salzkammergut kommt, durchströmt hier ein fruchtbares Ackerland. Schon die Römer hatten in seiner Mitte die Stadt Ovilava, heute breitet sich hier das behagliche Wels aus, um den wunderbar einheitlichen und stimmungsvollen Stadtplatz gewachsen. Noch steht einer der alten Tortürme. In der Burg von Wels, die die Traun beherrschte, starb im Jahre 1519 Kaiser Maximilian, dessen Abschied von Tirol uns der Dichter Josef Wenter in seinem Wanderbüchlein „Im heiligen Land Tirol" so feinsinnig und stimmungsvoll nachzuempfinden bemüht war.

Unterhalb von Wels mündet die Krems in die Traun. Gehen wir das Alpenflüßchen aufwärts, so gelangen wir bald zu dem stolzen Kremsmünster, einem der ältesten Bildungsträger der Ostmark. Die Benediktiner hielten hier eine gute Schule, von der rückschauend Adalbert Stifter erzählt: „Im 12. Lebensjahre kam ich in die Benediktinerabtei Kremsmünster in die lateinische Schule. Dort hatte ich über eine außerordentlich schöne Landschaft

hin täglich den Blick auf die blauen Alpen und ihre Prachtgestalten; dort lernte ich zeichnen, genoß die Aufmerksamkeit trefflicher Lehrer, lernte alte und neue Dichter kennen und hörte zum ersten Male den Satz: das Schöne sei nichts anderes als das Göttliche, in dem Kleide des Reizes dargestellt, das Göttliche aber sei in dem Herrn des Himmels ohne Schranken, im Menschen beschränkt; aber es sei sein eigentlichstes Wesen und strebe überall und unbedingt nach beglückender Entfaltung als Gutes, Wahres, Schönes in Religion, Wissenschaft, Kunst, Lebenswandel. Dieser Spruch, so ungefähr oder anders ausgesprochen, traf den Kern meines Wesens mit Gewalt und all mein folgendes Leben, ein zweiundzwanzigjähriger Aufenthalt in Wien, Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft, im Umgange mit Menschen, in Amtstätigkeit führten mich zu demselben Ergebnisse."

Vom oberen Kremstale kommen wir leicht in das Tal der Steyr hinüber, die eben, durch den Teichlbach vom Paß Pyhrn her gestärkt, aus der großartigen Hochgebirgswelt des Toten Gebirges tritt. Die oberste Talfurche greift in die herrliche Wildnis und Einsamkeit von Hinterstoder vor, wo zur Pfingstzeit die Narzisse blüht, das duftende Steinröschen und der schöne Frauenschuh. Ein großartiges Jagdrevier! Rings herum kühne Felsen, ein wahres Paradies für Gemsen. Die Steyr hat ihr schönes Tal schon lang durchlaufen, schäumend und brausend, einsam und wieder gesellig, an kleinen Siedlungen, Schmieden und Eisenhämmern vorbei, bis sie sich der Enns nähert, die wasserreich aus den Wäldern und Wildnissen der Steiermark tritt. Wo die beiden Flüsse zusammenlaufen, ist ein wunderbares Stadtbild zu sehen. Es ist Steyr, die Stadt der Waffenschmiede und Gewehrerzeugung. Man kann sie auch die Mutter von Solingen nennen, denn vertriebene Steyrer Protestanten haben im 16. Jahrhundert auf Solingen ihr Handwerk übertragen. Giebel an Giebel reckt sich über dem Stadtplatz, enge Gassen stellen allenthalben das Bild des Mittelalters vor das 20. Jahrhundert. An der großen Stadtpfarrkiche von Steyr hat Hans von Puchsbaum gebaut, den wir von der Wiener Stephanskirche her kennen. Groß ist die Zahl der Kirchen und Kapellen der Stadt. Ein Meisterstück des Rokoko ist das Rathaus. Wunderbar die vielen alten Bürgerhäuser, die ihr Entstehen noch auf die letzte Zeit der Gotik zurückführen und schmalfassadig, aber tiefgegliedert und dreistöckig nebeneinander stehen. Das Schloß von Steyr erhebt sich an der Stelle der alten Stiraburg, die von den steirischen Otaka-

ren gegründet wurde, da das Gebiet von Steyr damals zur Steiermark gehörte. Diese Traungauer Herren hielten gern hier Hof; von der Burg bekam ihr Land seinen Namen.

Heute ist Steyr vor allem Sitz der mächtigen Autoindustrie, die ihre nach der Stadt benannten Wagen zu großem Ansehen zu bringen vermochte. Das Elend, das lange würgend über diesem Flecke Erde lag, wird nunmehr überwunden. Großdeutschland braucht den Gewerbefleiß und die Tüchtigkeit der Bewohner dieser Stadt.

Der oberösterreichische Lauf der Enns aufwärts Steyr führt durch ein schmales Tal, das von außerordentlich waldreichen Höhen begleitet ist. Die vielen Schmieden am Flusse nähren sich ebenso wie die großen Werke von Steyr und Obersteier vom Erz des steirischen Erzbergs.

Unterhalb des malerischen und altertümlichen Städtchens Enns mündet der Bergfluß in die Donau. In seiner Nähe lag die römische Lagerfeste Lauriacum. Enns besitzt das älteste Stadtrecht von Österreich.

Die Enns ist die Grenze zwischen Ober- und Niederösterreich, heute Ober- und Niederdonau. Hier begann die alte Ostmark, die ursprünglich nur bis Melk reichte. Das Land westlich, also ober der Enns, wurde erst durch kluge Landkäufe von den letzten Babenbergern erworben, so daß allmählich die beiden Erzherzogtümer und späteren Bundesländer Ober- und Niederösterreich entstanden. Das erstere Land ist das bedeutend ältere. In seinem Bereich war bereits sehr früh die deutsche Ansiedlung getragen. Niederdonau wurde im 9. Jahrhundert besiedelt, mußte aber nach der Magyarenzeit im 10. und 11. Jahrhundert nachbesiedelt werden; Bajuwaren und Franken traten als seine Kolonisten auf. Der Landschaftscharakter ist beiderseits der Enns ungefähr der gleiche. Auch in der Bauform ergeben sich zunächst keine Unterschiede. Östlich der Traun, also ob der Enns noch, beginnen die großen stattlichen Vierkanthöfe, die eine kleine Welt in sich schließen. Von der Traisen an treffen wir dann Straßendörfer, wie sie bei der Neukolonisation gegründet wurden.

Das niederösterreichische Alpenvorland ist enger als das westlich der Enns. In breiter Entwicklung treten die Kalkalpen gegen das Donautal vor, von denen sich beim Kaumberger Sattel der Sandsteinzug des Wiener Waldes loslöst. Zwischen Enns und Ybbs steht das alte Benediktinerstift Seitenstetten, wie alle die andern Stifte in der Zeit des Barock umgebaut. Das

Kloster ist etwas abseits der Bahn, die von Salzburg nach Wien geht, der verkehrsreichen Westbahn. Sie führt über Wels nach Linz und über Amstetten und St. Pölten nach Wien. Die Donau wird von ihr nur bei Linz berührt und von Kemmelbach bis Melk begleitet. Sonst meidet sie das oft enge und gewundene Strombett.

Schön ist das Tal der an Windungen reichen Ybbs, die, aus den Grenzbergen der Steiermark kommend, mit einer mächtigen Schleife ihren Weg nimmt. Bei Lunz empfängt sie den Abfluß des merkwürdigen tiefen Lunzer Sees, an dessen Ufer sich eine biologische Forschungsanstalt befindet, da seine Fluten seltsame Fische beherbergen. Die obere Ybbs durchströmt ein einsames, lange Zeit geradezu menschenleeres Tal. Im erwartenden Frühling und im scheidenden Herbst ist die Gegend von einer wunderbaren Stimmung erfüllt. Lunz, Göstling, Groß-Hollenstein und Opponitz sind die Namen der wenigen bedeutenderen Siedlungen auf der langen Strecke des träumerischen Flusses. Prächtig gelegen, eines der schönsten Bergstädtchen der Ostmark, ist Waidhofen an der Ybbs, von mächtiger Schloßburg überragt, einst Besitz der Stadt Freising und Hunderte von Jahren reich durch seine Eisenhämmer. Leider hatte sich, begünstigt durch das wirtschaftliche Elend, das nach dem Kriege die schöne Gegend heimsuchte, der Marxismus mächtig in diesem industriellen Bereiche eingenistet. Unter den zahlreichen, mir lebhaft in Erinnerung stehenden Versammlungen, die ich in Waidhofen hielt, bleibt mir ewig eine des Jahres 1924 im Gedächtnis, bei der ich mit sechs marxistischen Gegenrednern zu ringen hatte und die schließlich gegen ein halb zwei Uhr früh von den Sozialdemokraten gesprengt wurde, da sich das bürgerliche Element ängstlich zurückgezogen hatte, wir selbst aber nur ein Häuflein gegen zahlreiche Übermacht waren.

Auch das Erlauftal, das bei Pöchlarn an der Donau endet, stößt in einsame Berggegend vor. An seiner Wurzel, in der Nähe von Mariazell, liegt, fast ganz vom Hochwald eingeschlossen, der liebliche Erlaufsee. Unfern von Kienberg, bei Gaming, steht, an den Waldhang gelehnt, das ehemalige Karthäuserkloster Marienthron, das einst das größte seiner Art in deutschen Landen gewesen ist. Gegründet 1330 durch Herzog Albrecht III., hat es bei der Aufhebung der vielen österreichischen Klöster durch Josef II. gleichfalls sein Ende gefunden. Dabei sind aber durch ärarischen Unverstand gerade hier wertvolle Kunstschätze und Altertümer vernichtet worden. Schwer hat damals auch

die alte Kirche gelitten, deren Einrichtung verschwunden ist. Aber auch das ausgeplünderte Bauwerk, in dessen einfache Fensterverglasung heute ein mächtiger Buchenwald hineinsieht, übt noch eine starke Wirkung aus. Die kleinen Einzelhäuschen der Karthäuser stehen noch. Das Stiftsgebäude war keine zwei Menschenalter vor der Aufhebung noch in barockem Stil umgebaut worden. Selbst dieser strenge Orden also hatte sich der verführenden Kraft dieser Bauweise nicht zu entziehen vermocht. Der Hochaltar von Gaming ist in Ybbsitz gelandet, einem kleinen, lieblichen Orte voller Eisenhämmer unfern von Waidhofen.

Arg sind die Entstellungen, die eine baulich wenig empfindliche Zeit der Bischofstadt St. Pölten zugefügt hat. Der mit der Bahn Durchreisende bekommt einen unerfreulichen Anblick häßlich gebauter Industrieanlagen und bedrückender Wohnkasernen, und doch birgt St. Pölten wahre Meisterwerke des Barock. Hier waren Jakob Prandtauer, der St. Pölten mit einer Fülle schönster Bauten beschenkte, Munggenast und Wißgrill, aber auch die Maler Altomonte und der unerschöpfliche Daniel Gran beheimatet. Die Stadt, als deren erster Name noch aus der karolingischen Zeit Treisma (nach dem Flusse Traisen) überliefert wird, wurde nach dem ebenfalls karolingischen Hippolytkloster St. Pölten genannt; sie liegt von Wien nur noch 61 Bahnkilometer entfernt. Von den Orten des nun bald beginnenden Wiener Waldes sind der Markt Neulengbach mit seinem stattlichen Schloß und der Villenort Eichgraben zu nennen.

In der Wiener Bucht drängen sich die Siedlungen zusammen. Baden wird wegen seiner radioaktiven Thermen, die schon die Römer gekannt haben, sehr viel besucht. Es ist schön am Ausgang des Helenentals, am Fuß des Anninger und des Hohen Lindkogels, gelegen. Auch Vöslau hat warme Quellen. Der ganze Abfall des Wiener Waldes nach Osten bis nach Leobersdorf an der Triesting wird von der Rebe beherrscht. Bei Vöslau und Gumpoldskirchen wächst ein guter Rotwein.

Südlich der Weinzone beginnt ein ausgedehntes Industriegebiet. Auch Wiener-Neustadt ist Industriezentrum geworden. Seinen schönen Bauten der alten Zeit begegnen wir an anderer Stelle. Die Stadt liegt im unfruchtbaren Steinfelde, einer Ablagerung der gröbsten Schotter. In ihrer Nähe aber befand sich das Anhaltelager Wöllersdorf, das Tausende von Nationalsozialisten innerhalb seines Stacheldrahtes sah.

Von Wiener-Neustadt gegen den Semmering zu wird die öde Fläche des Steinfeldes durch Föhrenwald bedeckt. Zur Rechten erscheint der kahle Rücken des Schneebergs. Bei Gloggnitz ist der Fuß der Berghöhen erreicht, auf die sich die Bahn von Payerbach aus in fünfzehn Tunnels und sechzehn Viadukten auf kühner, schön angelegter Trasse den Weg erzwingt. Die Leistung des Erbauers, Karl von Ghega, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, eine Höhe von fast 500 m zu überwinden, ist auch heute noch bewundernswert. Der Luftkurort Semmering liegt auf der gleichnamigen Paßhöhe, die im Jahre 1728 eine wichtige Verkehrsstraße nach dem Süden erhalten hatte. Es war die Verbindung Wiens nach Triest und Italien.

Zu Niederdonau gehört auch der nördliche Teil des fruchtbaren Burgenlandes. Er reicht bis an den gewaltigen, im Schilf fast erstickenden Neusiedler See, den einzigen Steppensee Großdeutschlands. Sein Wasserspiegel erfährt große Schwankungen. Der Anblick der unendlichen Schilffläche ist von eigenartiger Schönheit. Im nördlichen Burgenland liegt der Hauptort des Landes, Eisenstadt, gewissermaßen die Hauptstadt des Königreichs des Fürsten Esterhazy, dem hier das mächtige Schloß und fast unbegrenzt ausgedehntes Ackerland gehört. Am Hofe des kunstsinnigen Fürsten wirkte Haydn als Kapellmeister. Der große Meister weilte 12 Jahre in Eisenstadt, wo auch seine Gebeine ruhen. Angesichts des gewaltigen fürstlichen Schlosses erscheint die Stadt klein und eng. Im nördlichen Burgenland wird ein vortrefflicher Wein gebaut; der von Rust kommt an Wohlgeschmack dem Tokaier gleich.

Nun aber kehren wir zur Donau, zum Nibelungenstrom zurück. Wer vom Altreich kommt, wird immer mit Erstaunen den Vergleich zum Rhein ziehen. Die Donau nimmt schweigend ihren Weg, das Strombett gehört ihren mächtigen Wassern allein, und was der Mensch dazu getan hat, die Schiffe, die den Verkehr besorgen, die Häfen und Anlagen, sie gleiten gewissermaßen an ihr ab. Ursprünglichkeit, dieses Zauberwort, das für so vieles in der Ostmark zutrifft, es scheint vor allem für die Donau gesprochen. Innerhalb ihrer Auen ist sie die Herrscherin, sie duldet den Menschen, aber der Mensch empfindet doch ihre Urgewalt als die stärkere. Anders ist es beim Rhein. Der alte Heldenstrom wimmelt von Schiffen, Kähnen, Fahrzeugen aller Art. Man hat ihn gezähmt, dienstbar gemacht, von den Forderungen

des Handels bis zur gewinnbringenden Verkitschung, und wir müssen schon auf die freieren Höhen steigen und stillere Zeit wählen, um seinen alten unheimlichen Zauber empfinden zu können. Es ist alles so geregelt um ihn. Die alten Ruinen, die ihn begleiteten, wurden brav und geldkräftig wieder aufgebaut, aber man merkt ihnen den falschen Zauber alsbald an. Rittertum kann nicht gekauft werden. Wiederherstellungen sind eine sehr schwere Sache, vor allem gehört ein unglaubliches Maß von Mühe, von Geschmack und Kenntnis, von Opfersinn und Einsatz dazu, wie es etwa der alte Graf Wilczek besaß, der Kreuzenstein bei Wien wieder aufgebaut hat. Die Ruinen der Donau sind wertvoller als so viele Burgen der Rheinromantik. Der Schiefer, der das Rheintal begleitet, muß sich menschlichen Zugriff mehr gefallen lassen als der harte Granit, der die Höhen über der Donau aufbaut und seine dunklen Wälder in ihre Tiefe schatten läßt. So wahrte die Donau stärker das Gepräge der Altlandschaft, sie wirkt weniger in landläufiger Romantik als durch die elementare Kraft ihrer Fluten. Wo ist das alte Nibelungen-Worms, von dem König Gunther mit seinen 1000 Rittern und 9000 Knechten auszog, die unheimliche Einladung der Schwester und des Königs Etzel anzunehmen? Wir können uns nur, vom Dom aus etwa, hineindenken in die alte Zeit. Aber vor den Wildwassern der Donau, im Bereich ihrer Auen, ihrer schwebenden Nebel, die aus den Fluten dringen, meinen wir das Zwiegespräch Hagens mit den Meerweibern zu hören, meinen dann seinen langgezogenen Ruf hinüber zum Fergen am andern Ufer zu vernehmen.

Wo die Nibelungen durch das Land ob der Enns gezogen sind, verrät uns das alte Volksepos nicht. Sie weilten in Passau bei ihrem Oheim Pilgrim, wo auch Kriemhild auf ihrem Hochzeitszug haltmachte. Dann aber schweigt sich das Lied über den weiteren Weg aus. Sie stehen auf einmal an der Mark Rüdigers. Kriemhild allerdings kommt über „Everdingen" und über „Ens". Hier trifft bereits der Markgraf Rüdiger mit seinen Recken zur Begrüßung ein. Das ist die Grenze der alten Ostmark. Gewiß haben auch die Nibelungen hier den schlafenden Eckewart angetroffen.

Das Donautal von Passau abwärts geht zu beiden Seiten an Wäldern vorbei. Die Berge sind steil, die Gegend ist fast düster. Burgruinen sprechen von heißen Kämpfen vergangener Zeit. Mit vielen Krümmungen windet sich der Strom durch die harten Berge. Erst hinter Aschach, über 40 km

nach Engelhartszell, dem ersten Orte der Ostmark, tritt die Donau in die Ebene. Es ist das Becken von Eferding, das Kriemhild auf dem Brautwege berührte. Fruchtbarster Boden! Das Land ob der Enns ist ein reiches und gesegnetes. Am Stifte Wilhering geht die Fahrt vorbei. Schon schaut der Pöstlingsberg bei Linz auf unser Schiff. Zuvor aber geht es noch am Kirnberg vorüber. Hier hat wohl der Ritter gehaust, der ein herbes schönheitsvolles Minnelied sang, das noch keine Spur von französischem Einfluß zeigte. „In Kürenbergers wîse" nannte er sein Singen. Er schrieb eine altertümliche Strophe, die der des Nibelungenliedes sehr ähnlich ist, und wurde darum auch eine Zeitlang für den Sänger des Liedes gehalten.

Schon landen wir in Linz und haben in einer der behaglichsten Städte der Welt besinnliche Rast. Über 100000 Einwohner zählt die Stadt mit ihrem Vorort Urfahr über der Donau. Viel Barock- und Renaissancehäuser, eine wuchtige alte Pfarrkirche, ein schöner alter Barockdom und ein neugotischer Dom mit großen Ausmaßen und hohem Turm, seelenlos, wie so viele der Nachschöpfungen des vergangenen Jahrhunderts wie mit dem Baukasten gefügt. Aber schöne Glasfenster, eine leuchtende Pracht von Innsbrucker Herkunft! Auf dem Hauptplatz der Stadt erhebt sich eine mächtige Dreifaltigkeitssäule, das untrüglichste Zeichen österreichischer Städte, oft auch in kleineren Orten mit großem Aufwand ausgeführt.

In Linz ist Marianne Jung geboren, die hochbegabte Suleika von Goethes „Westöstlichem Diwan". Sie hat selbst sehr feine Lieder der Sammlung des Freundes beigesteuert, mit dem sie bis zu seinem Tode in schriftlicher Verbindung blieb. Wie schön und aus der Kühle des nahenden Lebensausganges nochmals heiß aufwallend ist doch das kleine Gedicht, mit dem er der Freundin zuletzt ihre Briefe zurücksandte, damit sie nicht in andere Hände fielen. Linz ist aber vorweg die Stifterstadt. Hier war der große Dichter 15 Jahre Schulrat für Oberösterreich, hier hat er 1868 seinen bitteren Tod gefunden. Sein Wort und seine Persönlichkeit schweben wie gute Geister über dem von ihm heiß geliebten Lande, über der Stille des Mühlviertels und dem festtäglich leuchtenden Hügelrande der Alpen, wo sein „Nachsommer" spielt, ein Kleinod der deutschen Literatur, ein Buch, das Ruhe strahlt und Einkehr, über dem Sonnenglanz genug liegt, auch ein müdes Herz zu erwärmen, und das so ganz von sich ausgehen läßt, was Adalbert Stifter von seinem Werk sagte: „Meine Bücher sind nicht Dichtungen allein (als solche mögen sie von sehr

vorübergehendem Werte sein), sondern als sittliche Offenbarungen, als mit strengem Ernste bewahrte menschliche Würde haben sie einen Wert, der bei unserer elenden frivolen Literatur länger bleiben wird als der poetische; in diesem Sinne sind sie eine Wohltat der Zeit, sind ein patriotisches Werk, und in diesem Sinne kann sie der Kaiser in die Hand nehmen als etwas, das mit schwachen Kräften, aber gutem Willen für die Menschheit getan wird." In Linz hat auch der Tiroler Dichter Ferdinand Gilm seine empfindsame Seele ausgehaucht.

Mit Stolz aber rühmt sich heute die Stadt, daß in ihr der Führer seine Jugend verbracht hat. Auf dem Friedhofe zu Leonding ruhen in schlichtem Grabe seine beiden Eltern.

Von Erinnerungen und Gedanken bewegt, steigen wir noch den betrachtsamen Weg zum Pöstlingsberg empor, dem hochragenden Wahrzeichen der Stadt. In die dunkle Waldeinsamkeit des Granits bis zum Böhmer Wald, in die Voralpenwelt und die hinter ihr aufziehende Bergkette des Hochgebirges schweift der Blick, um wieder angezogen zu werden von der behaglichen Stadt zu unsern Füßen, die mächtig vom Turm des neuen Domes überragt wird, der dem von St. Stephan zu Wien an Höhe knapp gleichkommt.

Donauabwärts geht unser Weg. Der gewaltige Strom tritt bei Grein in den Strudengau. Waldberge treten eng an ihn heran und lassen ihn ganz einsam werden. Bei der Insel Wörth gab es früher die schweren gefahrvollen Strudel, durch Felsen von hartem Granit im Donaulauf hervorgerufen, die seit Maria Theresias Zeiten durch Sprengung beseitigt werden. Wieder Ruinen, liebliche, dem Ufer eng verbundene kleine Orte wie St. Nikola und Freyenstein! Auch die Stadt Ybbs ist hart an die Krümmung des Stromes geschmiegt. Bei Marbach wird hoch über dem Strome, über weite Felder und Äcker aufsteigend, die zweitürmige Wallfahrtskirche Maria Taferl sichtbar. Mit herrlicher weiter Schau beherrscht sie ein beglückend schönes Blickfeld. Nun aber sind wir, über die Donau setzend, bald in Pöchlarn. Von mittelalterlicher Festung stehen noch zwei Türme. Verschlafen still liegt heute der Ort. Nicht weit von hier, zu Artstetten, ruht in stiller Gruft zur Seite seiner Gemahlin und Schicksalsgefährtin der zu Serajewo ermordete Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand.

Zurück zum sonnigen Pöchlarn. Wir haben hier die Heerstraße der Nibe-

lungen wieder erreicht, und die Burgunderrecken, auch der grimmige Hagen, fühlen sich wohl an dem gastlichen Strand, denn ein Wirt sondergleichen heißt sie willkommen. Rüdigers Tochter wird dem jungen Giselher verlobt. Der edle Markgraf will die Gäste gar nicht ziehen lassen. 14 Tage, so sagt er, wollte er sie noch leicht mit ihrem ganzen großen Gefolge bewirten. Als es aber scheiden heißt, gibt er ihnen reichste Gabe; dem König Gunther ein schönes Gewand, Gernot das Schwert, „lûter unde staete herlich unde guot", dessen tödlichen Hieb der Geber selber im Heunenlande empfangen sollte; dem fröhlichen Fiedler Volker goldene Bogen, Hagen aber den schweren Schild, den der tapfere Nudung geführt. Vor dem letzten Kampfe an Etzels Hof wird der Tronjer dem Markgrafen den zerschossenen und zerhauenen Schild vorweisen und als letzte Gabe des Gütigen dessen eigenen zum Geschenke erhalten. „Vater aller tugende" nennt der Dichter den treuen, milden Mann.

Nun brechen sie auf. „Zetal durch Ôsterrîche" reiten die Boten voraus. Der Zug wird irgendwie ernst. Die Nibelungen machen nicht wie Kriemhild mehr an der „Tuonouwe" (Donau) fröhlichen Halt. Der Dichter schweigt von den weiteren Stationen der Todgeweihten. Fast unvermittelt erscheinen sie am Hofe des Königs Etzel. Das Schicksal soll sich erfüllen, nachdem zum letzten noch bei Bechelâren der goldene Glanz der Sonne sich auf den Fluten der Donau gespiegelt.

Anders war es noch bei Kriemhildens Fahrt gewesen, als die Unheilssaat erst im Herzen keimte. „Ûzer Medelicke (Aus Melk heran) ûf handen wart getragen manic goltvaz rîche, dar inne brâht' man wîn den gesten zuo der strâze: si muosen willekomen sîn." Beim Durchmarsch der Nibelungen bleiben die Goldgefäße mit Wein zu Hause. Oder will uns der Dichter nichts mehr von den Steinchen der Freude erzählen, die dem rollenden Schicksalsrade in den Weg glitten?

Kriemhild erhält vom „wirte" Astolt die Straße in das „ôsterland" gewiesen gegen „Mûtaren" (Mautern), bis wohin sie der Bischof von Passau geleitet hatte. Die „Treisem" (Traisen) wird überschritten.

„Bî der Treisem hête der künic von Hiunenlant
eine purc vil rîche, diu was wol bekant,
geheizen Treisenmûre: vrou Helche saz da ê."

Dieses Traismauer ist heute klein und unbedeutend. Über 3 Tage bleibt hier im Liede die Braut des Königs Etzel, ehe es weiter geht „durch Ôsterrîche". Die Fürsten und Recken Etzels reiten bereits Kriemhilde entgegen.

„Ein stat bî Tuonouwe lît in Ôsterlant,
diu ist geheizen Tulne: dâ wart ir bekant
vil manic site vremede, den si ê nie gesach."

In Tulln, der alten Hauptstadt der Ostmark, ist es also, wo Ramung und Gibich, Hornboge und Hawart, Iring und Etzels Bruder Blödel, zuletzt der Hunnenkönig selber und Dietrich von Bern Kriemhilde empfangen hatten. Der Buhurt erschallt zu froher Ehrung. Dann war es weiter gegangen in die Wienerstadt („ze Wiene zuo der stat"), wo zum Pfingstfeste die Hochzeit gerichtet war. Erst „an dem ahtzehenden morgen von Wiene si dô riten". Die Nacht wird zugebracht an der Grenze der Ostmark, „ze heimburc der alten". In Misenburg hatten sie dann das Schiff bestiegen, um zur Etzelburg zu gelangen.

So sind die zwei Züge die Donau hinabgegangen, der Brautzug des Königs und der Heerzug der Nibelungen; die einen mit Blumen und Kränzen des Festes, die anderen mit scharfen Schwertern und harten Schilden für alle Fälle der unheimlichen Einladung bereit. Niemand aber außer dem Hunnenkönig selber und dem Herrn Dietrich, die Königin nicht, die Burgunderkönige nicht, keiner ihrer Mannen, weder Hagen noch Volker, auch nicht der mildeste der Recken Rüdiger, keiner von Etzels Brautgefolge, Iring nicht und nicht Hawart haben das Ende des rasenden Festes gesehen, das die haßerfüllte Kriemhilde ihren Brüdern im Hunnenlande gab.

Soll uns die Donau nur das Bild schaurigen Schicksals der Vorzeit mitgeben auf die Wanderfahrt? Kehren wir doch nochmals zurück, nicht zur Pfingstzeit mehr, aber etwas früher, wenn die Obstbäume in der Wachau blühen, rot die Pfirsiche, schneeig-zart die sanften Kirschen, üppig und süß die Birnen, groß und hold, rosig die Äpfel! Da glänzen die Hänge, da ist das Tal in den mächtigsten Zauber getaucht, da ist alles Leid vergessen in der Segensfülle der Natur. Zum Maiensegen falten die Türme von Melk ihre Hände, selig über die übergroße Schönheit des Landes. Wir können es verstehen, daß der nordbayrische Minnesänger Neidhard von Reuental „hie ze Medelicke" glücklich ist, daß er es bedauert, je in Reuental seine Lieder

gesungen zu haben. In die schattige Wachau treten wir ein, wo aber doch jeder sonnseitige Platz, Spitz etwa und Weißenkirchen, im Blust der Obstbäume aufleuchtet. Die Ruinen schauen herab auf den gleitenden Strom, ernst und düster genug aus ihren ausgebrochenen Fenstern, zerfallenden Bergfrieden, berstendem Mauerwerk. Groß und mächtig steht Hinterhaus über den lieblichen Häusern und dem Kirchturme von Spitz mit seinem berühmten „Tausendeimerberg". Die Wachau ist ein Weinland und bringt einen köstlichen, schweren Tropfen. Von Spitz wird der Jauerling bestiegen, fast 1000 m hoch, die schönste Warte über das weite Land bis zum Watzmann bei Berchtesgaden hin.

Gegenüber von Aggsbach steht Aggstein auf jähem Fels des Berges, nur nach der einen Seite hin mit dem waldigen Hange verklammert. Vorgebeugt spähen Fels und Burg auch heute noch, wo ihre Wehr zertrümmert ist, ihre Wildheit zum Schweigen und Bleiben gezwungen, den Strom aus. Anders war es im Mittelalter. Die wilden, räuberischen Kuenringer Brüder trotzten von hier aus dem Landesherrn, dem streitbaren Friedrich, der ihre Burg zur Strafe zerbrach. Knapp mehr als zwei Menschenalter später zerstörte der erste habsburgische Herr Österreichs, der energische Albrecht, das wiederaufgebaute Bollwerk von neuem. Der grausame Schreck vom Wald ließ hier im 15. Jahrhundert seine Gefangenen im Rosengärtchen, einem verlorenen Fleckchen über dem Abgrund, verschmachten. Im Jahre 1529 haben die Türken die Burg verbrannt, die später endgültig verfiel.

Malerische Orte mit ihrem Häusergewimmel, den heimeligen Schindeldächern, seltsamen alten Kirchen! Wie eine Uferwarte und Festung sieht die von St. Michael aus. Weißenkirchen aber bezaubert mit lieblichen alten Winkeln, mit zierlicher eigenartiger Kirche.

Von weitem werden die Wehranlagen von Dürnstein sichtbar. Die hochthronende Feste, einstmals auch Besitz der Kuenringe, ist von den Schweden 1645 in Trümmer gebrochen worden. Hier mußte der englische König Richard Löwenherz den Zorn des tiefgekränkten Herzogs Leopold V. büßen, als er zu Erdberg, damals einem Dörfchen vor Wien, in dessen Hände geriet. Er blieb hier, bis ihn der Kaiser als Reichsgefangenen auf den Trifels abforderte. England aber ist danach als Gewinn des guten herzoglichen Fanges eine Zeit Lehensstaat des Reiches gewesen. Große Erinnerungen, gewaltige Zeiten! Wie oft aber folgt dem Heroischen das Liebliche, Weiche,

Ruhvolle in der Geschichte. Nebeneinander stellt die Wachau die Trümmer der gewaltigen Burg und am Uferrande das unbeschreibliche Dürnstein, Kloster und Kirche wie in einer gütigen Raststunde des Schöpfers hingezaubert, wundervolle Melodie der Schönheit, vor dem Verrauschen bewahrt und in Mauer und Stein gerettet. Wir beugen uns vor der Größe des Könnens Munggenasts, der wahrscheinlich diesen Bau vollbrachte. Anerkennung aber gebührt auch dem Feinsinn des Bauherrn, des Abtes Hieronymus Übelbacher, der für sein kleines Kloster ein solches Werk wagte. Das Chorherrenstift besteht heute nicht mehr. Dürnstein barg einst auch ein Klarissinnenstift, das mit der Reformation erlosch.

Das Tal weitet sich, die Wachau findet bei Stein und dem ihm verschwisterten Krems in einer wahren Blütenfülle ihr Ende. Weithin breiten sich auf sanften Hängen die Reihen der Weinstöcke, das Stift Göttweig wird am anderen Ufer der Donau sichtbar. Der Ort Stein ist noch ganz altertümlich. Seine beiden Tore stehen noch, das Brückentor und das Kremser Tor, das Straßenstädtchen behütend. Bis in die Zeit des Rugierkönigs Feletheus in der Völkerwanderung leitet Stein seine Vergangenheit zurück. Wunderbares Gefüge von Schindeldächern, Mauern und Kirchen, Türmen und Resten der alten Stadtwehr! Hier wurde der berühmte „Kremser"-Schmidt geboren, dessen Fresken und Altarbilder weithin die niederösterreichischen Bauten des 18. Jahrhunderts schmücken. Von Stein kommen wir unvermerkt in das engwinkelige Krems, das einst durch seinen Eisenhandel stolze Blütezeit erlebte. Von ihr erzählen noch die stattlichen alten Bürgerhäuser, das schöne „Chörlein" des Gögelschen Hauses, stolze Laubenhöfe der Renaissance, aber auch das Rathaus und die Bürgerspitalskirche mit dem AEIOU Friedrichs III., die barocke Pfarrkirche und die Piaristenkirche. Schöne Dreifaltigkeitssäule; die umgestalteten Reste der alten Herzogsburg, wo Margarete Maultasch ihr Alter verbrachte, und die mächtige ehemalige Stadtburg; reicher Relief- und Stuckschmuck an den Häusern, auch Sgraffito; mächtig mit drei Türmen das Steiner Tor!

Ein kurzer Besuch jenseits der Donau und bergauf zur erhabenen Höhe von Göttweig. Von Bischof Altman von Passau noch vor dem Investiturstreit gegründet, wurde das Kloster von Lukas v. Hildebrandt im Barockstil erneuert. Zwei riesige Flügel breiten sich aus, die beiden anderen aber, der Westflügel und der Südflügel, sind nur zum Teile fertiggestellt, die Türme der Kirche



Der König Dachstein

König Dachstein glänzt im Neuschnee seiner Felshänge hinein in die obersteirische Landschaft. Mächtig emporgerichtet und weitgebreitet überragt er alle Berge seiner Umgebung, Gebieter im Salzkammergut, Größter der Machthaber im Tale der schäumenden Enns.





Braunau am Inn

Der Grenzstrom, der die alte Stadt entlang fließt, mag in dem Knaben Adolf Hitler, der hier geboren ward, die Sehnsucht und den Willen erweckt haben, deutscher Not und Zersplitterung Überwinder zu sein. Der Sohn des kleinen Braunau wurde der Begründer Großdeutschlands.



Das alte Steyr

Bergflüsse strömen an der Alpenstadt vorbei. Dichtgedrängt stehen ihre schmucken Häuser, vom Bau der Kirche überragt. In der Ferne grüßen die Berge der Voralpen das malerische Städtchen deutschen Bürgerfleißes und altbewahrter Tüchtigkeit.



Die Linzerinnen tragen den leuchtenden Schmuck der goldenen Hauben zur alten Landestracht.



Linz und die Linzerinnen

Die hohe Dreifaltigkeitssäule auf dem Hauptplatz von Linz steht inmitten von Ruhe und gesättigtem Leben. Fröhlicher Glanz liegt über der Stadt, die Adalbert Stifters Wirkungsstätte war.

leider unvollendet. Die Krypta ist gotisch geblieben, die Kirche aber glänzt in hellem Barock. Wundervoll leuchtet das Treppenhaus, großartig und weitschauend der Altmanifestsaal, vier reiche Kaiserzimmer! Die große Stiftsbibliothek birgt 1100 Handschriften. Melk allerdings ist noch reicher. Göttweig erweckt die Erinnerung an die erste Dichterin in deutscher Sprache, die Frau Ava. Vielleicht eine Rittersfrau, geht sie ins Kloster Göttweig und schreibt hier ihre frommen Dichtungen, vier an der Zahl. Am Ende der Schriften bittet sie den Leser um ein Gebet für ihren verstorbenen Sohn und einen zweiten Sohn, der sich noch im Leben müht.

Nur einen flüchtigen Blick landeinwärts, wo wir die schöne Turmspitze des Stiftes Herzogenburg auftauchen sehen! Sie trägt in durchbrochener Arbeit den Herzogshut von Österreich. Das Stiftsgebäude vollendete nach einem Plane von Prandtauer der eifrige Munggenast.

Die Donau entlang wird hinter Krems die Fahrt eintönig. Tulln liegt im Frieden des fruchtbaren Tullner Feldes. Schon eine römische Station, damals Comagena genannt, war es im 11. Jahrhundert bedeutend. Heute ist es klein und still. Es hat einen hübschen Karner, der mit dem von Hartberg wetteifert, der schönste der Ostmark zu sein. Die große Pfarrkirche daneben, auch eine Stephanskirche, war ursprünglich romanisch und wurde dann gotisch, später barock umgebaut.

Langsam rückt der Wiener Wald dem Tale näher, zu dem er bei der Burg Greifenstein herantritt, um dann bis Nußdorf sein naher Begleiter zu sein. Zwischen dem Kahlengebirge und dem Bisamberg muß sich die Donau richtig den Durchbruch erzwingen. Vorher aber strömt er, durch einen mächtigen Auwald getrennt, am Chorherrenstift und Städtchen Klosterneuburg vorüber. Am andern Ufer liegt das Städtchen Korneuburg, und hinter ihm steigt über Föhrenwäldern die Burg Kreuzenstein auf. Sie wurde von den Vormbachern im 12. Jahrhundert erbaut, von den Schweden bei ihrem Vorstoß auf Wien, im gleichen Jahre wie Aggstein, zerstört. Graf Wilczek gestaltete die Ruine in 33jähriger Bauzeit zu einem großen gotisch-romanischen Burgschlosse um; der kunstfreudige Bauherr hat darin wertvollste Altertümlichkeiten und Schätze des Mittelalters und der frühen Neuzeit untergebracht. Ein Brand hat nach dem Kriege viel Kostbares zerstört. Anlage und Leistung von Kreuzenstein sind hervorragend zu nennen.

Hinter Wien wird die Donau träumerisch und still. Zu beiden Seiten breiten sich Augründe. Der breite Strom hat schon alles Menschenwerk, auch die große Stadt, an der er vorüberglitt, vergessen. In seinen Auen regt sich der Hirsch, wird der Reiher und der Seeadler wenig gestört. Die Donau gleitet vorbei an den im Getreide erstickenden Resten der alten Römerstadt Carnuntum zwischen Petronell und Deutsch-Altenburg. Was kümmert sie alte und neue Zeit? Zwei Amphitheater hat man in Carnuntum festgestellt, und den von einem Grabmal stehengebliebenen Bogen in der hier schon ganz pannonisch anmutenden Weite bestaunen die Besucher von weit und breit. Das Heidentor wird er im Volksmunde genannt. Die Berge des verklingenden Leithagebirges werden sichtbar. Stärkere Hügel mit Kalkfelsen treten an den Strom. Hainburg ist erreicht.

Wir nehmen Abschied von der alten Ostmark und von Großdeutschland, denn der Thebener Kogel und das alte Preßburg mit seiner so starken Bevölkerung deutscher Nation gehören der Tschechoslowakei an.

Der Heerstrom der Donau verläßt unser Land. Die Weite der ungarischen Tiefebene ist sein stolzes Ziel.

Wir aber, müde geworden von der langen Fahrt, wollen zum Abschied von der schönen alten Ostmark Rast halten und die Augen erquicken. Hatte nicht da in der Nähe, an der March, der Prinz Eugen ein Lustschloß, das er gerne zum Sommer besuchte? Wir sind hier nahe Schloßhof, einst einer leuchtenden Perle unter den Schlössern Österreichs. Lukas v. Hildebrandt hat es für den Prinzen seit 1725 erbaut, ein herrlicher Park in französischen Stil umgab es mit vielen Marmorfiguren und Brunnen. Aus dem Erbe des Unvergeßlichen kaufte Maria Theresia das Schloß und ließ es erweitern. Dann kam der Verfall der kostspieligen Anlage, und am Ende des 19. Jahrhunderts wurde es kaltsinnig zum Reitlehrinstitut der Armee gemacht. Seine herrliche Inneneinrichtung wurde fortgenommen, das Schloß behandelt wie ein edles Reitpferd, das Ackerdienst tun muß. Das nahegelegene Jagdschloß Niederweiden, auch einst Eugen gehörig, ist in vollem Verfall.

Von den Terrassen Schloßhofs aus schaute der Savoyer, gesättigt von Ruhm und Siegen, weit über das Land. Wir aber werden an diesem Orte aufgerufen zum Denken und zum Sinnen und können manche schwermütige Betrachtung dabei nicht loswerden. Aber auch nicht den Stolz! Edel war die Ostmark, edel sind ihre Bauten. Eideshelfer über Eideshelfer für

vollbrachte Taten und gehaltene Treue dem ganzen Volk gegenüber stehen da. Und wieder kehrt unser Gedenken zurück zu jenem Liede der deutschen Größe, dem Nibelungenlied. Ein Österreicher hat es gesungen, und die Lieblingsgestalt des Dichters, der milde Markgraf Rüdiger, erweist sich sogleich als der Landesherr der Ostmark, als einer der prächtigen Babenberger. Allen zu gehören, die im großen Vaterland wohnen, das ist Markenlos, Markentreue. So gehört auch die Ostmark, wie ihr herrliches Nibelungenlied dem ganzen Deutschland, der deutschen Nation.

Redende Steine

Bauwerke als Zeugen und Künder – Der Steffel und seine Kirche – Was die Hofburg erzählt – In der Kapuzinergruft – Das frohe Schönbrunn – Prinz Eugens Schlösser – Kirchen und Klöster – Wehrburgen an der Ostgrenze Österreichs – Bei den Bronzegestalten in der Innsbrucker Hofburg

---

In einem Lande, da vielerorts 1900 Jahre im Tageslicht der Geschichte standen und die Zeiten bei solch riesenhafter Spannweite wechselten, oft jäh und einschneidend, treten die Spuren des Gewesenen unverkennbar zutage. Die Ostmark hat bis zur Völkerwanderung nördlich der Donau die germanische Welt der streitbaren und staatsbildenden Markomannen und Quaden gesehen, südlich die Kastelle und Posten, die Handelsstädte und Straßen des Römischen Reiches, das den Erdkreis umspannte. Sie erlebte den Gang der siegreichen Sturmvölker, die diese Macht zu Boden warfen: der hunnischen Riesenwoge unter Attila, der Rugier und Skiren, der stolzen Goten, die Vindobona zu Fall brachten; der Awaren, die das verödete Land in Besitz nahmen und in seine östlichen Täler ihre slawischen Ackerknechte zu zinsbarer Arbeit einwandern ließen; der Bajuwaren, die von Westen her dem deutschen Pflug schrittweise die Gaue rückgewannen. Karl der Große ist auf seinem vernichtenden Heerzuge gegen die Awaren durch die Ostmark ins Ungarland gezogen. Nördlich der Donau, am Kampflusse, wurde den wilden Räubern einer ihrer „Ringe", der beutegefüllten Festungen, mit stürmender Hand entrissen. Der siegreiche Karolinger schuf um die Wende des 9. Jahrhunderts die erste Ostmark, die 100 Jahre später (907) magyarischem Ansturm erlag. Ottos des Großen Sieg auf dem Lechfelde brach dem deutschen Pfluge erneute Bahn, erweckte die hufzerstampfte Ostmark zu neuem Leben. Die Mark wuchs zum Österreich empor. In das aufstrebende, sich weitende Grenzland nahm die deutsche Kaiserkrone auf fast 400 Jahre ihre Zuflucht, und bis zum Nürnberger Parteitag 1938 ruhte der ehrwürdige, in seinen Teilen aus dem 11. und 12. Jahrhundert stammende Kronreif, der das Haupt so vieler Kaiser umglänzte und den schon Walter von der Vogelweide besingt, in der Hut der Wiener Hofburg. Die Habsburger regierten in Wien, das die Hauptstadt ihres ungeheuer ausgedehnten Länderbesitzes war wie gleichzeitig die Reichshauptstadt des Heiligen Reiches. Böhmische Rebellen, magyarische Streifscharen, schwedische Armeen und türkische Rie-

senheere mit unendlichen Plündererschwärmen drangen hierher vor, aus Abwehr erwuchs schließlich glanzvoller Sieg und die Eroberung des Raumes zwischen dem Karpatenbogen, des ungarischen Königreiches. Mit dem Erlöschen des alten Deutschland erhebt sich fast gleichzeitig das Kaisertum Österreich, von dessen Macht im 19. Jahrhundert wertvollste Stücke abbröckeln. Aber noch der Weltkrieg sieht die Monarchie Österreich-Ungarn, wie sie zum Vorteile der Magyaren seit dem Jahre 1867 heißt, mit blitzenden Waffen und wehenden Fahnen in das Völkerringen treten, und selbst in der Stunde ihrer Auflösung von innen her haben die Kanonen der in der Ferne kämpfenden Armeen noch ihre dumpfe Sprache gesprochen. Und dann? Zertrümmerung der alten stolzen Macht, politisches Elendsdasein in Europa, Jahre der schwersten Unterdrückung des Volkswillens, endlich aber jubelnde Befreiung! Wo anders drängte sich so das Geschehen zusammen, nicht Landesgeschichte, deutsche Geschichte, europäische Geschichte, Geschichte der Welt!

Bei solchem Gange des Schicksals bleiben Wegzeugen erhalten, Bauwerke, die es miterlebt, in denen die Ereignisse ihre Runen gelassen und die, oft verwittert und entstellt, den Lebendigen in Ehrwürdigkeit und ungeheurem Ernste gegenübertreten. Denn diese Steine sahen das Gewaltige der Vergangenheit. Die eine Generation drückte der andern weichend die Kelle in die Hand. Wut der Zerstörung schlug Wunden in die Gemäuer, Häuser brannten nieder, Bollwerke zerbrachen, Burgen fielen. Kriegsläufte machten friedlicher Arbeit Platz, Arbeit, die oft jahrelang mühsam und arm wiederaufbauen mußte, oft genug neuer Zerstörung oder neuem Rückschlag entgegen. Aber oft auch Arbeit, die sich im Sonnenglanze gesicherten Lebens oder des ruhmvoll über Gräber hinweg errungenen Triumphes zu erfreuen vermochte, die jubelnd aufbaute, um der Welt ihre Größe, ihr Glück, ihre Auffassung zu verkünden. Da gab es Zeiten wie etwa das große Bauen in den Tagen des Vaters der Maria Theresia, des letzten Habsburgers Karls VI., wo die siegreichen Waffen nach fast 50jährigen Kämpfen ruhten, wo über ausgestandener Bedrängnis Macht und Sicherheit in den herrlichsten Bauten ihre Sprache führten. In solcher Lage fühlen sich die Menschen irgendwie über den Lauf des Lebens erhaben. Triumphatorisch recken sich die Paläste auf, die Kirchen und Schlösser, und selbst das Bürgerhaus einer solchen beglückten Epoche scheint noch in seiner Ruhe und Erfüllung

das Dichterwort zu sprechen: „So ist es gut! So sollt' es ewig sein ..." Dann aber kommt das unvermeidliche Sterben auch über die begnadete Zeit. Von ihrem Glanze bleiben nur einzelne Stücke, andere Gegenwart erfüllt anderen Bauwillen, oft ein bescheidenes Vegetieren, oft ein neues Suchen und endlich wieder glückhaftes Vollbringen.

Nicht von allen soll hier gesprochen werden. Nur wenige will ich nennen, die am wissendsten am Webstuhl der Zeit gestanden oder die als Könige lange Jahrhunderte überragen oder als leuchtendste Schönheit ihre Zeit überlebten und noch kommende Zeiten überleben werden. Solche Bauten und Stätten tragen ihre Sendung, Schicksal zu verkünden und oft auch wieder neue Geschicke an sich zu ziehen. Sie haben aufgehört, Stein oder Gemäuer zu sein. Längst sind sie eingegangen in das Bewußtsein des Volkes, weitergegeben von Generation zu Generation, von wachsender Überlieferung umsponnen. Sie sind dann Wahrzeichen geworden, Symbole einer Gemeinschaft, einer Stadt, eines ganzen Landes. So erhebt sich an der ehemaligen Südgrenze der Stadt Wien eine gotische Kreuzsäule aus dem 15. Jahrhundert, deren Meister Hans Buchsbaum wir kennen. Die Überlieferung aber läßt dieses Steinzeichen als die Spinnerin am Kreuz in der Zeit der Kreuzzüge erstehen, Erlös für lange, unermüdliche Handarbeit, die eine Rittersfrau verrichtete, die hier am Stadtrande getreu der Rückkehr ihres Mannes aus dem Heiligen Lande harrte.

Wenn von den Bauwerken Österreichs die Stephanskirche und die Hofburg ihre Stimme erheben, so müssen alle übrigen schweigen. Aus ihnen beiden spricht das Los des Landes. War die Hofburg unmittelbarer Träger der Willensentscheidungen für die Ostmark, so ist die Stephanskirche der Zeuge des Geschehens gewesen und zugleich Erlebnisgehalt und treuer Begleiter all der Generationen seit ihrer Gründung, besonders aber seit 1433, da der schlanke, hohe Turm sich erstmalig über die Gemäuer und Türme der Stadt hoch emporreckte. Wenn der Wiener seine Heimat rühmt, wenn seine Liebe zu ihr nach Ausdruck sucht, dann ist es der „Steffel", den er nennt. Dieser herrliche Turm, dessen graue, in edelster Gliederung zur schlanken Spitze aufstrebende Wucht den Beschauer mitreißt, der den vom Norden her kommenden Wanderer als majestätischer Schirmherr der Stadt begrüßt, der, von den Höhen des Wiener Waldes geschaut, die Häuserfluten mit seinen Gebethänden überragt, ist das schönste Palladium der Stadt,

ihrer Glückstage Stolz und gewissermaßen ihr Tröster im Unheil. Als Ferdinand von Saar in seinen „Wiener Elegien“ den bösen Wandel der Zeit seit 1866 beklagt, wo Österreich aus dem Reiche ausgeschlossen war, beruft er sich zum Troste ausdrücklich auf ihn: „Doch du bist noch, o Wien! Noch ragt zum Himmel dein Turm auf, uralt mächtiges Lied rauscht ihm die Donau hinan.“ Als aber nach dem langen Kampfe der illegalen Zeit die Heimat ihre Rückkehr ins Reich erleben durfte, leuchtete in den Festesjubel hinein die uralte Pyramide, von Scheinwerfern erhellt, die ihre edle Schönheit zu geisterhaftem Leben erwachen ließen.

Der Stephansdom hätte eigentlich zwei Großtürme haben sollen. Der vollendete, unser Steffel, ist der südliche der beiden Türme. Der nördliche wurde nicht mehr fertiggestellt. Sein Ausbau erstreckte sich bis ins 16. Jahrhundert hinein, wo die Zeit solchem Vollbringen nicht mehr günstig war, außerdem bereits die schweren Türkensorgen der österreichischen Lande begonnen hatten. So wurde denn die Bauarbeit eingestellt und der fertig gewordene Teil durch einen Turmhelm abgeschlossen. Im 19. Jahrhundert, als die neugotische Epoche anbrach und man überall das im Mittelalter Torso Gebliebene zur Vollendung bringen wollte, ist auch der Nordturm des Stephansdomes noch einmal in den Kreis der Erwägung getreten. Aber es ergab sich die Sorge, daß die Tragfähigkeit des Grundes den geplanten Ausbau nicht zulassen würde. So blieb der Steffel das Wahrzeichen von Wien und brauchte seine Würde nicht mit einem Bruder zu teilen. Die Türme der Stephanskirche sind an das Querschiff angeschlossen. Das kam daher, weil beim ältesten Kirchenbau die Westtürme am Ende des Langschiffes bereits fertiggestellt waren. Sie führen den Namen Heidentürme und erheben sich mit ihrem trutzigen steinernen Helm beiderseits der gewaltigen romanischen Fassade, die der Dom mit dem Riesentor der Jasomirgottgasse zukehrt. Dieser untere Teil der Kirche ist bereits über 700 Jahre alt; die Helme der Heidentürme selbst aber wurden erst im 15. Jahrhundert vollendet. Ihre stolzen Ausmaße verdankt die Stephanskirche, die ihren Namen nach ihrem ursprünglichen Diözesanheiligen, dem Passauer Stephan trägt, dem kühn ausgreifenden Geiste des Habsburgers Rudolf des Stifters. Dieser im Alter von noch nicht 26 Jahren verstorbene Herzog trug sich mit dem Gedanken, seinem Hause eine Stellung in Deutschland zu erwirken, die über den Rang der damals eben erst privilegierten Kur-

fürsten hinausragen sollte. Er scheute sich nicht, für solchen Zweck ein eigenes Urkundenwerk fälschen zu lassen, das nur durch das Urteil des Humanisten und Dichters Petrarca am Kaiserhofe zu Prag um seine Wirkung gebracht wurde. Immerhin ist er der Begründer des Titels Erzherzogs für die habsburgischen Herzöge, wenn auch die Berechtigung, diesen stolzen Namen zu führen, erst fast 100 Jahre später der habsburgische Kaiser Friedrich III. seinem Geschlechte erteilte. Rudolf, ein hervorragender Verwalter auch des Besitzes seines Geschlechtes in der Schweiz, hat die Wiener Universität begründet. Sein Tod im Jahre 1365 war ein schwerer Schlag für die Ostmark.

Fünf Tore führen in den Dom; das Riesentor als das älteste; an der Südseite das Singertor und unter dem Steffel das größere Primtor; an der Seite des unvollendeten Turmes das Bischofstor und das Adlertor unter dem Turmbau. Gewöhnlich sind nur die Tore unter den beiden Quertürmen geöffnet, fast niemals das ehrwürdige Riesentor. In die Kirche eintretend, werden wir von mystischem Dunkel umfangen, mit dem sich von den großen Glasfenstern her farbiger Schein verbindet. Es sind, von wenig sichtbaren Fenstern des mittleren Chors abgesehen, nicht mehr die alten herrlichen Glasmalereien der früheren Zeit. Wie hätten diese soviel Kriegsläufte, vor allem die zweimalige Türkenbelagerung, überstehen sollen? Es sind hauptsächlich Werke des 19. Jahrhunderts, aber solche herrlicher Farbenpracht. Das eindrucksvolle Dunkel der Kirche wird durch die schweren Barockaltäre gemehrt. Wie zurückgeführt in weitab liegende Zeit, müssen sich die Augen an soviel Dämmerung, muß sich das Herz an soviel Stille erst gewöhnen. Dann aber spricht der große Innenraum, eine hohe Halle, deren Netzgewölbe von 18 Pfeilern getragen wird, vernehmbar zu uns. Ein zierliches Steinmetzwerk von einer Kanzel, am Treppengeländer mit seltsamem Schmuck von Fröschen und Salamandern bedacht, zeigt darunter das Steinbild des Erbauers, des Meisters Pilgram, der uns die Schönheit seiner Arbeit zu erklären scheint. Aus der gleichen Zeit des beginnenden 16. Jahrhunderts, vielleicht auch von dem gleichen Meister, erhebt sich an der Seitenwand eine lichte Orgelbühne von edelst geflochtenem Stein, ein Wunderwerk der Hände, vor dem man lang in staunendem Schauen verharren kann. Diesen beiden Kronjuwelen des Dominneren tritt im rechten Chor, der auch Apostelchor oder Theklachor heißt, das Grabmal des Kaisers Friedrich III., in rotem Marmor um etwa dieselbe Zeit erbaut, würdig zur Seite. Es sind drei letzte wunderbare Blüten

der schon vergehenden gotischen Kunst. Die nun aufkommende Renaissance versagte dem Dom ein Meisterstück, wenn man hier nicht das herrliche Epitaph an der nördlichen Außenwand nennen dürfte, das in einem Mittelmedaillon voll von Würde und Menschlichkeit den Abschied Jesu von Maria, an den Seiten die Leidensgeschichte darstellt. Die herrische Barockzeit brachte ihre wuchtigen Altäre und ließ die gotischen leider auf Nimmerwiederkehr verschwinden. In Kirchenhalle und Chöre hielt ein neuer Geist Einzug, gerade daß sich noch die schönen alten Chorgestühle aus dem 15. Jahrhundert mit ihrem reichen Schnitzwerk zu halten vermochten.

So sind im Dom und außen in den vielen steinernen Epitaphen alle Zeiten vertreten, sogar in Danhausers Fresko vom Fegefeuer die kirchliche Malerei des Vormärz. Er war der große Hüter dieser Ostmark, schon als Pfarrkirche, dann als Bischofskirche und endlich seit dem Jahre 1722 als Dom des Erzbischofs. Die Fäden nach Passau, dem großen Missionär des Südostens, sind schließlich ganz zerrissen worden. Aber im Nibelungenliede lebt die uralte Verbindung fort, und es gibt auch heute noch den Passauer Hof in Wien.

In der Savoyischen Kapelle zur Linken des Riesentors birgt der Dom hinter schweren Eisengittern des Barock eine ehrwürdige Erinnerung. Hier erhebt sich das Wandgrabmal des größten Österreichers und edelsten deutschen Patrioten, des Prinzen Eugen von Savoyen. Das Dunkel des Raumes vermag das Leuchten nicht zu übertönen, das von diesem Namen ausgeht und über barocke Schwere hinweg triumphierend über den Zeiten schwebt. Der alte Dom ehrt das Grab, und das Grab ehrt den gewaltigen Dom, weil es auch wieder ein großes Leben des Landes ist, das sich mit ihm verknüpft. Hoch oben im Gestühl des Turmes aber schwebt die schwere Riesenglocke, die Pummerin, gegossen aus erbeuteten Türkenkanonen mitten in der Heldenzeit der österreichischen Großmacht. 20000 Kilogramm ist die Mächtige schwer, und ihre dumpfe Stimme kann heute nicht voll gehört werden, da die Schwingungen so gewaltig sind, daß für den Wunderbau des Steffel gefürchtet werden müßte.

Das ist der Stephansdom, das sein Turm. Untrennbar von der Stadt, der er gehört, Wien aber untrennbar von ihm.

Die Hofburg ist dem Dome in der Zeit des Entstehens verschwistert. Sie war nicht die Burg der Babenberger, wie auch der Stephansdom nicht die

älteste der vielen Wiener Kirchen ist. Die Babenberger hatten in der Höhe des Leopoldsberges, der damals noch Kahlenberg hieß, weil er mit scharfer Kante zur Donau absteigt, ihre Burg, von der heute kein Stein mehr steht. In Wien besaßen sie später eine Saalburg. Der Platz heißt heute noch „Am Hof". Die Hofburg aber ist im wesentlichen die Schöpfung der Habsburger, wenn auch der Böhme Ottokar II. schon an ihr baute. Das weitläufige Bauwerk ist nicht nach einem Grundplane errichtet worden. Die Jahrhunderte haben gebaut, aber sie haben dann auch geplant, wie es ihrem Denken entsprach. Selbst die sinkende Donaumonarchie prägte einen ausgreifenden Bauplan für eine riesenhafte Vollendung. Semper und Hasenauer, die beiden Erbauer der Wiener Museen, haben in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts Hofburg, Museen und das gestreckte, prächtige Hofstallgebäude zu einer stolzen Einheit verbinden wollen. Sie haben noch den Außenbau eines großartigen, um das wuchtige Denkmal des Prinzen Eugen ausgreifenden Burgflügels verwirklichen können. Die innere Ausgestaltung traf der Weltkrieg noch unvollendet. So hat das Herrscherhaus bis zu seinem Sturze an dem Bau geschaffen, den der erste habsburgische Herrscher von Österreich, der harte und entschlossene Albrecht I. (als Kaiser 1298 bis 1308, Herzog von Österreich und Steiermark 1282 bis 1308) bereits zu seinem Sitze gemacht hatte.

Der älteste Teil der Burg ist der Schweizerhof, jedoch die stattliche Renaissancefront, die er zeigt, entstammt einem Umbau des 16. Jahrhunderts. Ihm gehört auch die sehr alte Burgkapelle zu, in der heutigen Gestalt ein spätgotischer Bau mit Umgestaltungen aus der theresianischen Zeit. Die weltliche und die geistliche Schatzkammer sind in diesem Trakte untergebracht. Aus den Schätzen der weltlichen Kammer schimmert die stolze Vergangenheit Österreichs. Da waren bis zum Reichsparteitag von 1938 als ihr köstlichstes Kleinod die Insignien und Reliquien des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, das so lange die erste Macht der Christenheit gewesen ist. Da war die sog. Heilige Lanze, die schon in der Lechfeldschlacht gegen die Magyaren (955) dem deutschen Heere vorangetragen wurde, da die Kaiserkrone, die erstmals auf dem Haupte des tüchtigen Konrad II. (1024 bis 1039) erglänzte, da der Reichsapfel, das Reichszepter, da die angeblichen Stücke Karls des Großen, das Krönungsevangeliar, das weit über 1000 Jahre alt ist, das Schwert, eine uralte Ar-

heit des Orients. Die Geschichte der Staufer leuchtete ebenso wie die der Salier und der Ludolfinger in diesem Saal. Hier sahen wir die normannischen Krönungsgewänder aus Purpur, Besitz jener lockenden Krone von Neapel und Sizilien, die den Hohenstaufen schließlich das dunkle Todeslos brachte. Gleicherweise an Unheil mahnen in diesem Raume bewahrte Besitztümer des hochgesinnten Kaisers Max von Mexiko. Auch die österreichische Kaiserkrone aus dem 17. Jahrhundert, die von den habsburgischen Herrschern seit dem Jahre 1804 getragen wurde, hat auf die Dauer kein Glück gebracht. Wir fühlen uns vollends in den prächtigen Sälen der Schatzkammer bedrückt, wenn wir die Wiege jenes einzigen Sohnes Napoleons sehen, entsprossen seiner Ehe mit der Habsburgerin Maria Luise, dem der Vater gleich nach der Geburt den vermessenen Namen eines Königs von Rom verlieh. Nach dem Sturze des Gewaltigen kam das dreijährige Kind, über dessen Jugend keine liebende Mutter wachte, an den Hof seines Großvaters, des Kaisers Franz. Hier aber mußte er erbarmungslos in die Fänge der Metternichschen Politik geraten, denn für Österreich war er der Herzog von Reichstadt, welchen Titel ihm Franz verliehen hatte, als Napoleon II. aber der Kandidat der kaiserlichen Partei in Frankreich, die sich gerne seiner bemächtigt hätte. Sein Erscheinen in Frankreich konnte den Sturz des schwankenden Thrones der Bourbonen herbeiführen. So wurde er denn in Wien ängstlich beobachtet und mochte bei solcher liebevollen Fürsorge der Geheimpolizei ebensowenig glücklich werden wie in dem Offiziersrang, den ihm sein kaiserlicher Großvater verlieh. Der unglückliche Jüngling ist unerfüllt, ein Opfer der großen Politik Europas, früh an der Schwindsucht gestorben. Wie viele Schicksale doch der Glanz der Schatzkammer umkleidet! Von den Insignien des großartigen Ordens des Goldenen Vlieses, den auch diese Säle hüten, geht ein ruhigeres Leuchten aus. Dieser burgundische Orden hatte großartige Zeiten erlebt und in seinen besten Tagen auch wirklich ein großartiges Leben geführt. Blicken wir noch auf die einst so strahlenden Heroldsgewänder verklungener Feste, ehe wir die schicksalgesättigten Räume verlassen, in denen ein Stück, eine köstliche Schale aus Achat, noch aus der Zeit der römischen Kaiser stammen mag.

Die Habsburger wohnten im sog. Reichskanzlertrakt der Burg, der von dem großen Meister des österreichischen Barock, Bernhard Fischer von Erlach, entworfen, von seinem Sohne Johann Emanuel zur Regierungszeit

des Kaisers Karl VI. für Zwecke des Reichshofrats vollendet wurde. Hier wohnte Kaiser Franz Joseph, der letzte der stolzen Regentenreihe. Hier hatte er sein schlichtes Arbeits-, sein bescheidenes Schlafzimmer mit dem einfachen Feldbett. Dieser Monarch, dem das Schicksal in einer Regierungsdauer von 68 Jahren die furchtbarsten Schläge zufügte, den Selbstmord des Sohnes, die Ermordung der Gemahlin und des Thronfolgers, die Erschießung seines Bruders Maximilian in Queretaro und den Verlust zweier reicher Provinzen sowie der Vorherrschaft in Deutschland und Italien, war kein großer Herrscher. Er fühlte sich selbst als Stiefkind des Schicksals und fand für keine der drängenden Fragen seiner Regierung eine glückliche Lösung. Aber er verkörperte ein Menschentum, das unverzagt die schwersten Schläge ertrug, und er wahrte eine persönliche Würde, die einen tiefen Eindruck machte. Der in seinem Wesen harte Monarch, dem die volkstümliche Art seines Großvaters Franz fehlte, wurde gleichwohl eine populäre Erscheinung. Die Hoheit einer uralten Krone schien in ihm leibhaftig geworden zu sein. Selbst die fanatischen Gegner des österreichisch-ungarischen Staates erwarteten den Zerfall des Reiches erst nach seinem Tode. Er verkörperte als die lebendige Tradition die letzte zäh bindende Kraft der Doppelmonarchie.

Franz Josephs Gemahlin, die geistvolle, unglückliche Elisabeth, hatte ihre Wohnräume im sog. Amalientrakt, der schon aus dem 16. Jahrhundert stammt, jedoch seinen Namen nach der braunschweigischen Witwe des zu früh verstorbenen Kaisers Josef I., des Freundes des Prinzen Eugen, führte. Die Große Kaiserin und der zweite Josef wohnten im sog. Leopoldinischen Trakt. Dieser wendet seine schlichte, langgestreckte Front dem Heldenplatz zu. Er wurde nach den Zerstörungen der zweiten Türkenbelagerung erneuert.

Vom Leopoldinischen Trakt, dem Amalienhof, der Reichskanzlei und dem Schweizerhof eingeschlossen breitet sich der Innere Burghof aus mit einem Denkmal des Kaisers Franz. Von hier gelangt man durch einen Verbindungsgang zum Portal des Michaelertrakts, das eine stattliche Kuppel überwölbt und von einem großartigen schmiedeeisernen Tore abgeschlossen wird. Dieser Teil ist erst in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts fertiggestellt worden. An den Michaelertrakt schließt die Winterreitschule an, ein Werk des Emanuel Fischer von Erlach. Sie enthält den vornehmen Reitsaal, wo die Vorführungen der Spanischen Reitschule stattfinden, Lei-

stungen höchster Reitkultur der höfischen Zeit Karls VI. Die Pferde sind Lipizzanerhengste, die seit dem Verlust des Lippizaner Gestüts in der Weststeiermark gezüchtet werden. Ihren Stall haben sie in der benachbaren Stallburg, die noch aus der Zeit des Kaisers Maximilian II. (1564 bis 1576) stammt.

Aus dem Block der Burg bricht nach Südosten, wieder geplant von Fischer von Erlach dem Vater, vollendet vom Sohne, ein Bau vor, der in wunderbarem Raume eine der gewaltigsten und vielgestaltigsten Büchereien der Welt enthält, in die im Laufe der Zeit viele kleinere Bibliotheken mündeten, darunter die gepflegte des Prinzen Eugen und solche aus zahlreichen, durch Josef II. aufgelösten Klöstern. Der langgestreckte großartige Prunksaal zeigt in seinem Kuppelraum Fresken von Daniel Gran und atmet den Geist triumphierender Schönheit, den das Zeitalter nach der Türkennot in Österreich zu entfalten vermochte. Großartige Prägungen einer sich als beglückt empfindenden Zeit!

Der Platz vor dem Gebäude der Nationalbibliothek, von ihr, dem Redoutensaal und dem Pallavicinischen Palast einzigartig abgeschlossen, trägt ein Reiterstandbild Josefs II. mit der Inschrift, er habe dem Wohle seiner Völker nicht lang, aber ganz gelebt. Dieser edle Sohn und unmittelbare Nachfolger der Kaiserin blieb von allen Habsburgern am stärksten im Bewußtsein der Ostmarkdeutschen verankert. Um sein ausgedehntes Reich zu vereinheitlichen, hatte er für dieses das Deutsche als Staatssprache eingeführt. Unter seiner Herrschaft machte Österreich zugleich eine zielbewußte deutsche Politik und übte eine eifrige Reformtätigkeit aus. Der Kaiser gönnte sich in seinem heißen Bemühen, Rückstände aus früherer Zeit zu überwinden, keine Rast. Jedoch es fehlte ihm das feine Geschick der Mutter, nur das Mögliche und dies mit taktvoller Hand zu versuchen. Der Sohn griff in die Zügel des Staatswagens zu hart und heftig ein. Die Regierten verstanden das Wohlmeinende nicht, vermeinten sich um alte Rechte und liebgewordene Bräuche betrogen, wo Josef überzeugt war, Mißstände zu beseitigen. Schließlich mußte der Kaiser vor einer in Ungarn ausgebrochenen Gärung – in den österreichischen Niederlanden gab es geradezu eine Revolution – fast alle seine Reformpläne zurücknehmen. Er starb im Bewußtsein des schwersten Mißerfolges. War so dem Sohne Maria Theresias der Erfolg des Herrscherlebens sichtbar versagt, so hatte doch sein heiliger Eifer

die Staatsmaschinerie derart belebt und die Beamtenschaft so sehr mit dem Bewußtsein einer großen Aufgabe erfüllt, daß noch die Regierung seines zweiten Nachfolgers, des engherzigen Franz, davon zehren konnte. Die Deutschen Österreichs aber erkannten in der Zeit ihrer schweren Bedrängnis das große Wollen dieses Monarchen. Sein deutscher Staatsgedanke, seine Betonung der Staatsrechte gegen die Ansprüche der Kirche – Josef hatte tatsächlich als unumschränkter Herr der österreichischen Kirche gehandelt –, sein Zentralismus, der wiederum dem deutschen Gepräge Österreichs zugute kommen mußte, all dies konnte einfach als das Programm der damaligen Deutschliberalen Partei, ja in der hier gegebenen Einschränkung auch noch der Schönerianer angesehen werden. Jedenfalls, dieser Kaiser hatte gewollt, hatte gehandelt und gekämpft für seine Ideale. Das Schicksal konnte ihm den Erfolg versagen, nicht aber die Geschichte und das Urteil des Volkes auf die Dauer ihre hohe Anerkennung.

Den Nachfolgern des Kaisers Josef, seinen früh verblichenen Bruder Leopold ausgenommen, fehlte die Leidenschaft der Hingabe und der hohe selbständige Geist, der den edlen Sohn der Maria Theresia ausgezeichnet hatte. Darum erfüllte sich das Schicksal des Hauses, die Herrschaft ist von ihm genommen worden. Die gewaltige Hofburg zu Wien, übersättigt von stolzen und großen Erinnerungen, aber auch berührt von einem Hauch der Düsterkeit, des schuldhaften Versäumens und eines sich schließlich auswirkenden Verhängnisses, gehört der Vergangenheit an.

Saßen in der Hofburg oder in Schönbrunn die Kaiser, in der Haus-, Hof- und Staatskanzlei regierten ihre ersten Mitarbeiter. Schräg gegenüber dem Amalienhof am Ballhausplatz erhebt sich das Gebäude, in seinem Kern ein Meisterwerk von J. Lukas von Hildebrandt. In der Zeit des Freistaates Österreich war es Sitz des Bundeskanzleramtes, heute der Reichsstatthalterei. Die Nationalsozialisten verknüpft mit diesem Gebäude das Gedenken verpflichtender Treue. Am 25. Juli 1934 versuchten die Angehörigen der SS.-Standarte 89 durch einen Handstreich, sich der Regierung Dollfuß zu bemächtigen und einer Regierung des Doktor Rintelen, der die Versöhnung mit der NSDAP. herbeiführen wollte, in den Sattel zu helfen. Das Wagnis, bei dem Doktor Dollfuß den Tod erlitt, scheiterte. Die Freiheitskämpfer wurden eingeschlossen und nach Bruch eines ihnen gegebenen Wortes vor das Militärgericht gestellt. Sechs aus ihrer Mitte, darunter die helden-

mütigen Führer der Unternehmung, Holzweber und Planetta, wurden im Galgenhofe des Wiener Landesgerichts erdrosselt. Das deutsche Volk verehrt in ihnen seine wirksamsten Blutzeugen.

So hat die Haus-, Hof- und Staatskanzlei von ehedem noch einmal Schicksal an sich gezogen, sie, die so lange entscheidender Schicksalsgestalter für Österreich und das Reich gewesen war. Hier wirkte, Helfer von vier Regenten, der Fürst Kaunitz das Gewebe seiner Bündnisse, von der Unversöhnlichkeit des preußisch-österreichischen Gegensatzes überzeugt. Hier fachte Thugut das Feuer des ersten Koalitionskrieges von neuem an, immer wieder auf einen siegreichen Ausgang des Kampfes hoffend. Hier war Graf Stadion die Seele der Erhebung vom Jahre 1809, hier fanden die Sitzungen des Wiener Kongresses statt, denen Metternich präsidierte. Hier versuchte Fürst Felix Schwarzenberg dem Habsburgerreich nach dem Schlafe des Vormärz den Weg zu aktivster deutscher und europäischer Politik zu bahnen. Hier waren die österreichischen Außenminister der Regierungszeit des Kaisers Franz Joseph tätig, der magyarische Graf Andrassy, der mit Bismarck den Zweibund abschloß, Baron Aehrenthal, der die Annexion Bosniens und der Herzegowina im Jahre 1908 herbeiführte und eine entschlossenere Balkanpolitik einleitete. Hier wurde das schicksalsvolle Ultimatum an Serbien geprägt, von hier durch einen anderen Andrassy der schmähliche Treubruch Kaiser Karls an seinem deutschen Bundesgenossen, der Waffenstillstand, bekanntgegeben, von hier aber auch in der denkwürdigen Nacht des 11. März 1938 einer unabsehbaren jubelnden Menge der Sturz der Regierung Schuschniggs und die Bildung einer nationalsozialistisch geführten Bundesregierung verkündigt. Hier hatte, die einzige staatsmännische Persönlichkeit der österreichischen Nachkriegszeit, Bundeskanzler Doktor Seipel, gewirkt, der die aufrechte Losung prägte: „Keine Lösung ohne das Deutsche Reich." Welche Schicksale in den noch nicht 220 Jahren, die dieses Bauwerk besteht! Seiner edlen Gestalt des beginnenden Rokoko sind die Schwere und die furchtbaren Auswirkungen nicht anzumerken, die die hier gefaßten Entschlüsse mit sich brachten. Das Gebäude am Ballhausplatz ist eines der schicksalsvollsten der ganzen Welt.

Zu dem Burggebäude gesellt sich das Schloß. Im heutigen 13. Wiener Bezirk erstand seit dem Jahre 1694 mitten in den Kriegsläuften der türkischen und der rheinischen Feldzüge ein Meisterwerk Bernhard Fischers von

Erlach, das allerdings dem Schicksal solcher Monumentalbauten entsprechend 50 Jahre später nach anderem Plane vollendet wurde. Das Schloß von Versailles schwebte als Muster vor. So erhob sich Schönbrunn als ein 200 m langes Schloßgebäude mit herrlicher Doppelfreitreppe, das mit seinen Nebenbauten eineinhalbtausend Zimmer zählte. Maria Theresia, die gütige Frau und gesegnete Herrscherin, gab dem Schlosse die besondere Weihe. Ihr Geschmack wurde maßgebend für die Ausstattung der Prachträume, die Vorliebe der Großen Kaiserin für chinesische Arbeiten gab den kostbaren Gemächern das Gepräge. In diesem Schlosse nahm auch Napoleon auf seinen beiden Siegesfeldzügen von 1805 und 1809 seinen Aufenthalt. Besonders gern verweilte Kaiser Franz Joseph in Schönbrunn. Er ist hier geboren und hier am 21. November 1916, mitten in den Stürmen des Weltkriegs, gestorben. Seine Wohnräume, auch das seinerzeitige Schlafzimmer des Kaiserpaares, stechen in ihrer Nüchternheit seltsam von dem Prunk des übrigen ab. Es ist der Stil einer dem Großen und Prunkvollen abgekehrten Zeit. Allerdings war der Kaiser noch besonders einfach gerichtet. Sein Leben ist immer soldatisch gewesen.

Auf einem Hügel über dem Schlosse, den dazwischenliegenden weiten, nach französischem Stil angeordneten Garten überschauend, erhebt sich die zierliche, luftige Gloriette, 5 Jahre vor dem Tode Maria Theresias von dem damals sehr beliebten Architekten J. F. von Hohenberg erbaut, als eine Säulenhalle, die ungefähr die halbe Ausdehnung des Schlosses lang ist.

Schönbrunn und Schönbrunner Park! Für die Wiener mit einem eigenartigen Zauber umwoben von frühester Kindheit an. Hier wohnte der Kaiser, da war der ihm allein vorbehaltene Gartenteil. Der müde Greis erschien in der Vorstellung untrennbar mit Schloß und Garten verbunden. Wiens großer Lyriker Josef Weinheber aber läßt in seinem hauchzarten Gedicht „Vorfrühling in Schönbrunn“ das Spiel der Erinnerung walten, die sich mit den Brunnen und Bäumen, den Figuren und dem Schloßbau verknüpft:

„Zart und zerbrechlich, wie nun von droben
die Gloriette herniedergrüßt.
Fürstlicher Traum, in den Himmel gehoben,
laß mit den Augen des Knaben dich loben,
dem du ein Wunder gewesen bist.



Melk an der Donau

Das hohe Stift ragt wie ein Triumph der Schönheit und gebändigter Kraft über den Auen und Wassern der Donau, Schirmer und Herrscher des ganzen Runds. Hier kam schon Kriemhild, kamen die Nibelungen vorbeigezogen.



Donaulauf in der Wachau

Aus Engen waldschattender Hänge tritt die Donau in sonnigeres Land. Der große Strom nimmt einen feierlichen Lauf; die Dörfer an seinen Ufern schweigen, die Ruinen halten Ruhe. Aber fröhlich richten sich die Reben auf, den ewigen Sieg des Lebens verkündend.

Drüben im Kammergarten hantieren
Gärtner mit Leiter, Säge und Scher',
Knospen glänzen und Amseln probieren.
Hier ging vor Zeiten der Kaiser spazieren,
aber der Kaiser ist auch nicht mehr."

Besondere Kinderfreude brachte der Schönbrunner Tiergarten, der an den Schloßpark anschließt. Seine zierlichen Pavillons, im Stile der Entstehungszeit Mitte des 18. Jahrhunderts errichtet, stehen unter Denkmalschutz.

Über dem Schönbrunner Schlosse glänzt vergangenes Glück. Seltsam, mit diesem Prachtbau verbindet sich nicht der Gedanke an das waltende Schicksal, wiewohl er Gewaltiges genug gesehen, wiewohl hier der letzte Kaiser von Österreich am 11. November 1918 abdankte, als das Glück des Hauses, mit dem er verhängnisvoll genug gespielt, zerbrach.

Noch eine andere Stätte der Habsburger redet eine vernehmliche Sprache zu uns. Unweit von der Stephanskirche, am Neuen Markt, den man durch die Kärtnerstraße erreicht, erhebt sich ein schmuckloses, schlichtes Kirchlein, fast nur eine größere Kapelle. Es ist das Kapuzinerkloster, unter dem sich eine mächtige Gruft befindet. Kapuzinerkloster, Kapuzinergruft! 138 Särge haben hier ihre Aufnahme gefunden, darunter auch einer, der nicht dem Herrscherhaus angehört. Die Gräfin Fuchs-Mollardt wurde hier beigesetzt, da die Kaiserin Maria Theresia sich von ihrer früh verstorbenen Freundin auch im Tode nicht trennen wollte. Die Kapuzinergruft wird in 8 Grüfte geteilt, die allmählich entstanden sind. Die erste, Engelsgruft genannt, birgt Kindersärge. Die zweite heißt Leopoldinische Gruft, da sie von Kaiser Leopold I. (1658 bis 1705) errichtet wurde. Hier fand der erste Habsburger, der in der Gruft bestattet ist, Kaiser Matthias, Aufnahme. Unter seiner schwachen Regierung erhob sich am 21. Mai 1618 der Brand des Dreißigjährigen Krieges. Unter Ferdinand III., der im selben Trakte ruht, ging das entsetzliche Ringen der beiden Glaubensbekenntnisse am 24. Oktober 1648 zu Ende. Ferdinand II. fehlt in der Reihe; der unduldsame Herrscher, der in den Erblanden das evangelische Bekenntnis ausrottete, liegt im Grazer Mausoleum. Einer der Särge dieses Gruftteils birgt das Schicksal der Habsburger. Hier liegt, frühest verblichen, der Erzherzog Leopold Johann, der einzige Sohn, den Karl VI. hatte, zugleich der Stammträger des Hauses. Mit seinem

Tode begann für den Vater die bittere Sorge um die Nachfolge. Ein Jahr später wurde Maria Theresia geboren (1717), um deren Thron sich lang dauernder blutiger Krieg auf vielen Schauplätzen erhob.

Die Karolinische Gruft, die die Kaiser Leopold I., Josef I. und Karl VI. birgt, weist prunkvolle Barocksärge auf. Der Tiroler Meister Balthasar Moll, aber auch der hochbegabte Lukas von Hildebrandt sind die Erbauer. Von den drei Herrschern, die hier ruhen, war dem ersten ein Leben voll von Kriegen, doch auch von reichen Erfolgen beschieden. Ursprünglich dem geistlichen Stand bestimmt, gehörte seine Neigung edler Kunst. Noch der Sterbende lauschte seiner geliebten Hofkapelle, der Kaiser verschied in Tönen der Musik. Leopold war trotz spanischer Erziehung ein echter deutscher Mann, unverzagt in Schwierigkeiten und Gefahren, ein väterlicher Herr seinen Feldherren und Ratgebern, deren er in der zweiten Hälfte seiner Regierung eine stolze Reihe besaß. Unter diesem Herrscher erprobt der Herzog Karl von Lothringen seine hohe Feldherrnbegabung, verteidigt Rüdiger von Starhemberg das schwer bedrängte Wien; der junge Prinz Eugen steigt unter seiner Herrschaft zum Feldherrn des Reiches und Österreichs empor; aus vielen tüchtigen Korpsführern ragt neben dem Prinzen noch Guido von Starhemberg zum Heerführer auf. Als der Kaiser stirbt, steht die neu gewordene Großmacht Österreich eben erfolgreich im Kriege mit Frankreich, und das mit Ludwig XIV. verbündete Bayern ist von den Kaiserlichen besetzt. Leopolds Sohn, Josef I., sollte nur 6 Herrscherjahre erleben. Die schwarzen Blattern raffen den Hochbegabten hinweg, dessen kurze Regierungszeit (1705 bis 1711) eine lebhafte Entfaltung kaiserlicher Autorität den Fürsten, aber auch dem Papste gegenüber gebracht hatte. Nun folgte ihm sein Bruder Karl VI., den das Schicksal zum letzten Habsburger werden ließ. Nur in der weiblichen Linie, verbunden mit dem Hause Lothringen, dauerte nach seinem Tode die Dynastie weiter. Dieser Kaiser erlebt den erfolgreichen Abschluß des Spanischen Erbfolgekrieges und wird Herr von Mailand, von Belgien, von Neapel und Sizilien. In glorreichem Kriege bezwingt ihm der Prinz Eugen auch die Türken und bringt dem Habsburgerreiche im Frieden von Passarowitz (1718) das Temeswarer Banat, die Kleine Walachei und von Serbien Belgrad und Kragujevac, dazu Teile von Bosnien. Im Hochgefühle so glücklicher Wendungen entfaltet sich die großartige Bautätigkeit des Barocks in Österreich. Aber der Lebensabend des Kaisers wird

durch selbstverschuldete Sorgen und Mißerfolge verdüstert. Karl VI. hört nicht auf den Ratschlag seines glänzenden Feldherrn und Staatsmannes. Zwei Kriege, einer mit den Franzosen, einer mit den Türken, erwachsend aus dem Bemühen des Kaisers, seiner Tochter Maria Theresia die Nachfolge durch Verträge mit den europäischen Mächten zu sichern, gehen unglücklich aus. Die Erwerbungen auf dem Balkan, auch die fruchtbare Kleine Walachei, werden verloren, dazu Neapel und Sizilien. Der Tochter aber bleibt dann der gewaltige Kampf doch nicht erspart.

Wir wenden uns von dem düsteren Prunk der alten Gruft mit ihren barocken Bildern des Todes der neuen Gruft zu, zuerst der von Maria Theresia und ihren Kindern. Die Monarchin ruht mit ihrem 15 Jahre früher verstorbenen Gemahl Franz von Lothringen, der ihrer Entschlossenheit und Umsicht die deutsche Kaiserkrone verdankte, in einem großen Doppelsarkophag von Balthasar Moll. Die innige Liebe der Großen Kaiserin und ihr festes Gottvertrauen gaben dem Sarge das Bild des Lebens. Von den Figuren auf dem Prachtsarge wird das Erwachen nach dem Tode dargestellt. Um die Kaiserin herum schlafen die Kinder. Schon 10 Jahre nach ihrem Tode hatte sich die Kapuzinergruft auch für Josef, den Menschenfreund auf dem Kaiserthron, geöffnet. Was lag diesem Kaiser, der die Kronen als bloße Zierate ansah, der überall das Überkommene verbessern, das Veraltete beseitigen wollte, an dem Prunk des Todes? Sein Kupfersarg ist der schlichteste in der ganzen Reihe.

In der Franzensgruft ruht der „gute Kaiser Franz" des Liedes, im Leben ein boshafter Patron voll Pedanterie und Eigensinn, ein tüchtiger Kanzleiarbeiter, aber trotz des ausgeprägten Mutterwitzes, der ihm eigen war, ein subalterner Geist. Um ihn liegen seine Tochter, die Kaiserin von Frankreich, Maria Luise, und ihr armer Sohn, der Herzog von Reichstadt. Von den vier Frauen des Kaisers, die in den Ecken der Gruft beigesetzt sind, mag Maria Ludovika genannt werden, tapfer und kampfentschlossen im Jahre 1809, von Goethe in Karlsbad besungen.

Die Ferdinandsgruft birgt den Kaiser Ferdinand, dem eine gutmütige Historie den Beinamen der „Gütige" verlieh, weil von dem regierungsunfähigen Manne nicht mehr gesagt werden kann. Die mangelhafte Begabung, ja offenkundige Geistesschwäche des Nachfolgers waren dem Kaiser Franz nicht unbekannt. Aber er beseitigte das Thronfolgerecht des Sohnes

8*

nicht, damit er das Recht der Legitimität, um dessentwillen er mit seinem Haus-, Hof- und Staatskanzler in die Verhältnisse Italiens und Spaniens eingegriffen hatte, nicht selber erschüttere. So erhielt Österreich für die qualvoll lange Zeit von 1835 bis 1848 einen Herrscher, der eine Regentschaft benötigte. Diese wurde der Schauplatz gehässigen Streites zum Schaden des Landes. Schließlich wurde Kaiser Ferdinand am 2. Dezember 1848 durch eine Art Putsch der Militärpartei im Bunde mit der ehrgeizigen Erzherzogin Sophie zur Niederlegung der Krone veranlaßt. Er dankte zugunsten seines Großneffen, des 18jährigen Franz Joseph, Sohn Franz Karls und der Sophie, ab. Neben Ferdinand ruht Franz Josephs Bruder Maximilian von seiner mexikanischen Irrfahrt aus. Sein Sarg ist verklärt durch die Erinnerung an die Ritterlichkeit, mit der er in Queretaro, wo er 1867 erschossen wurde, bei den Getreuen seines kurzen Kaisertraumes ausharrte.

Ehe wir den letzten Raum betreten, ein rascher Blick in die sog. Toskanagruft. Sie heißt so nach dem Kaiser Leopold, der vor seiner Thronbesteigung Herzog von Toskana war, dessen Nachkommen, soweit sie nicht die Kaiserkrone trugen, hier begraben sind. Leopold übernahm aus den erkalteten Händen seines Bruders ein schweres Erbe. Provinzen in Gärung! Hinter den magyarischen Unzufriedenen preußische Bemühungen, bald offene preußische Drohung! Der im Gang befindliche Türkenkrieg unter diesen Umständen nicht mehr weiterzuführen! Aber der gewandte Sohn Maria Theresias, auch er eine Ehre für die Mutter, löst die Schwierigkeiten. Als er, nach 2 Jahren, zu früh stirbt, ist Ruhe in Österreich, die Zufriedenheit wiederhergestellt, ein Bündnis zu gemeinsamer Aktion mit Preußen abgeschlossen, das eben noch zum Kriege bereitgestanden. Leopold hatte fähige, hochsinnige Söhne, wie den Erzherzog Karl und den in den Alpenländern überaus volkstümlich gewordenen Erzherzog Johann. Es war eine ungünstige Wendung, daß sie hinter dem ältesten, Franz, zurückstehen mußten, von dem schon Josef, der sich seiner Erziehung annahm, nichts Rechtes gehalten hat. Erzherzog Karl und sein Sohn Albrecht, der Sieger von Custozza, sind neben ihrem Vater begraben. Als die einzige Protestantin in der Kaisergruft – dies wird von dem führenden Kapuziner immer wieder festgestellt – hat die Gemahlin des Siegers von Aspern, Henriette von Nassau-Weilburg, hier Aufnahme gefunden.

Wir wenden uns der letzten und jüngsten unter den Grüften zu, der des Kaisers Franz Joseph. Hier hat der alte Monarch neben seiner 1898 durch einen Anarchisten sinnlos hingemordeten Gemahlin Elisabeth und neben dem hochbegabten Sohne Rudolf die gewiß heiß ersehnte Ruhe gefunden. Um den Selbstmord des Kronprinzen war lang üble Sensationsmacherei gebreitet. Tatsache ist, daß Vater und Sohn sich nicht verstanden, daß der Sohn keinen rechten Lebenssinn fand und das Kronprinzenschicksal nicht zu ertragen vermochte.

Bei der Einbalsamierung der Leiche des Kaisers Franz Joseph wurde ein neuartiges Verfahren angewendet, das sich nicht bewährte. Der alte Kaiser ist auch hier, wie er sich selbst gelegentlich nannte, ein „Pechvogel" gewesen.

Wir haben Burg, Schloß, Kommandobrücke und die letzte Ruhstatt des „Hauses Österreich" kennengelernt. 458 Jahre regierten die Habsburger, nur 178 Jahre die Habsburg-Lothringer über Österreich. Als Kaiser Karl den Thron verspielt hatte, war er bemüht, sich wenigstens den ungarischen wieder zu erwerben. Der Versuch ist gescheitert, der Unterlegene wurde nach Madeira gebracht, wo er bald (1922) starb. Er ist in die Gruft seiner Väter nicht eingegangen. Auch den in Serajevo ermordeten Thronfolger Franz Ferdinand suchen wir vergebens bei den Kapuzinern. Er ist mit seiner Gemahlin, der unebenbürtigen Herzogin von Hohenberg, in seiner eigenen Gruft in Artstetten bei Pöchlarn beigesetzt.

Seine letzte Hoffnungen setzte das gestürzte Herrscherhaus auf die Regierung des Bundeskanzlers Schuschnigg in Österreich. Er sollte Otto, Karls ältesten Sohn, zurückführen. War aber der Sohn der Zita von Bourbon überhaupt noch ein Deutscher? Das waltende Schicksal hat von der Ostmark das Unheil abgewendet, daß ein volksfremder Herrscher, hinter dem auch kein Volk mehr stand, seinen Einzug in Wien gehalten hätte. Die wehenden Hakenkreuzfahnen auf den Dächern der Heimat bedeuteten die endgültige Befreiung vor solcher Gefahr.

Von der Welt der Habsburger wenden wir uns der des Prinzen Eugen zu. Treuester Diener des Herrscherhauses, war er doch sein eigener Herr, und dazu ein großer. Die Souveräne Europas schätzten die Ehre der Verbindung mit ihm. Der Prinz hätte selbst einmal König werden können, und zwar von Polen. Er hat aber die Erhöhung ausgeschlagen. Sein Ehrgeiz ging nicht nach dem Kronreif. Er war stolz darauf, Feldherr und Ratgeber

seiner Kaiser zu sein. Arm war er nach Österreich gekommen, aber die Gunst seiner dankbaren Herren verlieh ihm wertvolle Güter, und er selber war ein Baumeister und Mäzen von königlicher Art. Er wußte seine Güter glänzend zu verwalten, aber auch den edelsten Gebrauch davon zu machen. Zwei großartige Bauwerke, die den Bauherren wie den Künstler adeln, hat er in Wien zurückgelassen.

Die beiden größten Architekten des damaligen Österreich, Bernhard Fischer von Erlach und Lukas von Hildebrandt, haben an dem Winterpalast des Prinzen Eugen ihre Meisterschaft geoffenbart. In der Himmelpfortgasse, einer Seitengasse zur Kärntner Straße, erhebt sich das edle Werk mit seinem großartigen Treppenhaus und seinen wuchtigen Prunksälen. Hier starb der Prinz am 21. April 1736 ohne qualvollen Todeskampf. Noch am Abend hatte er seine Freundin, die Gräfin Batthyani, zu dem gewohnten Spielchen besucht.

Im Sommer weilte der Savoyer im Belvedere. Die Gründe, auf denen der Prinz baute, lagen damals außerhalb der Stadt. Der sanfte Hügel gewährte eine einzigartige Schau auf das gedrängte Wien und die sich zur Donau neigenden Kuppen und Gipfel des Wiener Waldes. Zuerst erstand das Untere Belvedere, ein bescheidenerer Bau. Nach dem zweiten Türkenkriege aber, im Jahre 1724, wurde das Obere Belvedere fertiggestellt, vielleicht das edelste Schloß im ganzen deutschen Raume. Die starre Hoheit des Barock hat sich gelöst, das Mauerwerk mit seinen Türmchen und Gliederungen scheint von Musik zu tönen und doch auch die stolze Sprache des heiß erstrittenen Triumphes zu sprechen. Die vollendete Schönheit ist militärisch gebändigt, militärisch aber gemeint im Sinne jenes geistvollen, kavaliermäßigen Soldatentums, dem der Prinz mit seiner ganzen Wesensart angehörte, das seinen Feldzügen mitten in Not und Gefahr etwas Nobles gab, das ihn aber auch das kasernenmäßige Exerzieren, diese soldatische Grobarbeit, nicht besonders schätzen ließ. Weit und königlich dehnt sich der Park zwischen dem Ober- und dem Unterschloß. Prinz Eugen der Sieger, Prinz Eugen der Kunstsammler, Eugen der Freund der Wissenschaften! Leibniz, mit dem er in Briefwechsel stand, schenkte ihm die Originalhandschrift seiner Theodizee. In seinen herrlichen Bauten mochte der Prinz nach all den Stürmen der langen Feldzüge vom Kampfe ausruhen. In jeder Schlacht hatte er sein Leben eingesetzt. Noch kurz vor seinem Tode mußte der Hoch-

betagte und müd Gewordene zu neuem Kampfe mit Frankreich aufbrechen, einem sieglosen Kampf, in dem er doch trotz der Übermacht der Feinde, die er nicht mehr in jugendlicher Stoßkraft anfällt und wirft wie früher, von seinem Heere Unheil fernzuhalten vermag. Hier lernt er den jungen Friedrich von Preußen, das spätere Schicksal Österreichs, kennen. Der König hat von dieser Begegnung später gesagt, daß selbst der alte und müde Prinz in diesem Feldzuge noch glänzende Einfälle hatte, daß er selbst alles, was militärisch aus ihm geworden sei, dem Prinzen Eugen von Savoyen verdanke.

Das Belvedere gelangte in den Besitz des habsburgischen Hauses. Hier lebte in den letzten 10 Jahren vor seiner Ermordung der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand, der den Tag nicht erwarten konnte, der ihn zum Neuaufbau Österreichs berief. Mit seinem kaiserlichen Oheim stand er nicht gut. Den alten Mann störte das hastige Tempo der vom Thronfolger notwendig befundenen Maßnahmen, und er wußte diesen im wesentlichen auf Armee und Flotte zu beschränken. Er empfand vor den oft stürmischen Aussprachen mit Franz Ferdinand einen Widerwillen, geradezu Sorge. Dieser war zudem unebenbürtig verheiratet und hatte dadurch dem Herrscherbewußtsein des Kaisers einen schweren Schlag versetzt. Was mochte die Zukunft bringen? Bei seiner Eheschließung mußte Franz Ferdinand auf die Thronfolge seiner Kinder verzichten. Würde er es später nicht doch versuchen? Welche Gefahren aber konnte dies für einen Staat heraufführen, der keine Schläge des Schicksals mehr vertrug! Als die Nachricht von der Ermordung des Paares eintraf, soll der Kaiser davon gesprochen haben, daß sich die Vorsehung nicht herausfordern lasse. Der Krieg zwischen dem Belvedere und Schönbrunn war damit beendigt und das Schloß des Prinzen versank wieder in seine träumerische Stille. Nach dem Weltkriege errichtete der Bundesstaat Österreich in dem herrlichen Gebäude, aber auch im Unterschloß Museen ein, im Unteren das Barockmuseum, im Oberen Belvedere die Galerie des 19. Jahrhunderts.

Nichts mehr von den stolzen Adelspalästen Wiens, so meisterhafte Werke der Wiener wie italienischen Architekten sich unter ihnen auch befinden! Sie standen im Schatten des großen Geschehens, im Umkreis der handelnden Personen. Ein baulicher Wille wie beim Prinzen Eugen, der seinen Reichtum einsetzte und zu edelster Leistung brachte, ist nicht ein zweites Mal vorhanden, wie denn der Savoyer auch keinen Nachfolger fand.

Ursprünglich floß die Donau mit ihrem Hauptarm an der alten Stadt vorbei. Maria am Gestade, auch Maria Stiegen genannt, gibt noch davon Zeugnis. Es war die Kirche der Schiffer, welche den Strom befuhren. Das gotische Kirchlein ist ein vollendetes Meisterwerk in seinen edlen Formen mit seinem schönen, fast schon spielerischen Turm, dessen durchbrochener Helm wundervoll aufgewölbt ist. Den auf dem Strome zur Stadt Kommenden war das stimmungsvoll über dem Ufer gelegene Gotteshaus das Glückszeichen der vollbrachten Reise.

Der Barockstil hat Wien neben den vielen Palästen und Schlössern auch eine mächtige Kirche gegeben. Er traf Österreich auf der Höhe seiner staatlichen Macht, zu der Zeit, da die ungarische Sorgenkrone anfing, sehr beachtsame Realität zu werden, da reiche Provinzen gewonnen waren und nach langen Dezennien düsteren Ernstes mit ihrer sorgenvollen Lebenshaltung ein stolzer Drang zur äußerer Entfaltung sich betätigen wollte, betätigen konnte. In Wiens engen Gemäuern hat 17mal die Pest gewütet. Das grauenhafte Sterben ging über die damalige Welt als eine Heimsuchung, der man nahezu rettungslos gegenüberstand. Man muß die Predigten von Abraham a Sancta Clara lesen – alle seine Werke sind aufreißende Predigten –, um dieses Unheil zu begreifen. Der Tod als das höhnende Gerippe, als die triumphierende Vernichtung erhebt sich über der Stadt. So hatte 1679 das Sterben gewütet, daran die Pestsäule am Wiener Graben, die den Kaiser Leopold kniend zeigt, erinnert. Als nun wieder, im Jahre 1713, die Pest erloschen war, ließ Karl VI. zu Ehren des heiligen Borromäus eine Kirche erbauen, die mit ihrer Kuppel von 72 Meter Höhe die gewaltigste des österreichischen Barock wurde. Bernhard Fischer von Erlach, der unerschöpfliche Planer seiner baufreudigen Zeit, hat auch diesem Bau Gestalt gegeben. Über dem gebietenden Werke, das antike Formen nachgestaltet und zur Rechten wie zur Linken gar der Trajanssäule ähnelnde Säulen gesetzt hat, schwebt der herbe Ernst des so furchtbar Ausgestandenen, so repräsentativ alles auch ist.

Das Augustiner-Chorherrenstift Klosterneuburg verbindet die älteste Geschichte des Landes mit der späteren und sollte sie nach einem unverwirklichten Plane noch mehr verknüpfen. Unter den Babenberger Markgrafen hat es Leopold III., der später heilig gesprochen wurde, im Jahre 1114 gegründet. Die romanische Basilika mit gotischen Türmen mußte sich leider in ihrem Innern eine Barockisierung gefallen lassen, wie dies so oft den alten Denk-

mälern aus dem Mittelalter widerfuhr. In der Leopoldskapelle birgt die Kirche das köstliche Juwel des Verduner Altars, entstanden zu Ende des 12. Jahrhunderts aus der Hand des Goldschmiedes Nikolaus von Verdun. Die Fenster weisen noch Glasmalereien aus dem 13. und 15. Jahrhundert auf.

Kaiser Karl VI. wollte Klosterneuburg, das lieblich über den Donauauen am Nordabfall des Wiener Waldes gelegen ist, zur Residenz seines Hauses erheben. Dabei schwebte ihm, dem Kaiser des spanischen Zeremoniells, der im Spanischen Erbfolgekrieg einige Jahre als König in Spanien regiert hatte, die großartige Stätte des Escorial vor. Der Plan zum Umbau des Stiftsgebäudes, wie ihn Donato Felice von Allio entwarf, hätte mit den alten Baulichkeiten aus dem Mittelalter grimmig aufgeräumt. Aber nur ein Teil der mächtigen Anlage gelangte zur Verwirklichung. Er ist von zwei kupfergedeckten Kuppeln gekrönt, deren eine die deutsche Kaiserkrone, die andere den Herzogshut von Niederösterreich trägt. Maria Theresia verlor den Gefallen an diesem mächtigen und sehr kostspieligen Plan. Die Zeit war eine andere geworden. Österreich stand in seiner schweren Kampfperiode gegen Preußen, und die Hoffnung auf die Zurückgewinnung von Schlesien beherrschte alle Anstrengungen der Kaiserin. Der Weiterbau wurde aufgegeben.

Gehört Klosterneuburg den beiden Dynastien Österreichs, so ist das liebliche Zisterzienserstift am Sattelbache im tiefen Wiener Wald, Heiligenkreuz, ganz der alten Zeit zugekehrt. Es mußte auch keine barocke Veränderung des Baus seiner eigenartigen Klosterkirche erfahren. Der Babenberger Markgraf Leopold III. hat wie Klosterneuburg auch das abgelegene Heiligenkreuz gegründet.

Die kleine Klosterkirche, die der bescheidenen Haltung der Zisterzienser entsprechend keinen richtigen Turm besitzt, weist in wunderbarer Weise die beiden großen Stile des Mittelalters auf. Ihre barocken Altäre, die eine spätere Zeit hineinsetzte, wurden in den 80er Jahren durch neugotische ersetzt, die sich aber kraft- und seelenlos in der sonst so lebensvollen Kirche ausnehmen. Das Langschiff von Heiligenkreuz umfängt uns mit schweigendem Ernst. Dieses romanische Mauerwerk atmet Strenge und Begrenzung, beherrschtestes Maß. Aber nicht lebensfeindlich mutet das Werk der Baumeister und Steinmetzen des Rundbogenstils an. Unwillkürlich werden wir zu

uns selber gerufen, in eine tiefe Nachdenklichkeit, die nach Wurzeln tastet und älteste Zeiten erstehen läßt. Mir ist es in diesem schmalen kühlen Raume immer, als wenn die stolze Jugendepoche unseres Volkes mir nahe wäre, jene Zeit einfach, aber übervoll von Knospen, heldenhaft und dem Hohen zugewandt. Zum Erlebnis aber wird es immer, besonders in den Stunden, da das Sonnenlicht in die Fenster fällt, wenn wir vorwärts in den erweiternden Raum des Chors treten. Fenster auf Fenster, und über ihnen zierliches Deckengewölbe! Man meint aus der Dämmerung in den leuchtendsten Tag getreten zu sein. Zisterziensergotik! Wie anders war doch diese Zeit, die nur ein Jahrhundert von der früheren trennt! Die ernste Frühe ist vergangen, der helle Tag herrscht, alles durchklärend, alles durchleuchtend. Der Chor scheint zu flammen.

Der Kirche entspricht die Schönheit des Kreuzganges. Über 300 rote Marmorsäulchen tragen die zierlichen Bögen. In der schönen gotischen Brunnenhalle, deren Fenster das tiefe Leuchten der alten Glasgemälde des späten 13. Jahrhunderts zeigen, rauscht das Wasser in die Schale, die mit Sinterbildungen besetzt ist. Lautlos liegt der Rosengarten inmitten des Kreuzganges. Lautlos ist auch die Stille in der Babenbergergruft im Kapitelsaal. Nicht alle Mitglieder des hochgesinnten Hauses ruhen hier. Die Gebeine Leopolds III. hütet die Leopoldskapelle in Klosterneuburg, Lilienfeld birgt die Reste Leopolds VI., des Glorreichen. Der Grabstein des letzten Babenbergerherzogs Friedrichs II. weist Verstümmelungen auf, die von den Türken herrühren. Die Geschichte hat diesem Friedrich den Beinamen der Streitbare gegeben, und dieses Leben, das nun bald 700 Jahre zur Ruhe gekommen ist, war auch wirklich von Krieg und Wirrnissen durchzuckt, gewiß selbstverschuldet, aber auch mitbedingt durch eine unruhig gewordene Zeit. Friedrich steht auf der Seite seines hohenstaufischen Schwagers, des unglücklichen Heinrichs VII. Der zürnende Kaiser sucht den widerspenstigen Herzog in Österreich auf, der sich in der getreuen Neustadt einschließt. Wien ist zu dieser Zeit zur Reichsstadt erhoben worden, um den Herzog zu treffen. Aber Friedrich kann sich sein Land und auch Wien bald wiedergewinnen und die Versöhnung des Kaisers Friedrich II. erlangen. Ja, bei der Erörterung eines Eheprojektes zwischen dem Kaiser und der babenbergischen Prinzessin Gertrud wurde die Erhebung Österreichs zu einem Königreiche erwogen. So groß war der Stolz des herzoglichen Hauses. Der Plan ist

nie verwirklicht worden, denn die Babenbergerin weigerte sich, den im Kirchenbann stehenden Kaiser zu heiraten. Der Herzog aber ist dann bald danach, am 15. Juli 1246, im Streite mit dem ungarischen König Bela IV. an der Leitha gefallen. In diesem Kampfe ging es um den Besitz einiger westungarischer Komitate, die der König dem Babenberger für zu gewährende Hilfe gegen den damaligen Mongolensturm abgetreten hatte. Es war dazu nicht mehr gekommen, aber der Herzog wollte die Komitate dessenungeachtet behaupten. Mit diesem streitbaren Friedrich erlosch das Haus der Babenberger. Das dem Reiche heimgefallene Österreich ließ der Kaiser durch Generalkapitäne verwalten. Aber er selbst starb 4 Jahre später, und über Österreich, mit dem damals auch bereits die Steiermark verbunden war, brach eine bittere Zeit herein.

Weist Heiligenkreuz mehr in den Abschluß der großen babenbergischen Periode, so steht das berühmte Stift Melk, dessen Bild sich dem Besucher wie dem mit der Eisenbahn Vorbeifahrenden unauslöschlich einprägt, am Beginn dieser Zeit. Schon der erste Markgraf Leopold (Liutpold) I. eroberte den befestigten Platz. Hier hatten die Babenberger ihre erste Residenz, ehe sie diese nach Tulln verlegten. Das Benediktinerstift wurde 1089 gegründet. Im 18. Jahrhundert hat es einen völligen Umbau erlebt, der seine heutige Gestalt prägte. Ein begnadeter Meister, Jakob Prandtauer, begann das Werk, Josef Munggenast führte es nach seinem Tode zu Ende. 47 Jahre dauerte die Arbeit, ehe das gewaltige Himmelsschiff auf dem Uferfelsen verankert war. Fast doppelt so lang wie das Schloß von Schönbrunn dehnt sich der Bau. An seiner Westseite, wo der Uferfels zum Donauarm abfällt, erheben sich über herrlicher Terrasse die beiden Türme der Klosterkirche, hinter denen sich die mächtige Kuppel in majestätischer Ruhe emporwölbt. Rottmayr und Troger sowie der Italiener Sconzani haben die Malereien des Inneren geschaffen. Wunderbare Innenräume, eine königliche Bibliothek!

Noch früher als zu Melk begann der Umbau des Chorherrenstiftes St. Florian, das unweit von Linz gelegen ist. Den ersten Plan entwarf Carlo Carlone, die Endgestalt prägte wiederum Prandtauer. Im Jahre 1751 war der Bau beendet. Die Ausmaße der Stiftsgebäude erreichen die Melker nicht, aber die Türme der Kirche erheben sich zur stattlichen Höhe von 80 m. Unter der Kirche ist eine an Särgen reiche Krypta voll vom Moder des Ver-

westen. Inmitten dieser Gräberstätte, unfern einer Nische, die mit Schädeln und Gebeinen vollgepreßt ist, befindet sich der Sarg Anton Bruckners. Der letzte der großen Tonschöpfer Österreichs war 10 Jahre in St. Florian Stiftsorganist. Sein Grab ruht unter der Hauptorgel, die er so lange bemeistert hatte. Gehen wir aus dem Dunkel der Gruftkirche empor in die ruhevolle Stiftskirche, die drei Orgeln aufweist! Wir staunen über das edle Maß der Bauformen, die wunderbaren Chorstühle, den vielfältigen Marmor der Altäre und das barocke Wunderwerk der Schmiedekunst, das sich über dem hohen Gitter aufbaut. Welche Wirkung aber geht von dem Klostergebäude aus! Eine reiche Zeit schuf sich hier den Ausdruck ihres Lebensempfindens. Alles ist großartig gedacht und mit Feingefühl der Formgebung gestaltet. Wie ein herrliches Fürstenhaus erscheint das Gebäude vor uns, und richtig war es auch mit als Palast gedacht. Eine Reihe von großartigen Kaiserzimmern war für die Aufnahme des Kaisers und seines Hofes angelegt. Über vielen der österreichischen Klöster leuchtet so noch der Glanz des Heiligen Römischen Reiches. Der Kaiser sollte sich zu Hause fühlen in seinem Lande, in den alten Stiften vorweg. St. Florian hat auch für den Prinzen Eugen ein Zimmer erbaut, prunkvoll und in der ganzen Einrichtung auf die weltgeschichtliche Größe des Türkenbesiegers hinweisend. Wann ist jemals ein Feldherr so geehrt worden? Ein gewaltiger Marmorsaal huldigt in Wandgemälden der beiden Altomonte der Größe der damaligen Zeit. Wir gehen von St. Florian nicht hinweg ohne tiefe Bewegung. Irgendwie schwingt und tönt es in uns, die Steine leben, das Treppenhaus leuchtet, die Maße ruhen. Ist es noch nötig darauf hinzuweisen, daß auch hier wie in Melk eine großartige Bibliothek in stilvollstem Saale bewahrt ist? Eher vielleicht noch, daß sich im Stifte eine wertvolle Gemäldesammlung befindet mit 12 Stücken des altdeutschen Meisters Albrecht Altdorfer.

Nur wenige der alten Stifte konnte ich wählen. Und doch ist keines der vielen anderen ohne seine eigene Sprache. Mit Heiligenkreuz wetteifern in Niederösterreich Lilienfeld und Zwettl. Neben St. Florian reckt sich fast erdrückend das fast 1200jährige Kremsmünster auf, eine Gründung noch der bayrischen Agilolfinger, das in seiner Schatzkammer den ehrwürdigen Tassilokelch, ein Geschenk des Gründers, enthält. Auch hier eine mächtige Bibliothek, auch hier ein Kaisersaal, dazu eine Sternwarte! Im Stiftsgym-

nasium hat Adalbert Stifter studiert. Nur wenig entfernt von St. Florian ist das Zisterzienserstift Wilhering mit einer Kirche im Stil des Rokoko, ganz ins Malerische gewandt. In Salzburg aber steht seit 696 die älteste Abtei von Österreich, das Benediktinerstift St. Peter. Auch seine Kirche, der alte romanische Bau aus dem 12. Jahrhundert, wurde im Rokokostil umgebaut.

Eine stattliche Reihe der alten Klöster wurde von Kaiser Josef II. aufgehoben, und zwar alle, die sich einem bloß beschaulichen Leben hingaben. Bei diesen Auflösungen ist kunstgeschichtlich schwerer Schaden erwachsen. Denn die herrschende Geistesströmung der Aufklärung hatte für das Altertümliche kein Verständnis. Sie verkaufte die Dinge nach dem Materialwert. So konnten uralte Schwerter, Wahrzeichen und Insignien um einen Bettel vertrödelt werden.

Österreich hat niemals Reichsstädte besessen. Die stolze bürgerliche Entwicklung, die Ulm oder Nürnberg oder Augsburg zu nehmen vermochten, war den Städten der Ostmark versagt. Sie blieben landesfürstliche Städte. In den Hauptstädten der einzelnen Länder prägten der Fürstensitz, die Hofburg der Habsburger und dann um ihn herum die Adelssitze, nicht aber das Rathaus das Gesicht der Stadt. Besonders trat dies naturgemäß zu Wien in Erscheinung, das sich als Hauptstadt des Gesamtgebietes durchzusetzen vermochte. Hier begünstigte zudem die Zerstörung so vieler Bürgerhäuser des Stadtkerns durch die Türkenbelagerung das Aufkommen der Adelssitze in besonderer Weise. Das gotische Bürgerhaus mußte dem barocken Palaste weichen.

Die schwersten Zeiten der alten Ostmark sind die Türkeneinfälle gewesen. Seit dem Jahre 1357 stehen die Osmanen auf europäischem Boden. Ein Menschenalter später vernichten sie in der Schlacht auf dem Amselfelde das Großserbische Reich. 1453 fällt ihnen das letzte christliche Bollwerk in ihrem Rücken, Konstantinopel, in die Hand, 1463 errichten sie das Paschalik Bosnien, von dem fortan die schwersten Plünderungseinfälle in die sog. innerösterreichischen Länder, Steiermark, Krain und Kärnten, erfolgen. Gegen die ständige Kampfbereitschaft des türkischen Militärstaates ist das damalige Reich, dessen alte Kriegsverfassung verfallen war und dessen neue Wehrkraft auf dem kostspieligen Söldnerwesen beruhte, wehrlos. Die türkischen Einfälle werden noch ausgedehnter, als nach dem Falle von Belgrad (1521)

die ungarische Armee mit ihrem König Ludwig in der Schlacht bei Mohács (1526) vernichtet wird und die Habsburger ihr Erbrecht auf die ungarische Krone geltend machen. Von da ab gibt es immer neue Heimsuchungen. Die Wende kommt erst 1683.

Gegen diese unausgesetzten Gefahren mußte mit aller Macht der Wehrgedanke betont werden. Die Landschaft mußte ihre Burgen ausbauen, die bedeutenderen Städte mußten die Möglichkeit gewinnen, Zuflucht und Bollwerk zu werden; sie mußten ihre starken Fronten dem Osten zukehren. So entstanden, und dies mit erfreulicher finanzieller Beisteuer der Reichsstände, an der österreichischen Ostgrenze Befestigungen, die sich nach Westungarn hin, das die Habsburger gegen die Türken zu behaupten vermochten, ausdehnten. Hier wurden Neuhäusel, Kanischa und andere zu starken Vormauern. In Kroation erfolgte allmählich der Ausbau der Militärgrenze, um eine rasche Abwehr türkischer Plünderungseinfälle, ein schnelles Erkennen und erstes Aufhalten türkischer Großangriffe zu ermöglichen.

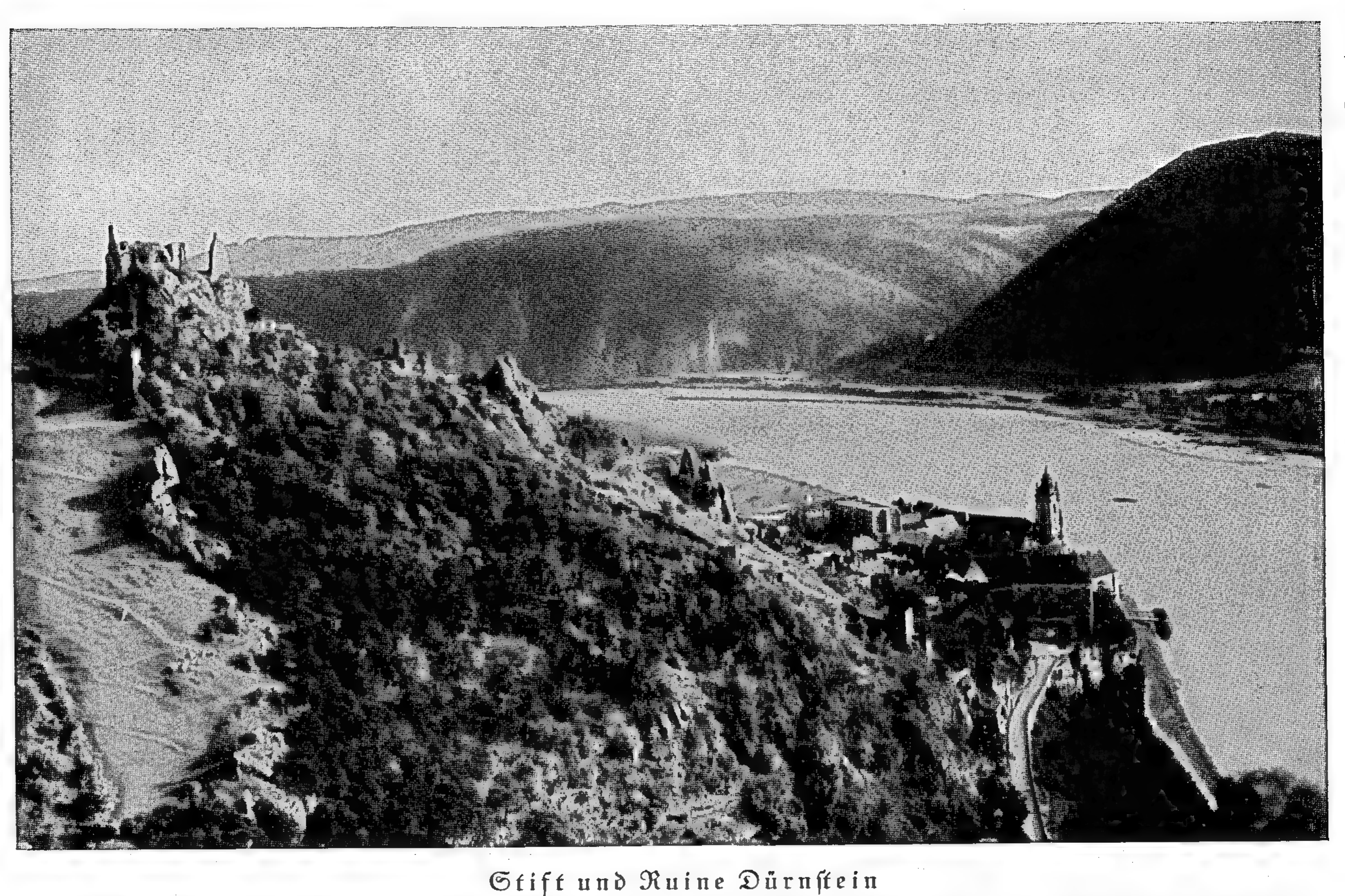
Die Bollwerke Wiens waren Schutzwälle gegen die Osmanen, Wiener Neustadt, 47 km südlich gelegen, bildete einen starken Stützpunkt der Abwehr. Hier erhebt sich die alte Burg, immer bereite Zufluchtsstätte schon der Babenberger, die sie Ende des 12. Jahrhunderts gegründet hatten. Maximilians Vater, der Kaiser Friedrich III., widmete ihr besondere Sorgfalt. Er ließ die dreischiffige Schloßkapelle erbauen und an der Hofseite der Burg das großartige Fenster mit den 107 gotischen Wappen anbringen, das seinesgleichen sucht. Hier begegnet uns die seltsame Buchstabenfolge, die wir bei allen Bauwerken des grüblerischen Friedrich wahrnehmen können, die Vokalreihe AEIOU. Der Kaiser war bekanntlich in der Reichspolitik völlig erfolglos und oft geradezu uninteressiert. Auch in seinen Erblanden war er den Stürmen der damaligen Zeit nicht gewachsen. Vor dem ungarischen König Matthias Corvinus mußte er Wien räumen. Das Reich sah ihn als Flüchtling umherziehen. Kein Freund des entscheidenden Schwertes, liebte er die Unterhandlung und vertraute der glückbringenden Zeit und einer waltenden Gerechtigkeit. Für sein Haus aber hoffte er auf eine gewaltige Zukunft. Er half sie selber noch heraufführen, indem er das Verlöbnis zwischen seinem Sohne Maximilian und Maria, der Tochter Karls des Kühnen von Burgund, zustande brachte. Als der trotzige Herzog, der zeitlebens dem Kaiser schwere Sorgen bereitet hatte, im Kampfe gegen die

Eidgenossen fiel, ging der Glücksstern der Habsburger auf. Maximilian gewann auf ritterlicher Brautfahrt Maria und wußte gegen Frankreich und später gegen die aufsässigen Stände die Niederlande seinem Hause zu behaupten. AEIOU? Es ist nie eindeutig festzustellen gewesen, was der alte Sinnierer Friedrich selbst darunter verstand. Aber früh kam die Auslegung Austria erit in orbe Ultima (Österreich wird bestehen, solang der Erdkreis währt) oder gar das stolze Austriae est imperare orbi universo (Österreichs Amt ist es, über den Erdkreis zu herrschen) oder in Hinblick auf die von den Habsburgern erst kurz vorher wieder erworbene Kaiserkrone Austria et imperium optime unita (Österreich und die Kaiserkrone sind am besten verbunden). Es versteht sich, daß die geheimnisvollen Buchstaben auch Spottvögel auf den Plan riefen. (A(ller) E(rst) I(st) O(esterreich) V(erloren), oder die Lesung, die der Turnvater Jahn aus dem Gesichtskreis des 19. Jahrhunderts dem Symbol gab: A(llerlei) E(rdreich) I(st) O(esterreichs) U(nglück). Alle Bauwerke der Ostmark, die diese Buchstabenfolge aufweisen, gehen auf Friedrich III. zurück, der ungeachtet seiner fortgesetzten Herrscherbedrängnisse für das Bauen eine offene Hand hatte.

In der Burg von Wiener Neustadt, unter dem Altare der Schloßkapelle, ist Friedrichs Sohn, Kaiser Maximilian I., begraben. Was war das doch für ein andrer Herr als der Vater! Saß der Kaiser in gelehrten Studien oder diplomatischem Nachsinnen in der Stube, Maximilian flog als Reiter in die Schlacht, focht als Preis der Ritterschaft im Turniere, kletterte als Jäger in den Bergrevieren, reiste als Kaiser und Feldherr, unausgesetzt nach der Gunst der Fortuna greifend. Bald nach seinem Tode fangen die Türkensorgen auch für Niederösterreich an. In Wiener Neustadt wird das Zeughaus errichtet. Der große Turm der Burg, ein mächtiges Wehrstück, sieht in seinem Inneren manchen Gast. Hier sitzen zu Beginn der 70er Jahre, auf den Tod gefangen, die beiden Magnaten Frangipani und Zrinyi, die als Häupter einer mächtigen, nach Frankreich hinüberreichenden Verschwörung Ungarn dem Kaiser entreißen wollten. An der Längsseite des ehemaligen Wiener-Neustädter Domes finden wir noch den verwitterten Grabstein mit dem grausigen Emblem der Totenköpfe, der nach ihrer erfolgten Enthauptung gesetzt wurde. Der Magnatenprozeß zuckte sogar nach der Steiermark hinüber. Als Mitschuldiger, durch die Frau Zrinyis verführt, wurde der Landeshauptmann Graf Tattenbach hingerichtet.

Auch nach Beendigung der Türkensorgen bleibt die Neustädter Burg ein Palladium Österreichs. Kaiserin Maria Theresia, die das Gebäude neugestaltet, errichtet hier die Theresianische Militärakademie. Große Heerführer der Ostmark, zum Schlusse noch Franz Conrad Freiherr von Hötzendorf, sind aus ihr hervorgegangen.

Etwa 5 Stunden Weges von Wiener Neustadt entfernt erhebt sich auf steilem Fels die Burg Forchtenstein, noch aus dem Mittelalter stammend, aber im 17. Jahrhundert zu starker Abwehr festungsmäßig ausgestaltet. Der tiefe Brunnen im Burghof ist von türkischen Gefangenen in 30jähriger Arbeit ausgeschachtet worden. Aus der Burgenzone ragen besonders Burg Schlaining bei Oberwart und Burg Güssing über Güssing im südlichen Burgenland hervor, vor allem aber die weithin schauende, als ein einsamer Wachtposten das Land beherrschende Feste Riegersburg in der östlichen Steiermark. Das zu Ende des 16. und anfangs des 17. Jahrhunderts aufgeführte Bollwerk ist von den Türken auf ihren wiederholten Einfällen unbezwungen geblieben. Krone aber und Zentrum des innerösterreichischen Landschutzes wurde das feste Graz. Frühzeitig, bereits 1478 und 1480, erscheinen die Türken vor der Stadt. Fortan muß die Stadt die größte Obsorge erfahren, denn mit ihrem Falle wäre es um die Steiermark, vielleicht um die gesamten Erbländer getan gewesen, und der wertvolle Stützpunkt hätte den türkischen Rennern und Brennern die tiefsten Einbrüche ermöglicht. In der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts und im 1. Viertel des 17. wurde eifrigst an der Befestigung von Graz gearbeitet. Wie überall im deutschen Süden um diese Zeit erscheinen italienische Baumeister, das Bollwerk den Grundsätzen der Festungsbaukunst von damals anzupassen und zu erneuern. Die Stadt aber besaß eine wahre Akropolis in dem 100 m über ihr aufragenden Schloßberg mit starker Festung. Dazu das Zeughaus zu seinen Füßen mit seinen heute noch über 28000 Waffenausrüstungen! Hier konnte im Handumdrehen eine stattliche Aufrüstung gegen türkische Angriffe vorgenommen werden. Die Grazer Schloßburg behauptete sich im Jahre 1809 gegen die vom Süden her vordringenden Franzosen. Dennoch mußte die wehrhafte Pracht ihrer Befestigungen nach den Bestimmungen des Friedens von Schönbrunn, der diesen Krieg beendete, gesprengt werden. Der stolze Uhrturm und der Glokkenturm wurden nur mit Mühe vor der Zerstörung bewahrt. Sie sind heute, weithin auf dem Rücken des Schloßberges sichtbar, das Wahrzeichen von Graz.



Stift und Ruine Dürnstein

Die strombeherrschende Burg war ein harter Herr und verwegener Kampfhorst. Das Kloster zu ihren Füßen übte die Künste des Friedens. Burg Dürnstein ist verfallen und das Stift aufgehoben. Unvergänglich aber blieb ihrer beider erhabene Schönheit.



Das Stift St. Florian
Stolze Ruhe des achtzehnten Jahrhunderts ist hier zu Stein und Bauwerk gebannt. In der großartigen Kirche des Klosters ertönte das Orgelspiel des großen Anton Bruckner, die Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit adelnd.

Der Weg durch die Ostmark, ihre sprechendsten Zeugen zu suchen, ist zu Ende. Salzburgs herrliche Denkmäler gehören der bischöflichen Welt an und reden ihre eigene Sprache. Die Tiroler Schlösser und Burgen, die Städte und historischen Kirchen des Landes seien diesem überlassen, sie gehören der engeren Landesgeschichte an. Nur die Hofkirche von Innsbruck will ich hier nennen, die sich Kaiser Maximilian zur Grabstätte erkor, wo das herrliche Renaissancegrabmal aus weißem Marmor sich erhebt, in dem der Kaiser seine Ruhestätte finden sollte und doch nicht fand. Wir haben seine Gruft in Wiener Neustadt kennengelernt. Das vielgeliebte Innsbruck weigerte dem Kaiser in seiner Krankheit die Aufnahme, da die Schulden noch nicht bezahlt waren, die sein Gefolge früher gemacht hatte. Um das von dem niederländischen Meister Colins geschaffene kaiserliche Grabmal herum sind 28 Erzbilder gefügt. Sie stehen in der verhältnismäßig kleinen Kirche groß und gewaltig da, als gehörte ihnen noch die Zeit wie ehedem, da sie auf Thronen saßen und in Ritterschlachten ritten. Der letzte Ritter wollte alle seine Ahnherren um sich haben, und im Sinne der gelehrten Zeit der Renaissance wünschte er sich dazu die Vertreter eines ausgedehnten Stammbaums. Theoderich der Große, König der Goten, erscheint unter ihnen, aber auch der König Artur von England, als Artus in der Sage Inbegriff aller Ritterschaft. Da steht Rudolf von Habsburg, aber auch der Frankenkönig Chlodwig, stehen die Gemahlinnen Maximilians, der eiserne Ernst, der Kaiser Friedrich III., der münzreiche Sigmund.

Es war für mich als Kind die weihevollste Stunde, wenn ich unter diesen Rittern und Ritterfrauen einhergehen konnte, am liebsten früh, wenn die Kirche noch leer war. Irgendwie rauschte es um mich, ich konnte mich nicht satt sehen an diesen Mächtigen, von denen manche so aussahen, als ob sie gleich reden wollten. Manche hatten so mürrische Gesichter, sahen enttäuscht und verdrossen drein, während wieder andre sich vor Stolz und Kraft nicht genugtun konnten. Mit Gewalt aber zog es mich immer zu Theoderich. Nicht den Dietrich von Bern suchte ich in ihm. Der war mein Freund nicht, denn er hatte den tapfern Riesen Ecke erschlagen, er hatte Hagen, meinen geheimen Freund, und den König Gunter besiegt und gefesselt und damit das Ende der heldenhaften Burgunder herbeigeführt. Aber Theoderich, das war der heldenhafte König der Ostgoten, und ich wußte sehr früh, daß nach seinem Tode das tapfere Gotenvolk in 20jährigem Kampfe seinen Un-

tergang gefunden hatte. Daß ein Volk um sein Leben kämpfen muß, daß es dabei zugrunde ging, daß keiner von ihm mehr übriggeblieben ist, wirkte auf das Innere eines für Geschichte empfänglichen Knaben auf das tiefste ergreifend. Das war ja so unerhört für eine Zeit, wo alles so geregelt zuging, wo sogar die Indianerkämpfe in Amerika aufgehört hatten und ein so langer Friede in der Welt herrschte. Daß dann kaum 10 Jahre später über dieselbe so ruhig gewordene Erde das Grauen des Weltkrieges hereinbrach und seit dem Stümperwerk der sog. Friedensverträge kein Friede mehr in Europa ist, wer hätte im Glanze der damaligen Sommer solches für möglich gehalten? Obwohl es schon so etwas wie der Dämon der Weltgeschichte war, der in unsere Welt hineinleuchtete, als die Russen und die Japaner in Asien kämpften und ängstliche Gemüter schon den Untergang der weißen Rasse, ihre Besiegung durch die gelbe vor Augen sahen.

Die schöne Hofkirche zu Innsbruck birgt, eine wahre Ruhmesstätte des Landes Tirol, auch das Grab von Andreas Hofer, von Speckbacher und dem tapferen Haspinger. Man meint in den begrenzten Mauern auf geweihtem Boden zu stehen.

Von der Hofkirche und der benachbarten Hofburg Innsbrucks wölbt sich der Bogen des Schicksals hinüber zur Hofburg von Wien. In dem lebendigen Lebensstrom von den Bergen zur Donau und wieder zurück hat unsere Gegenwart glückhaftes Walten erlebt. Nach Innsbruck fuhr der damalige Bundeskanzler Schuschnigg, um die Volksabstimmung, von der er sich den Sieg in letzter Stunde erhoffte, zu verkündigen. Gerade dieser Schritt aber wurde die Veranlassung für die nun rasch erfolgende Befreiung Österreichs von einem als unmöglich empfundenen Joch.

Redende Steine! Irgendwie lebt in der Gegenwart immer das Vergangene mit. Es gibt in der Geschichte kein Gewesen, das dem völligen Tode entspricht. Wie das Holz in alten Schränken noch arbeitet und ein geheimnisvolles Leben offenbart, soviel mehr noch das geronnene Blut von entscheidenden Taten, die Pläne und Entschlüsse, die großen Vollbringungen vergangener Zeit. Um ihre Zeugnisse wittert das erloschene Leben, als wollte es wieder neues Leben erwecken, in junger Kraft eine verjüngte Wirksamkeit gewinnen. Die Schau der Augen, die nicht vorüber können an der Spur des Geschaffenen, bleibt nicht ohne Ergebnis. Gedanken der alten Zeit wollen weiter gedacht werden, einer endlichen Erfüllung des etwa unerfüllt Ge-

bliebenen harrend! So ruft es aus ihnen. Ihre Sprache ist immer irgendein Ruf, denn es ist so, als könnten selbst die Steine nicht, was den Menschen versagt ist und für das Leben glücklicherweise versagt bleibt: die Dinge ohne Bewegung, anteil- und leidenschaftslos erzählen. In Hebbels „Nibelungen" sagt Hagen vor der blutenden Wunde des erschlagenen Siegfried zur zürnenden Kriemhild:

„Schau' her, Kriemhild. So siedet's noch im Toten,
Was willst du fordern vom Lebendigen?"

Das ewige Wien

Die Lage – Wiens Werdegang und Schicksale – Die Türken vor Wien – Franz Grillparzer – Das Wien des Nachmärz – Im verfallenden Österreich-Ungarn – Die Länder wenden sich von Wien ab – Weltkrieg, Umsturz und Austromarxismus – Der Wiener in der Kampfzeit – Wien, ein „Capua der Geister"? – Große Wiener – Josef Weinheber – Der Zauber Wiens – Seine Vorstädte – Wie der Wiener wirklich ist

—

Zwischen dem Wiener Wald samt seinen südlichen Bergen, den sog. Thermenalpen, die geradeswegs nach Osten abfallen, und den letzten Urgebirgsausläufern, die sich vom Semmering nach Nordosten hin abdachen, bis sie die Donau erreichen, breitet sich die Wiener Bucht aus. Sie ist von Flüssen durchquert, die, wie Schwechat, Triesting und Piesting, sich tief in den Wiener Wald und in die Ausläufer der Nördlichen Kalkalpen einschneiden, bis hinauf zu den Wasserscheiden, die den Übergang nach dem Westen ermöglichen. Unter diesen ist der Paß von Rekawinkel an der Quelle der Wien der bequemste und wichtigste. Auch zwischen den Höhenzügen des letzten Urgebirges ergeben sich gute Wege; sie führen alle nach der ungarischen Tiefebene, die sich hinter der niedrigen Bergmauer in ihrer unbegrenzt scheinenden Weite ausbreitet. Jenseits der Donau aber schließt an die Wiener Bucht sogleich das ebene Marchfeld an.

In dieses Becken hineingestellt, mußte jeder Stadt die reiche Verbindungsmöglichkeit zugute kommen, die sich von hier ergibt. Durch das Marchfeld zog sich der Weg, der von der Ostsee über die niedrige mährische Wasserscheide kam, um dann, den Semmering überschreitend oder am Rand der ungarischen Ebene das Gebirge umgehend, die Adria zu erreichen. Das war ein wichtiger Handelsweg, denn er brachte den Bernstein nach dem Süden. Von Ungarn her ergab sich eine andere Verbindung, ungefähr quer zu der eben gekennzeichneten. Sie stieg den Wiener Wald aufwärts hinüber ins Alpenvorland, den Weg nach Westen verfolgend. Diagonal aber lief nach Nordwesten eine gut gangbare Verbindung ins Böhmische. An der Donau gelegen, konnte eine das Becken beherrschende Stadt auch den Wasserweg werten; reiche Zukunft als Handelsstadt war für sie gegeben. Siedelte sich aber hier einmal gestaltender politischer Wille an, dann wurden die gegebenen Wege zu riesenhaften Richtungszeigern der Erschließung, Durch-

dringung und Beherrschung der begehbaren Räume. Von diesen Möglichkeiten nützte in römischer Zeit das große, starke Carnuntum, das etwa 44 km Wien abwärts sich westlich des heutigen Petronell ausbreitete, die der handelsmäßigen Beeinflussung und des politischen Interesses am Raume nördlich der Donau. Das Marchfeld und das dahinterliegende böhmisch-mährische Land wurde von den Römern nach der Varusschlacht nicht mehr zur Einverleibung in Aussicht genommen. Carnuntum teilte dann das Schicksal der römischen Plätze in Noricum; um das Jahr 400 wurde es von den Germanen zerstört.

Wien siedelte sich nicht auf der Trümmerstätte von Carnuntum an. Es nahm seinen Platz an der Stelle des kleinen römischen Standlagers Vindobona, das ziemlich lange eine römische Legion beherbergte, und wo angeblich der Kaiser Mark Aurel im Jahre 180 n. Chr. mitten im Markomannenkriege gestorben ist. Hier war es unmittelbar am Abfall der Alpen gelegen. Der Name der Stadt taucht erstmalig im Jahre 880 auf, wo sie Venia genannt wird. 1030 erscheint urkundlich der Name Wienne. Von da ab steht die Stadt im Lichte einer geschichtlichen Entwicklung, die ihr einen einzigartigen Aufstieg weisen sollte.

Seit die kampffrohen Babenberger im Jahre 1101 ihre Residenz auf den Kahlenberg verlegten, seit sie dann unter Heinrich Jasomirgott in Wien selbst ihren Herrschaftssitz nahmen, war die Stadt aus dem Grenzfelde gerückt und konnte ihre Eigenkraft entfalten. Sie erlebte stolze Zeiten, denn der Babenberger Hof wurde ein Mittelpunkt deutscher Dichtung. Der Südtiroler Walter von der Vogelweide lernte hier nach seinem eigenen Zeugnis „singen unde sagen". Das Stadtrecht erhielt Wien im Jahre 1221. Nach dem Erlöschen des Babenbergischen Hauses teilte die Stadt das Schicksal der österreichischen Länder. Der Böhme Przmysl Ottokar, der von 1251 bis 1278 das Erbe in seiner Hand hielt, war ihr wohlgesinnt. Sie erfreute sich unter seiner Regierung großer Freiheiten und ist nicht allzugerne im Jahre 1282 in die Hand des harten habsburgischen Herzogs Albrecht gelangt. Ihre Hoffnung, Reichsstadt zu werden, war nicht in Erfüllung gegangen. Von nun ab teilt sie die Geschicke der Habsburger, erlebt Rudolfs IV. eifernde Regententaten, die unmittelbar der Stadt zugute kommen. Sie sieht die Streitigkeiten im Hause Habsburg, die ja beim berühmten Bruderzwist des 17. Jahrhunderts, den Grillparzers Drama be-

handelt, nicht zum ersten Male aufgetreten sind. Da erhebt sich die Wiener Bürgerschaft gegen unbillige Forderungen des Herzogs Leopold IV. Die Unterlegenen werden hart gerichtet, wobei der Wiener Bürgermeister Konrad Vorlauf ein Beispiel herrlichen deutschen Bürgermutes auf der Richtstätte gibt. Der tapfere Kämpfer für das Recht der von ihm geführten Gemeinschaft verdiente heute eine besondere Ehre! Am Kampfe der hitzigen habsburgischen Brüder, der sich gewöhnlich um die Frage der Erbteilung erhebt, nehmen auch die Wiener gelegentlich Partei. So wird Friedrich III. von seinem Bruder und den Wienern in der Hofburg eingeschlossen, aber als die Lebensmittel bei den Bedrängten anfangen knapp zu werden, erlauben die Bürger die Zufuhr, denn auch der junge Maximilian ist unter den Belagerten, und „das junge Blut von Österreich" soll nicht Hunger leiden müssen. Der Einzug von Maximilians Enkel Ferdinand, der, in Spanien geboren, den Bürgern nicht genehm ist, wird zu einer Katastrophe der städtischen Freiheiten, und wiederum besteigen Kämpfer für das Recht ihrer Heimat, voran Doktor Martin Siebenbürger, das Blutgerüst. Wien verliert seine Rechte und wird zu einer landesfürstlichen Stadt. Schon beginnen die schweren Prüfungen des Schicksals. Die Türken haben in Ungarn gesiegt, sie weisen die habsburgische Erbfolge im Lande zurück, und der Sultan Soliman, der sich den Schatten Gottes über drei Erdteile nennt, erscheint mit starkem Heere vor der Stadt. Um ein Einnisten der Angreifer auf der Höhe des Wiener Waldes zu vereiteln, muß die Babenberger Burg am Kahlenberg in die Luft gesprengt werden. Ein herrliches Wahrzeichen der Stadt fällt. Auch die Vorstädte gehen in Flammen auf. Dafür aber bleibt Wien, das von ausgezeichneten Landsknechten unter der Führung des trefflichen Grafen Niklas Salm verteidigt wird, unbezwungen. Über drei Wochen war der Sultan mit seinen vergebens anstürmenden Truppen vor der Hauptstadt des Reiches gelegen, als er am 15. Oktober 1529, da die kühle Witterung einbricht, die Belagerung aufhebt. Aber neue Türkengefahren durch den gleichen Sultan halten die Stadt in Aufregung, obwohl Soliman nicht mehr vor den Mauern erscheint. Reichstruppen sammeln sich um Wien, Kaiser Karl V. ist selbst in der Stadt. Indes, zu einer entscheidenden Schlacht der im 16. Jahrhundert oft bedeutsamen Reichsaufgebote kommt es nicht. Die Sorge vor den Türken wird nicht mehr von Wien genommen. Erst der Friede von Szitvatorok, in welchem der Sultan den Kaiser als gleich-

berechtigt anerkannte, gibt ersehnte Sicherheit für die nächste Zeit. Schon aber ist über die Stadt auch die Sorge um die Erhaltung ihres Glaubens hereingebrochen. Wien ist evangelisch geworden, aber es fehlt an einer sicheren, von den Landesherren ausdrücklich anerkannten Kirchenordnung. Konnte sich die Stadt unter der Regierung des schwachen Rudolf II. und seines Nachfolgers Matthias der gegenreformatorischen Bemühungen erwehren, so muß sie unter Ferdinand II. das Schicksal teilen, das mit dem Unterliegen der ständischen Macht über den gesamten Protestantismus in Österreich hereinbricht. Wien wird rücksichtslos rekatholisiert. In dieser Zeit erscheinen unter der Führung des Grafen Heinrich Matthias Thurn die rebellierenden Böhmen vor den Mauern der Stadt. Indessen, vor einer ernstlichen Belagerung ziehen sich die weit vorgeprellten Truppen, denen erwartete Hilfe aus Siebenbürgen ausblieb, wiederum zurück. Im Dreißigjährigen Kriege erlebt Wien den Streit des Friedländers mit dem Hofe und nach der Hinmordung Wallensteins das Erscheinen schwedischer Truppen unter dem Kommando des Generals Leonhard Torstenson vor der Stadt. Die Burg Kreuzenstein, die donauaufwärts in der Nähe Wiens liegt, gerät in ihre Hand und wird zerstört. Vor der Stadt selber kehren die Schweden alsbald um. Nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges beginnt sich die Türkengefahr von neuem zu regen. Neuhäusel, ein wichtiges Bollwerk im habsburgischen Ungarn, fällt und kann nicht wieder genommen werden. Eine große Magnatenverschwörung trägt Sorge in die Stadt, die auch von der Pest immer wieder heimgesucht wird. In dieser Zeit erhebt Ulrich Megerle, der schwäbische Augustinermönch Abraham a Santa Clara, dessen Wirken Graz und Wien gehört, seine machtvolle Stimme. Das ist ein Prediger, dem die Worte scharfgeschliffen zur Verfügung stehen, der den Dingen auf den Grund geht und vor Rang und Stand nicht halt macht. Schon wieder erschallt sein lauter Ruf, ein Hilferuf: „Auff, auff ihr Christen!" Denn zum Entsetzen des Hofes und der Bürger nimmt der türkische Feldzug des Jahres 1683, den der Großwesir als Seraskier (Oberbefehlshaber im Namen des Sultans) führt, seine Richtung nicht gegen eines der ungarischen Vorwerke, sondern gegen Wien selbst. An den Befestigungen der Stadt war wohl in den letzten Jahrzehnten gearbeitet worden, sie kann aber nun in der Stunde der Not nur eine Besatzung erhalten, die im Verhältnis weit schwächer ist als die der ersten Verteidigung im Jahre 1529. Der kaiser-

liche Oberbefehlshaber Carl von Lothringen vermag eben noch die kleine Truppe in die Stadt zu werfen, da erscheinen bereits die Türken vor der unglücklichen Stadt, die in aller Eile die Befestigungswerke instandgesetzt hat. Wiederum gehen die Vorstädte in Flammen auf, und der Kampf beginnt. Die Türken arbeiten sich mit den Mitteln der damaligen Belagerungskunst an die Stadt heran. Sie sind vorzügliche Mineure und lassen der Wirkung ihrer Minen und einer gewaltigen Beschießung die gefährlichen Sturmangriffe ihrer vorzüglichen Infanterie folgen. Die Stadt wird vom Grafen Rüdiger von Starhemberg verteidigt, dem der Bürgermeister von Wien als treuer Helfer zur Seite steht. Dieser, der mutige Johann Andreas Liebenberg, eine Zierde der Geschichte der Stadt, erlebt die Befreiung nicht mehr. Seit den Augusttagen – die Belagerung hat am 15. Juli begonnen – fängt die Lage der Reichshauptstadt an, schwierig zu werden. Eines der stärksten Bollwerke, das Burgravelin, ist zerschossen und zerstört in die Hand der Osmanen gefallen, die Befestigungen der Stadt beginnen langsam in Trümmer zu sinken. Schon muß Starhemberg daran denken, hinter den Mauern Pallisaden bereitzuhalten, damit auch nach dem Verlust der Umwallung der Kampf weiter fortgesetzt werden kann. Denn schon ist das Entsatzheer im Aufmarsch, und Starhemberg schaut sorgenvoll von seinem Hochsitz auf dem Stephansturm in die Ferne, ob die Annäherung der Truppen endlich sichtbar würde. Zur dringendsten Eile ermahnt, beschleunigt der Oberbefehlshaber den Anmarsch des nach unsäglichen diplomatischen Mühen aufgebrachten Heeres, mit dem sich auch eine polnische Armee vereinigte. Der Pole Sobieski aber muß nun das Kommando erhalten, darum darf der Kaiser den Kämpfen vor Wien nur aus der Ferne von Linz folgen. Am 12. September kann endlich der befreiende Angriff von Nußdorf bis Dornbach von den Bergen her einsetzen, da die Türken trotz des Rates, den Ibrahim Pascha gegeben, es versäumten, sich der Höhen zu versichern. Auf dem heute Kahlenberg genannten Hügel findet vor dem Beginn der Kämpfe ein Gottesdienst statt, den der eifrige Kreuzprediger Marco D'Aviano abhält. Dann beginnt das heiße Ringen. Die deutschen Truppen und die Kaiserlichen tragen die Hauptlast des Kampfes und entscheiden die Schlacht. Bei den Polen unternahmen die Türken wirksame Gegenstöße, und ohne die rücksichtslose Kraft, mit der der linke Flügel der Verbündeten vorstieß, hätte alles leicht eine andere Wendung nehmen können. Am Nach-

mittag ist die Entscheidung gefallen. Wien, das noch einen letzten Verzweiflungssturm der Türken hat abschlagen müssen, ist befreit. Das so furchtbar bedrohte Bürgertum, das mutig die bösen Tage überstanden hat, kann sich des ungeheuren Triumphes und auch der köstlichen Beute aus der Weite des Balkans und des Morgenlandes erfreuen. Die großen Mengen Kaffee, die den Befreiten zufielen, haben die Einrichtung der Wiener Kaffeehäuser aufkommen lassen.

Nun näherten sich die Türkenkämpfe der Stadt nicht mehr. Die Wiener bekamen fortan Türken nur noch als Gefangene oder als Angehörige von glänzenden Gesandtschaften zu sehen, die der Sultan fortan bereitwilliger nach Wien schickte, als dies in früheren Zeiten der Fall war, wo man diplomatische Vertreter der Osmanen fast überhaupt nicht zu Gesicht bekommen hatte. Dennoch mußten zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Wiener Vororte durch Umwallungen geschützt werden. Der Linienwall aber, der damals aufgeführt wurde, war nicht bestimmt zum Schutze vor den Türken, sondern zur Abwehr magyarischer Rebellenscharen, die unter Franz II. Rakoczy die kaiserlichen Erblande und Mähren aufs schwerste beunruhigten, ehe der Friede von Szatmar (1711) diesen Erhebungen auf fast 150 Jahre ein Ende bereitete. In der nun folgenden Zeit sah Wien keinen Feind mehr vor seinen Mauern, bis im Jahre 1805 nach der Kapitulation von Ulm Napoleon seinen Einzug hielt. Gegen eine Armee von damals reichten die Befestigungen nicht mehr aus. Auch 1809 erschienen die Franzosen vor der Stadt und vermochten sich ihrer rasch zu bemächtigen. Napoleon aber erlebte in Wien den Anschlag des Naumburger Pastorensohnes Staps und fühlte sich hier von tausend Vendees umgeben. Das beschleunigte den Friedensschluß von Schönbrunn und den Abzug der Franzosen. Inzwischen aber hatte die Stadt das bittere Schauspiel erlebt, daß kaiserliche Herolde am 6. August 1806 das Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation verkündeten. Wien hörte damit auf, die Hauptstadt des Reiches zu sein. Kaiserstadt war es allerdings geblieben, denn Franz II. hatte am 11. August des Jahres 1804, beeinflußt durch die Kaiserkrönung Napoleons, den Titel eines Kaisers von Österreich angenommen. Wien war also auch jetzt noch Haupt- und Residenzstadt, aber doch nur noch des Kaisertums Österreich, nicht mehr des Reiches. Der Staatsbankerott des Jahres 1811 trifft die Stadt schwer. Dafür aber erlebt sie vier Jahre später das stolze Schauspiel des Wiener

Kongresses, der als eine unerhörte Versammlung von Kaisern und Königen, von Fürsten und Diplomaten, aller Persönlichkeiten Europas von Geist und Rang, vom 16. September 1814 bis zum 19. Juni 1815 in den Mauern der gastlichen Stadt tagt. Fluten von wetteifernden Festen im Glanze der Höfe und des Adels, aber auch Veranstaltungen edler Kunst und Geistigkeit gehen über Wien, das sich durch seine Schönheit alle Herzen zu erobern vermag.

Auf dieses rauschende Leben folgt eine stille Zeit. Die langen Kriege lassen Friedenssehnsucht in den Herzen Macht gewinnen. Man wünscht Ruhe und Recht, keine Erschütterungen mehr, deren man seit so vielen Jahren genug erlebt hat. Das Biedermeier betont ein stilles Leben, das Insichselberschauen, das umgrenzte Glück des Bürgerhauses oder des begünstigten Adelssitzes. In dieser Welt kann die Musik erblühen, denn die Menschen wollen eine edle Geselligkeit, gemeinsamen schönen Lebensgenuß. Nicht so sehr der einsame, sich vor den Menschen immer mehr zurückziehende, heroische Beethoven beherrscht diese Salons des Adels und des strebsamen Bürgertums als vielmehr der liebenswürdige Schubert, der die Empfindungen der Zeit, ihre romantische Sehnsucht und vertiefte Innerlichkeit, zu Tönen bringt. Dieses echteste Wiener Kind, Meister des innigen Frohsinns, der schalkhaften Freude und doch der verhaltenen Wehmut, hat für einen schier unerschöpflichen Reichtum nur 31 Lebensjahre vom Schicksal gegönnt erhalten. Schon 1828 ist sein überströmendes Leben erloschen. An stolzen Begabungen ist im Wien des Biedermeier kein Mangel. Der Kreis der jungen Romantiker, der kurz zuvor in der Kaiserstadt sein Zelt aufgeschlagen hat, hinterläßt reiche Anregungen. Das Theater blüht, Franz Grillparzer tritt bald nach dem Wiener Kongreß mit seiner „Ahnfrau" auf, der in steilem Anstiege die „Sappho" folgt und die großartige Trilogie „Das Goldene Vlies". Damit weist aber die Stadt zum erstenmal seit langer Zeit wieder einen großen Dichter auf. Es gilt nachzuholen in Österreich, und dieser Grillparzer ist von leidenschaftlichem Ehrgeiz des Vollbringenwollens erfüllt: „Ich möchte, wär's möglich, stehenbleiben, wo Goethe und wo Schiller stand." Ein innerlich zartest gestimmter Mensch, empfindlich und verwundbar wie nur je ein Künstler, leidet er unter dem Druck der Zensur, die für ihn als Staatsbeamten fühlbarer ist als für jeden andern. Er leidet unter der Schwunglosigkeit des Kaisers Franz, diesem mißtrauischen und subalternen Wesen der franziszeischen Ära,

die hinter jeder Regung des Lebens jakobinischen Geist vermutet. Mit seinem Drama „König Ottokars Glück und Ende", das ganz erfüllt ist von der Hingabe an das Haus Habsburg und in das Bekenntnis und Gelöbnis ausklingt: „Hoch Österreich, Habsburg für immer", erlebt er wunderliche Schwierigkeiten. Man hat Angst vor der Empfindlichkeit der Tschechen, die in diesem Stücke nicht besonders gut wegkommen. Dem folgenden Drama „Ein treuer Diener seines Herrn", dessen Name bereits Programm ist, geht es noch besser. Man fürchtet am Hofe, daß die so weitgehende Treue, von der hier berichtet wird, gegenteilige, dem Herrschaftssystem ungünstige Auswirkungen haben könnte. Der Kaiser macht Grillparzer das seltsame Angebot, ihm das Stück zu alleinigem Besitze zu verkaufen, womit es völlig verschwunden gewesen wäre. Was für eine Wirkung mußte dies auf einen Dichter haben, der seine Dramen in einem Art Rauschzustand innerer Begnadung schrieb, der eine Fülle von Plänen in sich barg, dem aber das Wort nur zu leicht verstummen konnte, wenn er sich schlecht behandelt sah, und der als Künstler über seine tiefe Enttäuschung nicht so leicht hinwegzukommen vermochte. Was aber hat Grillparzer dann doch noch gegeben! „Des Meeres und der Liebe Wellen", das schönste Liebesdrama unserer Literatur, den zauberhaften „Traum ein Leben", das schalkhafte Lustspiel „Weh dem, der lügt". Hier aber offenbart sich die innere Verwundbarkeit des Dichters. Als das Stück im Theater an der Wien einen durch eine wahrhaft tückische Rezension des Juden Saphir vergifteten Mißerfolg erleidet, verschließt Franz Grillparzer die folgenden Dramen: „Libussa", „Die Jüdin von Toledo", „Ein Bruderzwist in Habsburg" in seinem Schreibtisch. So kann es kommen, daß seine Dramen wieder vom Theater verschwinden und er als Dichter fast vergessen ist. „Nachdem man sterben sich gesehen, mit seiner eignen Leiche gehen." Als dann Heinrich Laube die Direktion des Wiener Burgtheaters übernommen hatte und erfolgreich begann, die Werke des Meisters wieder aufzuführen, vermochte er die Bitternis der Resignation des Dichters doch nicht mehr zu überwinden. Grillparzer gab seine Dramen nicht mehr heraus, und die innere Schaffenskraft für eine neue Produktion war in ihm erloschen. Um die Mitte des Jahrhunderts ist sein Leben eigentlich abgeschlossen, wenn er auch erst 1872 starb.

Nicht der unheimlich gewandte Bühnenkünstler, der sich an der Meisterschaft eines Calderon della Barca geschult hat, aber auch Schiller und

Goethe vielfältige Anregung verdankt, nicht der Schöpfer bezaubernder Frauengestalten allein ist dieser Dichter. Wie keiner neben ihm sieht er die Gefahren, die sich aus dem absinkenden 19. Jahrhundert erheben. Die Welt wird eingeebnet durch die Demokratie, das Große verliert seinen Platz, Wert mindert sich und die Menschen werden klein:

„Ich sage dir: nicht Skythen und Chazaren,
Die einst den Glanz getilgt der alten Welt,
Bedrohen unsre Zeit, nicht fremde Völker:
Aus eignem Schoß ringt los sich der Barbar,
Der, wenn erst ohne Zügel, alles Große,
Die Kunst, die Wissenschaft, den Staat, die Kirche,
Herabstürzt von der Höhe, die sie schützt,
Zur Oberfläche eigener Gemeinheit,
Bis alles gleich, ei ja, weil alles niedrig."

In einer verflachenden Zeit appelliert Grillparzer an das sittlich Große im Menschen. Nirgends aber wird dies deutlicher als in der ergreifend-schlichten Erzählung „Der arme Spielmann", die auf dem Wiener Boden, in der Brigittenau, beheimatet ist. Kein Geringerer als Adalbert Stifter hat über diese Dichtung gesagt: „Über scheinbar sehr ungefügige, ja fast widerstrebende Verhältnisse ist ein solcher Duft eines Seelenlebens ausgegossen, daß man allmählich hineingezogen wird, daß sich eine edle Rührung in unser Herz schleicht, und daß man am Schlusse die beruhigendste sittliche Auflösung und eine lohnende Erhebung empfindet. In der Kindlichkeit dieser Dichtung liegt es wieder so klar, was uns aus den Schöpfungen der größten Künstler entgegentritt, und was selber in der Unschuld und Majestät des Weltalls liegt: daß alle Kraft, alle Begabung, selbst der schärfste Verstand nichts ist gegenüber der Einfalt sittlicher Größe und Güte."

Der herbe Franz Grillparzer, Wiener bis in die letzte Wurzel seines Wesens, gehört zu den größten Dichtern Deutschlands, Nachklassiker und Romantiker zugleich, Künstler und Seher.

Es ist der schwere Vorwurf gegen das metternich-franziszeische Regiment im Österreich des Vormärz, daß es die Lebens- und Schaffensfreude der Deutschösterreicher unterdrückte, besonders der leicht gewonnenen, aber

auch leicht enttäuschbaren Wiener. Stimmte das Biedermeier zu Grillparzers Worten im „Traum ein Leben", daß eines nur hinieden Glück sei:

„Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust,"

so wurde der Zeit und ihren Menschen die Ruhe zur Qual, wenn sie anbefohlen war, wenn Polizeispitzel die ruhige Seelenhaltung der Bevölkerung kontrollierten; wenn das begreifliche Bedürfnis nach Entspannung und vertiefter Innenschau, die uns das Biedermeier so menschlich macht, durch anbefohlenen Schlaf entwürdigt wurde. Von solchem Beginnen her stammt die Resignation, die das Österreichertum im 19. Jahrhundert so sehr belastet, vor allem dem Wiener im Innersten den Glauben an ein großes Vollbringen in seiner Heimat rauben sollte. Mußte man nicht aus Österreich weggehn, um etwas zu erreichen? Fand die herrliche Begabung des Malers Moritz v. Schwind, dieses phantasiereichsten Romantikers und Märchenerzählers, nicht statt in seiner Wiener Heimat in München Aufträge und Schaffensmöglichkeiten, in München, auf das der Wiener noch zur Zeit der Maria Theresia herabsah als auf eine Stadt ohne Geist? Konnte man sich aus der Gegenwart denn immer so leicht flüchten, wie dies der unvergleichliche Ferdinand Raimund in seinen Dichtungen tat? Verließ er nicht selbst allmählich den kindlichen Zauber seiner Feenwelt? Auch die herrlichsten Walzer der beiden Wiener Meister Josef Lanner und Johann Strauß (Vater) konnten nicht mehr darüber hinwegtäuschen, daß sich die besten Menschen der Kaiserstadt unglücklich fühlten. Das boshafte Scherzwort kommt auf, dieser stille Töter des Großen, der Begeisterung und der Hingabe, und die reiche Begabung von Johann Nestroy, dem dritten der Wiener Theaterkinder, der ja nicht allein den „Lumpazivagabundus" und „Einen Jux will er sich machen" geschrieben hat, wirkt keineswegs immer erfreulich. Auch der späte Grillparzer, dem es doch so heiß um sein Wienertum und sein Österreich ging, läßt bedenklich oft das verbissene Epigramm walten.

Es ist zu still in diesem Wien des Vormärz. Was hatten nicht die Tage des Kaisers Karl IV. für eine Bautätigkeit erlebt, was noch die Tage der Maria Theresia! Wie nahm da die Stadt noch Anteil an dem großen Geschehen ihrer Zeit! Konnte es denn genügen, wenn man beim Kaiser Franz verhältnismäßig leicht zur Audienz kam, um ihn in gemütlicher Sprache

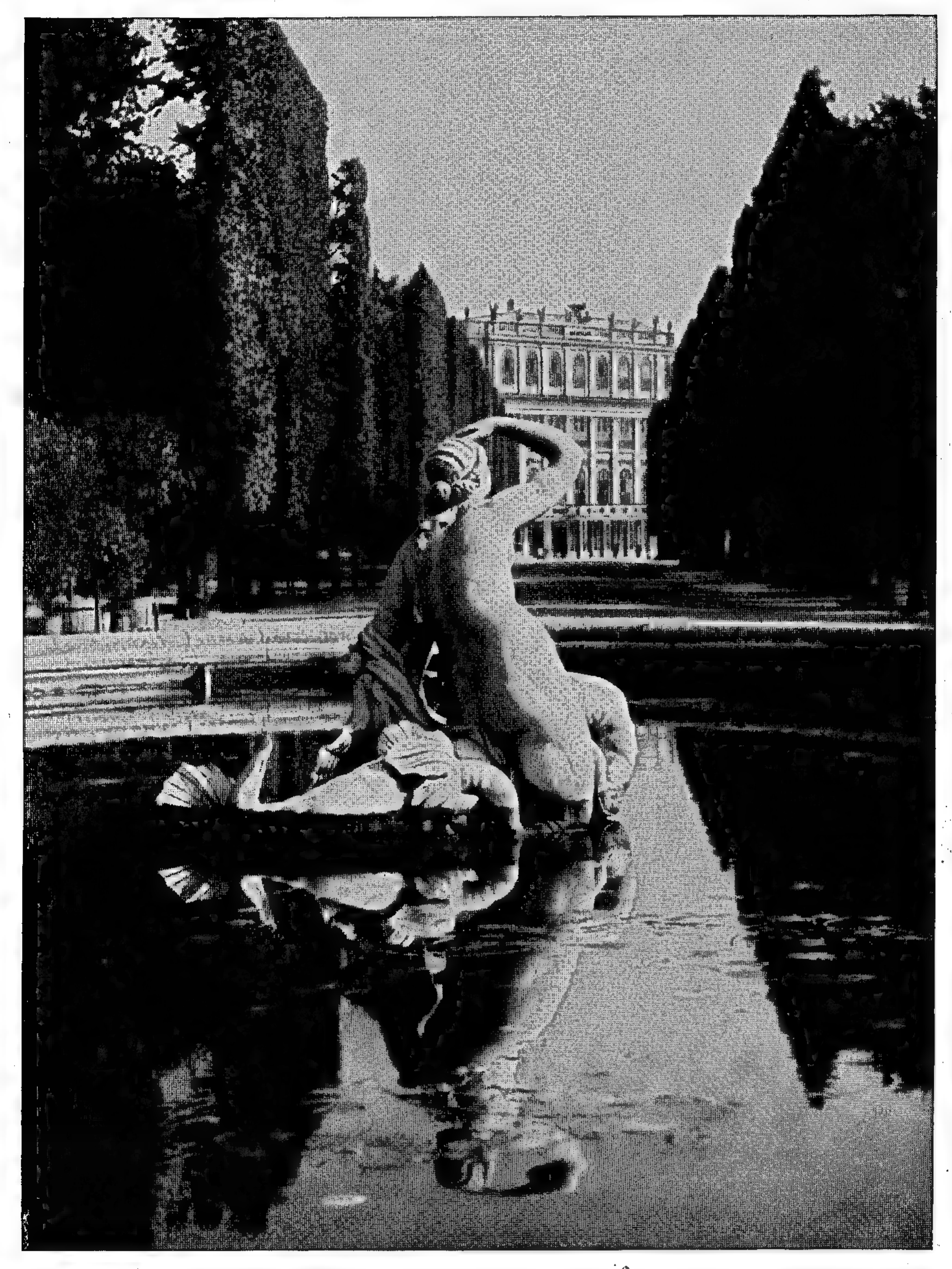
Nichtssagendes reden zu hören? Es geht nichts mehr recht vorwärts im Lande. Verbitterung wächst in der Haupt- und Residenzstadt heran, und die Verbitterung flammt am 13. März 1848 bei der Beratung der niederösterreichischen Stände in der Herrengasse auf. Die so eigenartig kindlich-stürmische und doch nach der Zukunft hin so bedenklich grollende Revolution von 1848 ist da. Metternich muß zurücktreten. Ein Mitglied der Wiener Bürgerdeputation, die dies gefordert, sagt ihm gemütlich: „Wir haben nichts gegen Ihre Person, aber alles gegen Ihr System." Der „gütige" Kaiser Ferdinand erfreut sich an den vielen Massenaufläufen mit ihrem Fahnenschwenken, aber der volksnahe Erzherzog Johann hißt auf dem Stephansturm die schwarz-rot-goldene Fahne, das damalige Symbol der deutschen Einigkeit. Im Oktober bringt die Revolution böse Ausschreitungen, ein Walten des Pöbels, wie es in Wien nicht zu oft in der Geschichte auftritt. Die Masse, die mit den aufständischen Magyaren sympathisiert, will verhindern, daß ein Bataillon Militär aus Wien nach Ungarn geht; dabei wird der Kriegsminister Latour in viehischer Weise ermordet. Nun erhebt sich die Reaktion. Fürst Windischgrätz und der südslawische Banus von Kroatien, Jellachich, erobern die Stadt, die dem Namen nach der unerfahrene Leutnant Messenhauser, tatsächlich aber der polnische Revolutionsgeneral Bem befehligt. Jüdische Scharfmacher hatten bei der Revolution des Jahres 1848 eifrig mitgewirkt. Über die Stadt geht wiederum ein Strafgericht nieder. Der vom Frankfurter Parlament nach Wien entsandte Abgeordnete Robert Blum, ein Blutzeuge deutscher Solidarität, wird ebenso erschossen wie Messenhauser. Die Abdankung des Kaisers Ferdinand und die Thronbesteigung Franz Josephs bringen unter dem Kabinett des Fürsten Schwarzenberg der Stadt die Möglichkeit neuer Entwicklung. Wien erhält durch die vom Grafen Stadion bewirkte Reform die Selbstverwaltung, und das Bürgertum der Stadt kann sich freier entfalten.

Das gewältig angewachsene Wien, das sich von den etwa 100000 Einwohnern des Jahres 1700 in hundert Jahren zu fast 230000 entwickelt hatte, konnte den alten Mauerring, der noch in seinen Grundmaßen aus der Zeit der Babenberger stammte, nicht mehr ertragen. Die Vorstädte, durch die Festungswälle von der Innenstadt ferngehalten, litten zu stark; in Wien selbst, das seit der Babenberger Zeit keine Vergrößerung erfahren hatte, war das Leben zu sehr beengt. So fielen denn die alten, ehrwürdigen Werke,

und nur kärgliche Reste sind davon auf unsere Zeit gekommen, so das Stückchen Mölkerbastei gegenüber der Universität mit seinen zum Teil so beschwingten großen und kleinen Häusern. Mußte so die alte Zeit Abschied nehmen, so war dafür der baulichen Entfaltung eine um so schönere Aufgabe gestellt. 4 km lang, 57 m breit, wird seit dem Jahre 1858 die Ringstraße im alten Festungsbereich angelegt. Sie erreicht ihren Abschluß am Donaukanal, dem Arm des gewaltigen Stromes; die Donau selber wird von der Stadt durch eine ausgedehnte Regulierung ferngerückt. Die alte Schifferkirche Maria am Gestade sieht nicht mehr wie einstens die nahenden Kähne und die Fluten des Stromes. Zu beiden Seiten der Ringstraße erstehen allmählich die Prachtbauten der Zeit. Der Eklektizismus herrscht, man sucht aus vergangenen Epochen die zusagenden Stilformen. Kirchen werden gotisch gebaut, auch die Rathäuser; die neuartigen Parlamente erhalten den Stil griechischer Säulenhallen; Museen, Ministerien und reichere Bürgerbauten werden im Renaissancestil oder in einer Art von Barock erbaut. In dieser Stilperiode ist in deutschen Landen viel gesündigt worden. Wien hat noch das Glück, daß es begabte, maßhaltende Architekten findet. Und dennoch muten auch diese Bauten, die Universität und die Votivkirche mit dem durchbrochenen Steinwerk ihrer Pyramiden von Ferstel, das mächtige Rathaus des Dombaumeisters Friedrich v. Schmidt, das kunstvolle Hansensche Werk des Parlaments, das Burgtheater und die beiden Museen von Semper und Hasenauer wie auch die Oper von Van der Nüll und Siccardsburg seltsam künstlich an gegenüber denen der alten Stadt. Die waren aus einem Stilgefühl erwachsen, das sich nicht aus der Willkür und der kunstgeschichtlichen Erfahrung, sondern aus schicksalsmäßigem Zwange herleitete. Hier sprechen die Steine, dort schweigt das Bauwerk. Stattlich und zum Teil meisterhaft gelungen erheben sich zahlreiche plastische Werke. Auf dem Heldenplatze vor der Hofburg erhalten durch Fernkorn die beiden großen Heerführer Österreichs, Erzherzog Karl und Prinz Eugen, ihre Denkmäler. Zumbusch schafft die Bronzebildwerke am Denkmal der Kaiserin Maria Theresia, das, hoch emporgehoben zwischen den beiden Museen, in seinem Rücken von dem ehemaligen Hofstallgebäude, einem Meisterwerke Bernhard Fischers von Erlach, gedeckt, eindrucksvoll zur Ringstraße blickt.

So baute sich ein neues Wien auf, und noch einmal schien der gewaltige Gestaltungswille vergangener Zeiten lebendig geworden zu sein. Aber fehlte

nicht dem heißen Bemühen bereits das innere Leben? War dieses Wien noch der Mittelpunkt eines unüberwindlich starken Reiches, das allen Stürmen zu trotzen vermocht hätte? Konnte die Stadt ihre Herrschaft im Donauraume betätigen, wenn sich neben ihr seit dem verlorenen Kriege von 1866 durch den Ausgleich mit Ungarn Budapest als gleichberechtigte Hauptstadt der entstandenen zweiten Reichshälfte aufreckte? Kräfte begannen aus Wien abzuströmen, und es wurde unverkennbar, daß sich ebenso die Nationalitäten des zisleithanischen Gebietes, wie Österreich zum Unterschiede von Ungarn gelegentlich genannt wurde, von der Residenz abwandten und ihren nationalen Zentralen, Prag und Lemberg vorweg, mit gewaltiger Anstrengung eine Entwicklung zu geben bemühten, die irgendwie doch auf Kosten der alten Residenz gehen mußte. Schwankte die Krone in solcher Lage, ging sie dann unter dem Ministerium des Grafen Taaffe den Weg der Föderalisierung, die den Slawen Österreichs das Übergewicht gab und der Zentrale neuen Abbruch zufügte, dann mußte sich das Schicksal der alten Residenz sorgenvoll gestalten. Überhaupt aber, konnte das herrliche Wien auf die Dauer gedeihen ohne den lebendigen Strom, der so viele Jahrhunderte lang aus dem Altreiche in die Stadt hineinflutete und von ihrer menschenformenden Kraft eingeschmolzen worden war? Früher kamen die Schwaben und Alemannen aus den österreichischen Vorlanden, kamen katholische Adelige aus den Rheinlanden und dem bischöflichen oder reichsritterlichen Deutschland, um in Österreich ruhmvollen Militärdienst zu tun oder am Hoflager des deutschen Kaisers zu weilen. Was war dies für eine gegenseitige Stärkung, wie kamen diese Lebensströme der so weit an den Rand des deutschen Siedlungsgebietes vorgeschobenen Stadt zugute! Seit dem Wiener Kongreß, wo das Habsburgerreich die Vorlande aufgegeben hatte, war dies anders geworden, vollends aber seit Österreich, bei Königgrätz geschlagen, aus dem Deutschen Bunde ausscheiden mußte. Im Norden zog die Zentrale Berlin die deutschen Kräfte an sich, in der österreichisch-ungarischen Monarchie wurden der Stadt zumindest die materiellen Mittel durch die Konkurrenz von Budapest und Prag beschränkt, und das gutwillige Sichanschmiegen der Völker, aus dem gegenseitig wertvollste Früchte erwachsen waren, hörte allmählich auf. Wien erhielt auch auf die Dauer aus den Alpenländern zu wenig Blutzustrom. Allerdings setzten nun die Deutschen aus den Sudetenländern mit sehr stattlicher Einwanderung ein, und sie brachten eine tüchtige, energische



Im Schloßpark von Schönbrunn

Ein gepflegter Park im französischen Geschmack umgibt das prächtige Kaiserschloß Schönbrunn. Edel sind seine Formen und Maße, reich die Zahl der Marmorstatuen im Garten. Außen und Innen des Baues, Freitreppe, Fassade und festliche Säle leuchten im Glanze des achtzehnten Jahrhunderts.



Die Hofburg zu Wien

Die gewaltige Hofburg zu Wien entstand im Laufe von weit über sechshundert Jahren. Als letztes Baudenkmal des sinkenden Österreich entfaltet sich die stolze eingebuchtete Front der Neuen Hofburg, vor deren Estrade das Reiterstandbild des Prinzen Eugen steht.



Der Stephansdom

Er ist seinem Lande geweiht, seiner Schicksale Zeuge, seines Lebens Begleiter. Stumm steht der gewaltige Dom, ohne prahlendes Wort seine Größe bekundend. Aber weithin ins Land ragt sein herrlicher Turm als Wahrzeichen der Ostmark.



Die Karlskirche in Wien

Bernhard Fischer von Erlachs ernster Kirchenbau gab dem Dank des Monarchen für das Ende der grauenhaften Pest von 1717, der letzten in Wien, Ausdruck. An dem imposanten Gebäude scheint heute noch die Schwere längst vergangenen Schicksals zu haften.

und arbeitsfreudige Bevölkerung! Aber es war ein stammesmäßig anderes Element, das nicht immer der Eigenart der Altwiener gerecht werden konnte. Bezaubert von der Schönheit der Stadt, hatten sie immer an deren Bewohnern auszusetzen. Sie wohnten gerne hier, und doch ging von ihnen oft eine Los-von-Wien-Parole aus, die bald einen unheilvollen Widerhall finden sollte. Nicht nur die fremdvölkischen, auch die deutschen Gebiete von Österreich begannen sich von der Stadt abzuwenden. Das aber hatte verschiedene Ursachen!

Erstens fingen die Fundamente, auf denen die Macht des Herrscherhauses aufgebaut war, an abzubröckeln und hinwegzuschwinden. Dies aber geschah deutlicher und leichter in den Kronländern, die oft lang keinen Erzherzog als Statthalter sahen, die schon früher einen selbständigen, oft partikularen Geist geoffenbart hatten, nun aber nach und nach ihre Augen von Österreich wegzurichten begannen. Wien, das war für sie die Stadt jenes Gezänkes der Nationalitäten im Reichsrat und damit Ausdruck der kläglichen, auf die Dauer unhaltbaren Zustände in der Monarchie. Wien, das war für sie die Stadt, in deren Vergnügungen sie von dem Ernst ihrer heimatlichen Arbeit ausruhten und das sie allmählich mit diesen Vergnügungen identifizierten. Die leichtsinnige Stadt, die wenige Schritte vom Abgrund entfernt noch tanzt! Gewichtiger aber wurde ein anderer Vorwurf: Wien war verjudet, während die österreichischen Kronländer deutscher Zunge von dieser Plage in weit geringerem Maße betroffen waren. Der Liberalismus hatte es an jeder Obsorge für die Rassereinheit der Stadt fehlen lassen. In seinen Augen gab es kein jüdisches Problem. Die Rassenfrage bestand für ihn nicht, zumindest soweit die gleiche Hautfarbe herrschte. Auf jeden Fall aber betonte er die Menschheit an sich und erklärte es für ein Rudiment barbarischer Zeiten, wenn nach Abstammung und Rasse gefragt wurde. Kein Wunder, daß bei dieser herrschenden Richtung das Judentum in hellen Scharen nach Wien einwanderte, zumal die Stadt die obenerwähnten inneren Krisen ihres Lebens aufwies. Die Grenzlage Wiens erleichterte diesen Zustrom, der vorweg aus dem Osten Europas, außerdem wie bereits früher auch aus den mährischen und böhmischen Ghettos erfolgte. Auf allen Gebieten rissen die Juden die Führung an sich, nicht nur, daß sie das wirtschaftliche Leben in einer unheilvollen Weise zu beherrschen anfingen. Die Freiheit der Presse war für sie die willkommenste Waffe. Aber schon vor dieser revolutionären Errungenschaft

hatten sie in der Stadt einen starken Einfluß ausgeübt. Der jüdische Kritiker Saphir z. B. hatte Grillparzers einziges Lustspiel zu Fall gebracht. Das scharfe Epigramm des großen Dichters sieht den Kern der ruchlosen Zügellosigkeit:

„Der Teufel wollte einen Mörder schaffen
Und nahm dazu den Stoff von manchem Tiere:
Wolf, Fuchs und Schakal gaben her das ihre;
Nur eins vergaß der Ehrenmann: den Mut.
Da drückt' er ihm die Nase ein voll Wut
Und rief: Lump, werd ein Jud' und rezensiere."

Im Wiener Theater, in der Kunst, ja selbst in der so wurzelecht in der Stadt heimischen Musik, in der Wissenschaft, in allen Zweigen menschlicher Hervorbringungen, überall erschienen Juden. Gegen diese Eindringlinge versagte der katholische Antisemitismus des Wiener Bürgermeisters Dr. Lueger vollständig. Denn auf dem Wege über die Assimilationsjuden konnte auch hier bei der großen jüdischen Solidarität den orthodoxen Juden schwer beobachtbare Förderung zuteil werden. Wenn ein Artur Schnitzler seine Gesellschaftsstücke schrieb, wenn auf dem Burgtheater jüdische Autoren aufgeführt wurden, wenn auf dieser einst durch Laubes Führung zur ersten deutschen Bühne emporgestiegenen Kunstanstalt jüdische Schauspieler und Schauspielerinnen auftraten, wenn es von jüdischen Privatdozenten an den Hochschulen Wiens wimmelte, mußte nicht dies alles einen Widerwillen gegen die alte Stadt auslösen und den Wunsch aufkommen lassen, die Beziehungen zu ihr zu lockern? Die österreichischen Kronländer ziehen einen Trennungsstrich und vergessen dabei leider, daß doch dieses Wien der Verantwortungsträger im südostdeutschen Raume war, den man nicht unterstützte, wenn man ihn in seiner schwersten Bedrängnis allein ließ oder seinen Ruf mit schmälern half durch ein nur allzu gerne verallgemeinerndes Urteil.

So war Wien seit dem Ausgange des Jahrhunderts gewissermaßen vereinsamt. Vom Range des lebendig wirkenden Mittelpunktes war es in eine Randstellung gedrückt. Graz in der Steiermark, Innsbruck in Tirol, Salzburg und Linz, aber auch Reichenberg in Böhmen betonten ihr Eigenrecht. Die alte Monarchie, die durch den Abfall der Nationalitäten so offenkundig aus den Fugen zu gehen schien, riß in ihrem Sturze auch die reichstragende Stadt mit.

Indessen, noch einmal sieht Wien eine große Periode der Entfaltung städtischer Kraft, als Bürgermeister Dr. Karl Lueger ihre wirtschaftlichen Kräfte neu belebt und durch eine meisterhafte Stadtverwaltung die Mittel zur Anlage wichtigster Bauten, darunter schöner Spitäler, des städtischen Versorgungshauses und vieler Parkanlagen findet, die für die Stadt um so mehr einen wahren Segen bedeuten, als über Wien ständig Luftbewegungen gehen und gesundheitsschädlichen Staub verursachen. Lueger schafft das Bild des letzten Vorkriegs-Wien, die schöne, alle Fremden bezaubernde Stadt. Sie hat im Jahre 1910 über 2 Millionen Einwohner.

Schon aber greifen die weltgeschichtlichen Ereignisse ein. Am 28. Juni 1914 wird die Ermordung des Thronfolgerpaares bekanntgegeben, und kaum einen Monat später verkünden die Zeitungen das österreichische Ultimatum an Serbien. Die Stadt wird von einer gewaltigen Kriegsbegeisterung erfüllt. Überall ertönt die Weise vom Prinzen Eugen, dem edlen Ritter, der dem Kaiser wiederkriegen wollte „Stadt und Festung Belgerad". Auch die „Wacht am Rhein", in Österreich lange verpönt, erschallt in den Straßen. Es scheint, als bräche auch am Donaustrand für das deutsche Volk ein neues Leben an.

Dann kommen die Kriegsjahre mit schweren Entbehrungen über Wien. Die Stadt wird von den reichen nichtdeutschen Gebieten in der schmählichsten Weise preisgegeben. Während man im nahen Preßburg oder gar in Budapest noch ausgezeichnet essen kann, hungert Wien. Die Tschechen verspüren wenig von der Not des Krieges. Wie im Deutschen Reiche machen sich auch in Wien bald die Machenschaften der Sozialdemokraten geltend. Ein Munitionsarbeiterstreik kündigt den Zusammenbruch an. Der junge Kaiser, der dem alten Franz Joseph gefolgt war, hat sich die Sympathien, die ihm anfangs in reichem Maße zuflogen, bald verscherzt. Nach dem blutigen Mißerfolg der großen österreichischen Offensive am Piave und in den Tiroler Bergen wendet sich die Stimmung scharf gegen das Herrscherhaus, nachdem bereits die Veröffentlichung der Sixtusbriefe peinlichstes Aufsehen hervorgerufen hatte. Als die Auflösung der alten Monarchie erfolgt, liegt über der erschöpften Stadt eine müde Gleichgültigkeit. Die Sorge um das nackte Leben und die Mittel dazu beherrscht das Interesse. Es fällt gar nicht sonderlich auf, daß der Kaiser abdankt.

Im neugegründeten Deutschösterreich ist Wien ein eigenes Bundesland. Das geschieht aus Erwägungen der Machtteilung zwischen den beiden herr-

schenden politischen Parteien Österreichs, die ihre Einflußsphäre abgrenzen wollen, denn in Wien haben die Sozialdemokraten, in Niederösterreich die Christlichsozialen das Übergewicht. Die österreichische Sozialdemokratie ist besonders radikal und in bedrückender Weise verjudet. Neben den arischen Führern Dr. Renner, Seitz, Glöckel und Sever steht eine Reihe jüdischer Intellektueller, in deren Händen die Fäden zusammenlaufen. Auch die an sich gut geführte Wiener Stadtverwaltung der Roten, die eine ganze Masse von Wohnhausbauten zur Steuerung der grauenhaften Wohnungsnot aufzuführen vermag, kommt fast nur den Marxisten zugute, die in ihrem Republikanischen Schutzbund offen den Bürgerkrieg vorbereiten. Die Gemeinde Wien stellt in Scharen jüdische Ärzte in den Spitälern an. Die jüdische Zuwanderung, schon während des Krieges auffallend, kann unter sozialdemokratischem Schutz ruhig weitergehen. Der arische Kleingewerbetreibende wehrt sich verzweifelt und sehr oft erfolglos gegen das Überhandnehmen der jüdischen Großgeschäfte. Bei jeder Gelegenheit wird der nichtsozialdemokratischen Bevölkerung Wiens vor Augen geführt, daß nur die Roten in der Stadt Recht hätten. Als dann im Jahre 1927 durch die Erfolge der damals verheißungsvoll anmutenden Heimwehrbewegung eine antimarxistische Strömung durch Österreich geht, kommt es am 14. Juli in Wien zur Verbrennung des Justizpalastes durch einen Massenüberfall seitens aufgehetzter Sozialdemokraten, wobei es durch das notwendige Einschreiten der Polizei viele Todesopfer gibt. Das Parlament wird durch Aufgebote des Heeres gesichert, das Maschinengewehr erscheint erstmalig im Straßenbild. Bei den Wiener Gemeindewahlen des Jahres 1932 behaupten die Marxisten mit 66 Mandaten die Mehrheit, aber neben den 19 Christlichsozialen erscheinen zum erstenmal 15 Nationalsozialisten in der Gemeindestube. Die Hitler-Bewegung hat den Heimwehren bereits das Oberwasser abgenommen und ist nunmehr der Träger der Zukunft nicht nur Wiens, sondern des ganzen Landes. Mit dem 7. März 1933 beginnen die Jahre der Unterdrückung für Wien Die Regierung Dollfuß verbietet am 19. Juni die Tätigkeit der NSDAP. Auf Betreiben der Heimwehr wird die sozialdemokratische Wiener Stadtverwaltung abgesetzt, worauf die Marxisten, in all den vergangenen Jahren sorgfältig bewaffnet, losschlagen. Aber es fehlt ihnen an einheitlicher Führung, sie bleiben in den großen Wohnkasernen isoliert, während die Truppen der Regierung und die Polizei unter dem Einsatz von Geschützen die großen

Wohnhausbauten der Reihe nach erstürmen. Das gleiche Jahr 1934 bringt die Hinrichtung der sieben Nationalsozialisten. Über die alte Stadt Wien ist bitteres Leid hereingebrochen. Der Nationalsozialismus soll ausgerottet werden wie vor Zeiten das lutherische Bekenntnis. Wieder der schwerste Druck! Wieder der heldenhafteste Bekennermut! Aber diesmal sind die österreichischen Bekenner nicht allein. Hinter ihnen stehen die 67 Millionen des Reiches. Nach den langen Jahren der Bedrückung bricht das Regime zusammen, und am 15. März 1938, in später Vormittagsstunde, steht der Führer auf dem Balkon der Neuen Wiener Hofburg und begrüßt die befreiten Wiener. Er erstattet in dieser Stunde dem deutschen Volke die größte Vollzugsmeldung seines Lebens.

Endlich, nach langem Leiden der Nachkriegsjahre mit ihrem bitteren Dahinvegetieren im Elend der Arbeitslosigkeit, endlich wieder nach der sorgenvollen Lage der letzten Jahrzehnte vor dem Weltkrieg, kann die große Stadt an der Donau verjüngt und vergrößert zu neuem Aufbau schreiten. Sie ist wieder eingeschaltet in das Kräftespiel des gesamten deutschen Landes. Ihre begabten Söhne müssen nicht mehr das bittere Los der Arbeitslosigkeit vor sich sehen. Die Zeit gehört der Vergangenheit an, wo schwärmeweise die Bettler in Wien umherzogen, ganze Musikkapellen des Elends, wie sie uns Weinheber in „Wien wörtlich" mit lachendem Weinen schildert. Wien darf wieder zeigen, was es vermag, und es wird diese Probe mit Ehren bestehen.

*

An den Abfall des Wiener Waldes geschmiegt, mit den Gassen und Straßen seiner Vororte die Schotterterrassen emporklimmend, die den Höhen vorgelagert sind, hat Wien vor anderen Städten den Vorzug, übersichtlich und überschaubar zu sein. Man muß diese Stadt einmal von der Bergeshöhe des Wiener Waldes, aber auch einmal aus ihrer Mitte heraus, von der Spitze des Stephansturmes oder vom Turm des Hochhauses aus gesehen haben. Der erstere Blick gibt uns die Lage, den Duft, die Musik, den Zauber dieser weitgebreiteten Stadt, die einmal die erste im Reiche war. Es ist besonders schön am Morgen oder gegen Abend oder gar im Schwarzblau einer sichtklaren Sommernacht, wenn die Lichter heraufleuchten und der gewaltige Umkreis seine eigenartige Sprache redet.

Wir sehen vom Kahlenberg aus auf Wien. Da liegt es unter uns, in die weite Bucht der Berge gebettet, ein Häusermeer, klar und begrenzt, und hoch

aus ihm steigt in schlankem Grau der Turm der Stephanskirche auf, die anderen Türme der Stadt mit seinen 137 m weit überragend. Wir sehen das dunkle Geviert des Rathauses mit seinem bescheidenen Turm, wir sehen die kalkgrauen zierlichen Türme der Votivkirche, die kleineren Helme der Minoriten- und der Schottenkirche, im Hintergrunde die Kuppel der Karlskirche. Wir sehen das Riesenrad, dieses wunderliche Wahrzeichen der Stadt, einst zur Wiener Weltausstellung errichtet, dann gleichsam vergessen, ein unrentables Schaustück des Wiener Praters. Es ist heute fast schon zum Denkmal geworden, weil ein jeder Wiener von Kind an sein Bild in sich aufgenommen hat und an ihm irgendwie hängt. In leider weiter Entfernung von der inneren Stadt nimmt die Donau als ein leuchtendes Band ihren Lauf, von mehreren Brücken, darunter der neuen Reichsbrücke, überquert. Der vielüberbrückte Donaukanal, der bei Nußdorf vom Hauptstrom abzweigt, um erst am Rande des dritten Bezirks wieder zu ihm zurückzukehren, umschließt die dicht verbaute Leopoldsstadt, das alte Judenviertel von Wien. Bei sichtigem Wetter erblicken wir in der östlichen Ferne die Kleinen Karpaten, während nach Süden zu über den Hügeln des Wiener Waldes der Schneeberg als der hochalpine Hausberg der Wiener sichtbar wird. Zu unseren Füßen sehen wir die kleinen Dörflein an den Weinhängen, ist das bescheidene Zwiebeltürmchen von Grinzing erkennbar. Aber überall greifen bereits derb und erfolgreich die wuchernden Bauten der Großstadt in den Bereich der lieblichen Weinhauerhäuser, die sich fast in den Reben verlieren. Von manchen der einstigen kleinen Dörfer gilt heute schon das schmerzliche Gewesen, wie es Weinhebers Verse beklagen:

„Ach, wie war es schön!
Jüngre werden kaum
jene Zeit verstehn,
wo das Kirchlein stand
und die Häuser blank
unterm Giebelrand
hatten Weingerank."

Der Blick vom Kahlenberg — und der vom Leopoldsberg ist ungefähr der gleiche — weist aber auch über alle Einzelheiten hinweg die Stimmung auf, die über dieser Stadt liegt. Es ist ein beruhigendes Bild. Ein weicher Hauch

schwebt über dem vor uns Gebreiteten. Das Meer der Häuser wird sanft zur Einheit geschlossen, und die grünen Hügel und Höhen, die im Rücken von Wien aufsteigen, scheinen das Gewirr zu ihren Füßen in treuem Schutz zu halten und mit dem Steffel als dem Sprecher der Stadt geheimes Verständnis zu pflegen. Es ist, als wenn dies nicht ein Werk der menschlichen Planung, der oft so mühevollen Generationen gewesen wäre, sondern seit jeher bestehend, in sich dauernd, weil es so und nicht anders sein konnte. Man nimmt die Stadt und ihre Bannmeile in sich auf als ein Schicksal. Einer ihrer größten Söhne, Franz Grillparzer, rang sich selber das Geständnis ab:

„Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings besehen,
So wirst du, was ich bin und was ich schrieb, verstehen."

Die Berge des Wiener Waldes geben weite Schau und rufen zum Nachdenken auf. Schon Anastasius Grün, der Fürst Anton Alexander von Auersperg, dessen „Spaziergänge eines Wiener Poeten" in der Metternichschen Zeit so gewaltiges Aufsehen erweckten, stellt in einem seiner Gedichte der Stadt von der spähenden Bergeshöhe aus bittere Fragen. Aber nicht das Politische seiner Problemstellung mag uns jetzt berühren. Zu unseren Füßen ruht das Meer der Häuser. Ein königliches Bild! Wie steht es um diese Stadt? Geht nicht von ihrer weichen, die Sinne umschmeichelnden Luft ein lähmendes Etwas aus, das die Energien einschlafen läßt? Läßt ihre Gelassenheit, die Jahrhunderte kommen und Jahrhunderte Abschied nehmen sah, nicht selber gleichgültig werden für den Lebenskampf? Eine zu starke philosophische Haltung tötet die Lebensenergien, denn das Leben muß immer „als ob" genommen werden, als ob es alles bedeutete, als ob es eine herrliche Welt wäre, wert, zu arbeiten und alle unsere Kräfte von Kind an bis zum letzten Rest des Alters einzusetzen, als ob ihm ein tiefer Sinn zugrunde liege. Gab es nicht im Wienertum zuviel Philosophie, die das Nahe versäumte, weil das Große zu sehr enttäuschte, die den Lebenskampf innerlich ablehnte, weil das ganze Leben ohnedies „für die Katz" sei? In gebrochenen Zeiten, wie es die nach dem Kriege war, konnte solches an diesem Orte leider geschehen. Bettler allenthalben, die nicht mehr suchten, ob nicht doch dem findigen Geiste und der harten Entschossenheit noch ein Glück erblühen könne; Bettler, die eine königliche Verachtung der Armseligkeit ihres, ja des menschlichen Loses überhaupt offenbarten, aber doch eben Bettler waren. Konnten Wien und

Wienertum bei solcher Resignation leben bleiben? Mußte dann nicht das bitterste Erwachen kommen, da im harten Daseinskampfe für diese Haltung kein Raum ist?

„Wundert si nacher, wanns von sein Platz
druckt wird und langsam verreckt."

Hat also Grillparzer recht, wenn er Wien mit jener Stadt vergleicht, in welcher nach der landläufigen Überlieferung die Krieger Hannibals ihre Härte und Siegeskraft einbüßten? Wien, das „Capua der Geister", sei dem Dichter abträglich, denn man lebe in seinem weichen Hauch in halber Poesie, „gefährlich für die ganze".

Aber schon Ferdinand von Saar, auch ein Sohn der Stadt, findet in seinen „Wiener Elegien" einen Wandel eingetreten. Er klagt, daß es nicht mehr sein altes Wien sei. Die Jünglinge sähen „schärfer, gewitzter als sonst, kühl" aus, das Leben gehe hastiger durch die Straßen. Die Behaglichkeit des Biedermeier war eben von dieser Stadt gegangen, genau so, wie die Resignation des Elends der Nachkriegsjahre dann doch der flammenden Entschlossenheit nationalsozialistischen Kampfes für Großdeutschland wich, dessen Bekenner auch vor dem Galgen nicht zusammenbrachen.

Hat denn nicht Grillparzer trotz des „Capua der Geister" in den Mauern von Wien ein großartiges Lebenswerk zusammengebracht, obgleich er mit inneren Hemmungen und äußeren Schwierigkeiten zu ringen hatte, die nicht aus dem Wesen seiner Vaterstadt erwuchsen? Man nenne eine andere Großstadt mit so viel Reichtum an genialen Begabungen! Sind nicht hier geboren ein Grillparzer, ein Raimund, ein Nestroy, ein Anzengruber, vier Dramatiker, die heute noch die Bühne beherrschen? Nicht zu sprechen von Kleineren, wie dem liebenswerten Bauernfeld, der geistvolle Lustspiele schrieb. War nicht schon im Mittelalter die Kraft dieser Bannmeile offenkundig? Der Reim- und Ehrenredner Peter Suchenwirt wirkte hier im 14. Jahrhundert, hier entstand der Schwank von der Wiener Meerfahrt, hier war der Pfaff vom Kahlenberg lokalisiert, wie auch die Schwänke des lustigen Neidhard Fuchs, des Bauernfeindes. Hatten sich die dichterischen Kräfte in Wien nicht auch in der drückendsten Zeit des österreichischen Geisteslebens, der gegenreformatorischen Absperrung von Nord- und Mitteldeutschland mit beachtlichen Leistungen des Volksstückes durchzusetzen vermocht?

Lyriker wie Gabriel Seidl, der uns das ergreifende Lied „Ich trage, wo ich gehe" und das vielgesungene „Herr Heinrich sitzt am Vogelherd" geschenkt hat, oder Nepomuk Vogl, der das „Erkennen" schrieb, sind Söhne der Stadt. Ist der karge Raimund des Liedes nicht auch mit dem Wenigen, das er in seine Dramen einstreute („So leb denn wohl, Du stilles Haus", „Brüderlein fein, Brüderlein fein, mußt mir ja nicht böse sein", „Da streiten sich die Leut herum, wohl um den Wert des Glücks") ein wahrer Meister? Immer aber wird es eine der überraschendsten Erscheinungen bleiben, daß aus dem bitter gedemütigten Wien der letzten Jahrzehnte sich eine Begabung wie die von Josef Weinheber aufzurecken vermochte. In ihm ist der Ostmark ihr größter Lyriker gegeben worden, eine spezifisch wienerische Begabung, diesem und nur diesem Umkreis unlösbar verhaftet. Zugleich aber ist Weinheber heute schon ein Dichter der Weltliteratur, der mit Goethe und Hölderlin zu den größten Meistern ihrer Form, zu den ergreifendsten Bekennern in edelsten Worten gehört. Aus einem der urwüchsigsten Wiener Bezirke, aus Ottakring, erwachsen, kann er nie einer Mode Diener sein, niemals entwurzeln. Selbst im Dienste der Schönheit wird das Herbe seines Wesens offenbar und kündigt die Erde an, von der er kommt. Er haßt den „Betrieb einer entgötterten Zeit", ihm ist das Schönste seiner Vaterstadt, die er

„schön und harmonisch aus Weisheit, weise aus Leid,
leidvoll aus Menschlichkeit, menschlich aus tiefer Kraft"

nennt, eine Kraft,

„die aus Heimat und uraltem Glauben floß."

Dieser Heimat Bekennen spricht aus seinem Gedichtbändchen „Wien wörtlich", wo er den Wiener Dialekt zu der vornehmsten Leistung aufruft, die dieser dichterisch bisher vollbrachte. Für Weinheber ist die Mundart eine Quelle der Kraft.

„I, san S' net harb, wann ich hundert wir,
red', wia ma allwei gredt ham.
– Sprach, des is Bluat, und Schrift is Papier –
Weil i aus Ottakring stamm."

Aber der gleiche Dichter hat unsrer Schriftsprache in seinen Gedichtbändchen „Adel und Untergang", „Späte Krone" und noch in „O Mensch, gib

acht" zu Triumphen der Schönheit, tief sinnender Weisheit, schwer erstrittener Klarheit verholfen. Seine Sprache grübelt und leidet, glüht und lodert, quillt in Worten voll Weh, sie tastet durch Dunkel und Bedrängnis „nach den Wassern der Reinheit". Ihm ist Form, auch die des Sonetts, nicht eine Künstelei und ein müßiges Spiel, sondern edelste Zucht und die Bahn der Bewährung. Was er von der deutschen Muttersprache sagt, greift in den letzten Grund und prägt es zu ewigen Worten bezwingender Verse. Durch diese Dichterkraft, durch dieses Menschentum geht die Sehnsucht nach der Größe, nach dem Guten und Gütigen, nach dem Edlen, das seinen Adel bewährt. Verse von Dantescher Schwere und Hölderlinschem Herzschlag! Aber auch in den einfachen Tönen bewegt sich dieses Genie. Unvergleichlich der zarte Liebesbrief vom Sonntagnachmittag, behaglich und fein der Brief vom Landhaus, der zum Schluß aufschreit in Verzweiflung und in Resignation erstickt. Voll süßem Heimatduft das Gedicht von Altottakring, das vom Liebhartstal, die Sieveringer Elegie, das Segens- und Bekenntnislied „Auf eine Wienerin".

Noch im letzten Bekennen fühlt sich Weinheber, bewußt seiner zeitlosen Größe, der zwingenden Sendung verpflichtet:

„Was ich leide, leiden wir alle. Und darum
red ich: Welcher die Sprache
hat, dem geziemt es zu reden für alle.
Frevle ich, so freveln wir alle. Gelingt mir
aber das Wort, so lös und erlös ich
aus dem Verlust. Kein Kranz ist mir nötig."

Die Stadt aber, um die seine Empfindungen, Gedanken und gestaltenden Worte immer wieder kreisen, muß ihn ihren beiden mächtigsten künstlerischen Genies beigesellen: Grillparzer und Schubert.

Das „Capua der Geister" gab den größten der deutschen Musiker Heimstatt und Boden der Entfaltung. Wien aus der Geschichte der deutschen Musik wegleugnen, hieße diese verstümmeln. Hier waren die Kaiser stolz, in der Musik dilettieren zu dürfen, hier war Gluck 10 Jahre Kapellmeister an der Oper des Hofes, hier schuf der Burgenländer Joseph Haydn (1732–1809) seine Messen und um die Jahrhundertwende seine berühmten Oratorien.

Im Jahre 1797 komponierte er die Volkshymne, deren Melodie, sinnvoll dem Deutschlandlied zugrunde gelegt, heute im Munde aller Deutschen ist. 10 Jahre seines kurzen Sonnenlebens weilte der holdeste Genius deutscher Musik, Wolfgang Amadeus Mozart, dessen Namen der Erdkreis bewahrt, in dieser Stadt. Seine großen Opern entstanden hier, der lockende, sprudelnde, verführerisch süße und posaunenhart richtende „Don Giovanni", „Die Hochzeit des Figaro", „Die Zauberflöte". Hier strömte der unerschöpflich Reiche die Fülle seines Wohllauts aus, hier schuf er, schon krank, jenes geheimnisvoll bestellte Requiem, das zuerst und rasch ihm selber erklang. Triumphe des Lebens und so oft bitterste Entbehrungen und Demütigungen, aber immergrüne Gärten von Schönheit, Süße und Duft, birgt dieses nur 35jährige Erdenwallen. Noch schneller schnitt der Tod Franz Schuberts Leben, des echtesten Kindes dieser Stadt, dessen Reichtum an Mozart gemahnt. Was er an Melodien, an Liedern und Messen schuf, lebt, das bittere Erdenlos ist längst versöhnt zur Unsterblichkeit.

22 Jahre alt kam Ludwig van Beethoven 1792 nach Wien, um es nicht mehr zu verlassen. Seine Simphonien, sein holder „Fidelio", aus dessen glockenreinen Liebestönen rettende Treue, triumphierende Menschlichkeit, Jubel der Erlösung klingen, sind auf dem kunstbewegten Wiener Boden erwachsen. Wir sind den kleinen Dörfern von einst, Heiligenstadt, Nußdorf und Grinzing, zu heißem Dank verpflichtet, die diesem Genie Freude und Anregung gaben. Kein Geringerer als Grillparzer sprach am Grabe des 1827 Gestorbenen. Anton Bruckner, der fast 30 Jahre in Wien wirkte, Diener an Größtem, Vollbringer gewaltiger Leistung, ist nicht der letzte der großen Namen, die mit dieser Stadt verknüpft sind. Johann Strauß, der Sohn, erhebt die Operette mit seinem „Zigeunerbaron" und der unvergleichlich prickelnden „Fledermaus" zu hohem Rang. Seine Weisen dringen mit unwiderstehlicher Kraft als Frohsinnserwecker durch die Welt. Johann Brahms nimmt in Wien seinen Aufenthalt und findet hier sein Grab. Hugo Wolf, aus der Untersteiermark gebürtig, schreibt seine zarten Lieder, die Mörikes Innigkeit zu gestalten vermochten, Klangbilder von einschmeichelnder Schönheit. Kleinere, aber doch tüchtige Begabungen, wie Franz v. Suppé und Karl Millöcker schließen sich den Großen an. In der Gegenwart trägt Franz Lehár nochmals die Operette zu hohem Erfolg. Auch Richard Strauß wirkte einige Jahre in Wien.

Das „Capua der Geister“ ist heiligster Boden der deutschen Musik.

Nicht zu schämen braucht sich Wien seiner Meister der bildenden Kunst. Nicht Zuwanderung großer Künstler allein, sondern auch starke heimische Begabung vermochten jene unübersehbare Reihe baulicher Schöpfungen hervorzubringen, die Wien nächst seiner Musik in der Welt berühmt gemacht haben. Von der Gotik des Stephansdoms bis zu dem großen Stilsuchen unserer Zeit hat hier die Kelle nicht geruht. Deutschen gelang es auf diesem Boden, die unübertrefflichen Italiener des Barockstils zu überwinden, in der Baukunst wie in der Malerei. Mit Stolz darf die Ostmark, aber auch Wien die Namen Daniel Gran, Paul Troger und Franz Adam Maulpertsch nennen, die unsere Barockbauten so großartig geschmückt haben. Unter den Plastikern dieser Zeit glänzt Raphael Donner, der Schöpfer des berühmten Brunnens auf dem Neuen Markt und des Bleigußreliefs auf dem Brunnen im Alten Rathaus. Auch die spätere Zeit blieb die Leistung nicht schuldig. Die von Fernkorn und Zumbusch, von Weyr und von Tilgner geschaffenen Denkmäler gaben der Stadt zum Teil wertvollsten Schmuck.

Erstaunlich ist der Reichtum an Malern. Im 19. Jahrhundert erwachsen dieser Stadt die romantischen Begabungen von Moritz von Schwind und Eduard von Steinle. Die religiöse Malerei findet in Josef von Führich einen bedeutenden Meister. Nach seinen Vorbildern wurden die Glasfenster der Votivkirche geschaffen. Die Meisterwerke von Jakob Alt, dem Vater, und Rudolf Alt, dem Sohne, erstehen. Der vielseitige Ferdinand Georg Waldmüller erhebt sich zum realistischen Schilderer des Volkslebens, zum Porträtisten und Landschaftsmaler seiner Heimat. Die zweite Jahrhunderthälfte sieht das Schaffen des früh verstorbenen Hans Makart, der mit seinen leuchtenden Bildern, deren dekorative Pracht die Zeit erobert, eine diktatorische Beherrschung des Geschmacks auszuüben vermag. Karl Rahl und seine Schüler, Schindler, Angeli, Schuch, Hörmann und noch zahlreiche andere sind hier zu nennen.

*

Die Schau vom Kahlenberg hat nachdenklich gestimmt. Wie freudig begrüßen wir da das frische Grün des Wiener Waldes, das uns auf dem Berge umgibt! Der Kahlenberg erreicht noch 483 m, der steile Leopoldsberg, der an Stelle der alten Babenberger Burg heute ein schlichtes Kirchlein trägt, noch 423 m. Der höchste Punkt des Wiener Waldes aber ist in der Nähe der

Stadt der Hermannskogel. Er baut sich mit schönem Laubwald hinter dem Cobenzl auf, dem am Rand des Walds befindlichen vornehmen Hotel; an dessen Platz stand einst ein Schloß des Grafen Philipp Cobenzl, der unter dem Kaiser Franz einmal der leitende Minister in Österreich war. Am Hermannskogel treffen wir schon eine windumbrauste steile Höhe. Sein stattlicher Wald wimmelt im Frühling vom schmucken Lerchensporn, und im Mai können auch vereinzelte Maiglöckchen gefunden werden. Um diese Zeit ist der Wiener Wald von einem kraftvollen, nicht immer angenehmen Geruch erfüllt. Der Beerlauch blüht, ein Zwiebelgewächs, das dem Knoblauch in seinem Geruche ähnelt und massenhaft in den Wäldern um Wien gedeiht. In der Hungerzeit ist der Beerlauch als Gemüse verzehrt worden. Zur Ehre des Waldes aber muß gesagt werden, daß im Schatten seiner Buchen auch der zart duftende Waldmeister in mächtigen Trupps gedeiht. Der Wiener Wald hat vorweg Buchen, wenn auch ganz nahe bei Wien prächtige Eichen auftreten. In meiner Kinderzeit haben wir oft zu mehreren vergebens versucht, solche alten Baumrecken zu umspannen, die uns im Nebel der Herbstzeit in die alte germanische Welt zurückführten. Wer ein Freund der Frühlingsblumen ist, versäume nicht, den Anninger bei Baden zu besuchen. Der aus Kalk aufgebaute, dem Wiener Wald noch zugehörige Bergrücken wimmelt im späten März von prächtigen Schneeglöckchen. Im Mai und Juni gedeiht an seinen Waldlichtungen die purpurgefleckte große Taubnessel, das melissenblättrige Immenblatt, das ich zur größten Freude auch einmal während des Weltkrieges im wolhynischen Lande antraf. Auf den Waldwiesen aber blühen am Anninger mannigfaltige Orchideen, und etwas früher in tieferen Lagen die prächtigen Kuhschellen, wahre Glocken des Frühlings, die leuchtendgelben großen Adonisröschen und in der wärmeren Zeit die dunklen, süß duftenden Traubenhyazinthen. Am schönsten ist der ausgedehnte Wiener Wald, den der brave Naturfreund Schöffl der Stadt zu erhalten wußte, in den Maitagen, wenn sein Buchenlaub sich seidenzart entfaltet und im schimmerndsten Grün erglänzt. Mit Stolz empfindet der Wiener, mit Staunen der Fremde, wie beglückt die Lage dieser einzigartigen Stadt ist. Kann man von ihr doch in einer Fahrt von wenig über 2 Stunden bereits das Plateau der Raxalpe erreichen, die durch die bequeme, kühn angelegte Seilbahn in der Gunst der Wiener dem umständlicher erreichbaren Schneeberg, auf den eine Zahnradbahn führt, den Rang abgelaufen hat.

Und wie bald ist man schließlich auch in der Mariazeller Gegend oder in den Gesäusebergen.

Wir haben das Häusermeer der Stadt von der Höhe ihrer so schönen Hausberge kennengelernt. In der Überschau vom Berge her ersteht das Gesamtbild, aber um die Stadt richtig kennenzulernen, muß sie aus der Mitte heraus gesehen werden. Bequem erreichen wir mit elektrischem Aufzug die schmalen Terrassen des Hochhausturmes, der ganz zum Zwecke des freien Ausblickes mächtige, leicht zu öffnende Fenster besitzt. Schon auf der letzten Treppe halten wir erstaunt. So wuchtig, so gebietend und großartig wird der schlanke Stephansturm mit seiner steinernen Spitze nirgends sichtbar. Auch die Maße des Domes, seine beiden lichtgrauen Heidentürme, selbst noch der unvollendete Adlerturm heben sich stolz über die Häuser der Umgebung empor, daß wir uns selbst irgendwie mitgerissen fühlen, schwindlig hoch über den niedrigeren Dächern. Bei solchem Blicke versteht man erst recht, was der alte Dom und der herrliche Steffel für diese Stadt bedeuten. Das Hochhaus erhebt sich in der Herrengasse, in der sich das Haus der einstigen Stände von Niederösterreich befindet. Es ist eine schmale Gasse mit zum Teil noch sehr alten Gebäuden. Hier kam es im Jahre 1848 zum Ausbruch der Revolution. Der Blick in die Enge der Gasse zeigt uns das Alter der Anlage. So drängten sich in früheren Zeiten die Häuserblocks zusammen. Am Ende der Herrengasse sehen wir die Hofburg weitläufig aufragen, zu ihrer Rechten das langgestreckte Parlament und etwas weiter rückwärts das Rathaus, herrlich zu sehen bei festlicher Beleuchtung, die das sonst dunkle Gebäude in seiner zierlichen Schönheit und großartigen Architektur erst recht erkennen läßt. Nach Westen schweift der Blick über die äußeren Vororte zu den nun erheblich entfernt erscheinenden Höhen des Wiener Waldes, im Nordwesten wird die zierliche Pyramide von Maria am Gestade sichtbar. Es ist ein ausgezeichneter Platz, bequem die Stadt zu studieren, die sich wie eine Karte ausgebreitet. Die Bequemlichkeit ist der Vorzug der Hochhaussicht gegenüber der ehrwürdigen des Steffel, die auf mühsamem engem Treppenweg erst richtig verdient werden muß. Aber, wenn auch der Turm nicht wie das Hochhaus zu behaglicher Rast oder gar stimmungsvollstem Abendessen über dem Lichterglanz der Stadt einzuladen vermag, sein Blick ist doch der großartigere, denn wir überschauen aus größerer Höhe! Vor allem aber ist er der pittoreskere. Denn unmittelbar zu unseren Füßen sehen wir dichtgedrängt den alten Stadtkern geschart, mit

seinen engen Gassen, seinen großen, Gevierte umschließenden Höfen und seinen Dächern mit dem seltsamen Rotbraun der alten Ziegel. Mit Freude erkennen wir, daß der Altbesitz der Stadt trotz mancher unsinniger Verwüstungen noch recht stattlich ist. Drei größere Kuppeln heben sich aus dem Geflute der Dächer hervor; die nahe der Peterskirche, die noch Lukas von Hildebrandt erbaut hat; als fernere die der Karlskirche, deren wir bereits gedachten, und der Kirche der Salesianerinnen, die Donato Felice von Allio erbaute. Ihr edles Patina grüßt über das graue Gewirr hinüber. Nahe der letzten der genannten Kuppeln baut sich das untere Belvedere auf, das obere erhebt sich mit dem grünen Leuchten seiner Bekrönungen über dem ausgedehnten Parke. Dieser steht an der einen Seite mit dem Schwarzenbergschen Park in Verbindung, an dessen Ausgang das schloßartige Palais Schwarzenberg sichtbar wird. Dächer, Türme und alte Kirchen, Gärten, die Alleen und die Bauten der Ringstraße! Das Meer der Vorstädte, Donaukanal, Riesenrad, große Donau, Marchfeld! Im Westen der Wiener Wald!

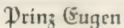
Wir verlassen die stimmungsvolle Schau der Wachtstube im Turm, schreiten wieder seine enge, gewundene Treppe bergab, sehen nochmals den Platz, von welchem aus Starhemberg während der Türkenbelagerung seine sorgenvolle Rundschau hielt. Noch einmal blicken wir vom Fuß des Steffel in das graue zum Himmel aufschießende Steinwerk empor, das Meisterstück des Hans von Prachatitz bewundernd. Der Stephansplatz selbst hat außer dem Dom und ein paar älteren Häusern wenig Lockendes. Am Eck der Kärntnerstraße steht der Stock im Eisen, ein Baumstumpf, Fichte oder Lärche, über und über mit Nägeln beschlagen. Er ist geradezu ein Wahrzeichen der Stadt, von dem viele Geschichten sagenhaften Gepräges berichten. Schon im 16. Jahrhundert wird er erwähnt. Aber wie unwürdig ist doch für seine Umgebung gesorgt! Er gehörte in ein kleines schützendes Kapellchen mit offenen Fenstern, gelöst von der Verbindung mit dem scheußlichen Prunkbau ohne Seele, dem er seit 1890 angefesselt ist.

Im Umkreis der Stephanskirche finden wir noch das alte Wien. Da sind die engen, gewundenen Gassen, die in die elegante Kärntnerstraße münden, wie etwa die Singerstraße, die Johannesgasse, die Himmelpfortgasse. Hoch steigen die Häuser empor, Bauten des 17. und 18. Jahrhunderts, aus denen manches Gebäude durch seine edlen Formen sich als Adelspalast zu erkennen gibt; schöne Bürgerhäuser mit interessanten Hauszeichen, düstere, engum-

baute Höfe, dickes Gemäuer. Auch im heißen Sommer wirken diese Gassen, besonders im Innersten der alten Stadt, irgendwie kühl. Leider sind vielerorts häßliche moderne Bauten in das Gefüge des ursprünglichen Wien eingebrochen. Der Graben war noch vor 60 Jahren viel schöner als heute. Auch der vielgerühmte Platz am Hof hat von seiner Geschlossenheit eingebüßt. Dennoch ist er auch heute noch einer der schönsten und eindrucksvollsten der Wiener Plätze, wenn er auch stimmungsvoller war, als noch das alte Kriegsministerium stand und vor ihm das wuchtige Radetzky-Denkmal, das heute, an die Ringstraße gesetzt, nicht mehr so zur Geltung kommt. An der gleichen Stelle stand früher die Burg der Babenberger, die auch den Raum der Kirche am Hof einnahm. Diese selber, vor 550 Jahren für die Karmeliter erbaut, mußte im 17. Jahrhundert ihre gotische Fassade lassen. Der Umbau wurde aber sehr fein durchgeführt und schuf eine vornehme weite Altane. Von hier verkündete am 6. August 1806 ein kaiserlicher Kommissär einer ergriffenen Volksmenge das Ende des Heiligen Römischen Reiches. Vor der Kirche zu den 9 Chören der Engel steht eine Mariensäule. Auf dem Platz am Hof wurde Markt abgehalten, und im Winter hatte er seinen besonderen Zauber. Denn von den ersten Tagen des Dezember an fand hier der Nikolomarkt statt, und ihm folgten die flitterglänzenden Buden des Christkindlmarktes, für jung und alt herrlichster Vorgeschmack des nahenden Festes, besonders wenn die Dächer mit Schnee bedeckt waren, winterliche Dämmerung die Umrisse löste und der Platz von den vielen einzelnen Lichtern erglänzte wie die Stube am Heiligen Abend von den Kerzen des Christbaums. Diese Poesie ist heute vorbei. Der Christkindlmarkt mußte in den Nachkriegsjahren den Platz am Hof räumen. Zuerst übersiedelte er auf den Stephansplatz. Rund um die Kirche standen die kleinen Stände und gaben dem Dom in diesen ahnungsvollen Dezembertagen etwas unsagbar Heimliches, wenn er mit seinen Riesenmaßen über den leuchtenden Hüttchen und Ständen, die sich an ihn preßten, aufstieg und sich über ihnen fast in die Dämmerung verlor. Aber der Markt mußte noch weiter wandern. Er hat heute am Neubaugürtel – die langgestreckte Gürtelanlage folgt dem alten Linienwall um die Vorstädte – eine Zufluchtstätte gefunden, die es mit dem alten Quartier nicht mehr aufnehmen kann.

Wenden wir uns von der inneren Stadt, wo sich um die Plätze und Straßen wie um das Winkelwerk der Gassen die Zeiten unheimlich zusammendrängen, den Vorstädten zu. Diesen wurde durch die Zerstörungen vor und

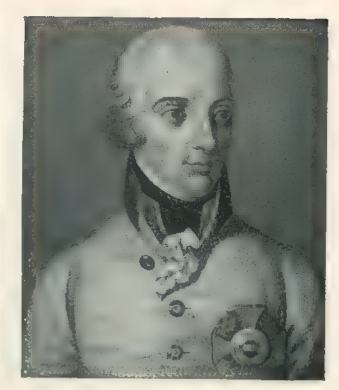




Prinz Eugen



Feldmarschall Laudon



Erzherzog Karl





Oben: Feldmarschall Radetzky
Links: Deutschmeister-Denkmal in Wien
Unten: Conrad von Hötzendorf



Kämpfer für Deutschland

Eines der ruhmvollsten Regimenter der alten österreichischen Armee waren die Deutschmeister, das Hausregiment von Wien. Auch ihr Angedenken wird Großdeutschland nicht vergessen, wie aller Kämpfer der Ostmark, der Türkenbezwinger Eugen und Laudon, des Siegers von Aspern, Erzherzog Karls, Radetzkys und des tapferen Conrad.



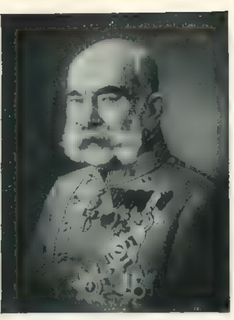
Das Belvedere in Wien

Prinz Eugen von Savoyen erbaute sich, ausruhend von seinen Siegesschlachten, das Belvedere. Vielleicht das schönste Schloß in deutschen Landen, steht es weitgedehnt und edel da, wie ein leuchtender Feiertag, wie ein Fest der Schönheit und des Sieges.


Karl VI.


Maria Theresia


Josef II.


Franz Joseph I.

In der Kapuzinergruft

In der Kapuzinergruft fanden die Habsburger seit dem siebzehnten Jahrhundert ihre Ruhstatt. Großes und kleines Vollbringen klangen hier aus, Karls VI. Herrscherstolz, der großen Kaiserin herrliches Lebenswerk, der Reformwille Josefs, des alten Franz Joseph bitteres Leid.



Graz, die Stadt der Erhebung

Einst eine mächtige Festung und durch das Bollwerk des Schloßberges uneinnehmbar, ist Graz heute die Großstadt im deutschen Süden, die rasch die Herzen gewinnt. Seine Mauern sind gefallen, aber die Stadt ist dennoch wehrhaft geblieben, deutsch und treu.

während der Türkenbelagerungen viel Schaden getan, viel von der sehr alten Vergangenheit ausgetilgt. Aber auch heute noch stehen Bauten, deren Kern weit zurückreicht, wenn auch die meisten der Vorstädte ihr Gepräge erst im 18. Jahrhundert erhielten. In weitem Umfange unverändert weist diesen Charakter der erst spät verbaute Bezirk Josefstadt auf — so genannt zu Ehren des Kaisers Josef I., nicht des Volkskaisers —, wo man sich in die Zeit der Aufklärung, ihrer Geradlinigkeit, aber auch ihrer Weite des Blicks und des Stolzes ihres Lebensgefühls zurückversetzt meint. Ein schöner Schmuck dieses Bezirkes ist seine Piaristenkirche mit sehr stimmungsvollem Kirchenplatz, der unvergleichlich ist am schneeigen, dunklen Winterabend, wenn die Christbäume schon zum Verkaufe stehen.

Von den inneren Vorstädten Wiens haben der Alsergrund — hier wurde Schubert geboren — die Josefstadt, Neubau und Mariahilf ihr Antlitz dem Wiener Wald zugekehrt; die Wieden entfaltet sich nach dem Süden, der dritte Bezirk (Landstraße) nach dem Osten, der zweite (die Leopoldstadt) liegt auf dem Werder zwischen Donaukanal und großer Donau. Diese Vorstädte, längst dem großen Gemeinwesen zugehörig, wurden doch erst 1857 mit Wien verbunden. Die sogenannten Vororte oder äußeren Vorstädte, im Nordwesten Währing und Sievering, im Westen Hernals und Ottakring, Fünfhaus, Rudolfsheim und Hietzing, im Süden Favoriten (10.), im Nordosten Floridsdorf und die Brigittenau, wurden erst 1890 mit der Stadt vereinigt. Die neue Festsetzung des Wiener Gebietes aber bringt noch die Orte der Südbahnstrecke einschließlich Mödling zur Stadt.

Alle diese Vorstädte haben ihre eigene Note behalten. Der Wiener hält an dem „Hieb" fest, wo er geboren ist. Es ist auch noch viel urwüchsiges, eigenständiges Leben in ihnen bewahrt geblieben.

Der weltberühmte Wiener Prater — der Name kommt von dem spanischen el prado = die Wiese — liegt im zweiten Bezirk, eine weite Au, in der sich als der Bezirk der Volksfreuden der sogenannte Wurstelprater mit seinen Belustigungsbuden und Gaststätten aufbaut, vom Riesenrad überragt. Eines der Ringelspiele, „Zum Chinesen" benannt, steht mit der in der Mitte befindlichen „Kalifatifigur" wegen seines hohen Alters unter Denkmalsschutz. Weitbekannt ist die langgestreckte Hauptallee des Praters, wunderbar Ende April, wenn die zahllosen mächtigen Kastanien zu beiden Seiten ihre flaumzarten Blüten an den hohen Kerzen entfalten.

Wie der Prater ist der Wiener Heurige bekanntgeworden. Heuriger ist der Name für den frischen, unmittelbar aus dem Stadtbereich gewachsenen Wein, aber auch für die Schenke, wo er ausgeschenkt wird. Wenn über dem Tore vor einem der kleinen Winzerhäuser der grüne „Buschen", ein Föhrenbusch, herabhängt, dann ist „ausgesteckt". Dann darf man sicher sein, den Wein zu bekommen, den der Bauer von seinem „Wingert" geerntet hat. Denn es wird von der Behörde genau die Zeit vorgeschrieben, während der er entsprechend der Größe seines Weingartens ausschenken darf. Da sitzt man, im Spätherbst in kleiner schmuckloser Bauernstube oder in der milderen Jahreszeit draußen im Garten unter Nuß- oder Pflaumenbäumen, beim grüngelben Heurigen, Nußberger, Alsegger und wie die Wiener Sorten heißen. Einfache Freude! Ein Lied ertönt, Lied auf Lied folgt bis tief in die dunkle Nacht; die Windlichter brennen. Volkssänger treten auf, singen Wiener Lieder. Bevor der Heurige Mode wurde in der Welt, war es echte, lebendige Volkspoesie. Heute muß man die einfachen, kleinen, verborgenen Schenken besuchen, um sie noch richtig zu erleben.

Der Wiener liebt seine Bräuche, seine alten Feste. Zum Leopolditag, am 15. November, zieht das Volk hinaus nach Klosterneuburg, zum „Fasselrutschen". Wenn die Fastenzeit beginnt, wird der lustige Markt am Kalvarienberg in Hernals besucht. Bude an Bude mit Zuckerwerk, Kinderspielzeug und Südfrüchten, darunter das berühmte „Gigerlfutter" (Futter für junge Burschen), die Datteln und Feigen, das Juxziehen, die aus Seidenpapier gemachten Kapellen, Schirme und Indianerhüte, die „Bamkraxler"! Unglaubliches Gedränge in der engen steilen Gasse, ein echtes Wiener Leben, wie es Weinhebers Verse verklären:

„Kinderg'raunz und Kinderglück,
der erste schöne, warme Tag im März,
dazua das guade, alte Wienerherz,
was in sein Leichtsinn und sein Übermuat
auf sein Art fasten und in sich gehn tuat,
vom Aschermittwoch bis Karsamstag nein –
so wars, so is's, und so solls immer sein."

Es ist ein frisches Leben in dieser Stadt. Die Menschen gehen gern aus sich heraus, und Fröhlichkeit und Geradheit sind Grundzug ihres Wesens. Es ist

viel Güte in ihnen, das goldene Wiener Herz wurde nicht erfunden. Zugleich aber sind sie „harb", sie scheuen sich nicht, die Wahrheit zu sagen, und bei aller Güte sehen sie sehr scharf. Der Wiener lacht viel, und doch ist er im Grunde irgendwie immer unbefriedigt. Er „raunzt" so gern, wie er gern lacht, er hat sein „Gfrett", wie er sagt. Das kommt von der philosophischen Grundeinstellung seines Wesens. Wehmütiger Frohsinn, aber stets auch Frohsinn im Leid. Sein Urteil ist treffend und seine Haltung selbst bei elenden Lebensverhältnissen irgendwie frei und unabhängig.

Die lange Tradition, die Sättigung des Wiener Bodens in geschichtlichem Leben bleibt nicht ohne Spur. Der Wiener läßt sich nicht bluffen, es imponiert ihm nichts so leicht. So ist er behaglich in seiner Lebensfreude, menschlich in seinem ganzen Wesen, gerade und herb. Diese Eigenart übt eine sehr starke Wirkung der Anziehung aus, weil sie fest in sich selber ruht. Selbst der „Zuagraste" (Zugereiste), wie der Wiener den Fremden nennt, fühlt sich nach einiger Zeit von dieser Art stark angezogen. Er bleibt gerne da. Wien hat eine unerhörte Kraft der Einschmelzung zu üben verstanden und seine Eigenart selbst in Zeiten der Geschichte wieder durchzusetzen vermocht, wo es unter fremder Art begraben schien. Das Leben in Wien ist einfach, so sehr der Wiener auf ein gut hergestelltes Essen hält; einfach schon deshalb, weil es dieser Stadt schon seit langem schlecht geht. Die Wohnungen sind meist viel kleiner und ärmlicher als irgendwo im Altreich. Das Verlassen dieser Wohnung und der Besuch der geschmackvollen Kaffeehäuser kann als ein Bedürfnis empfunden werden. Diese Kaffeehäuser gehören aber mit zur Kultur der Stadt: geschmackvoll und gemütlich, unaufdringlich und bescheiden, erstaunlich billig und anständig. Viel wird von den Gästen nicht ausgegeben, aber welche aufmerksame Bedienung wird dafür gewährt. Im Nu ist der Kaffee da (der beileibe nicht „Käffe", sondern klangvoll „Kaffée" gesprochen werden muß). Kaltes Wasser wird selbstverständlich mitgereicht, das braucht der Wiener, das gehört dazu. Dann kommen die Zeitungen, und vom Stammgast wissen die Kellner, was er verlangt. Immer wieder aber, unermüdlich wird Wasser nachgereicht. Sonst läßt man den Gast in Ruhe, keine Aufmunterung zu weiteren Bestellungen, auch wenn er lang sitzen bleibt und alles an Zeitungen durchstudiert, was das Kaffeehaus birgt. Die Wiener Kellner sind flink und gefällig, intelligent und höflich, ganz gewiß die besten Kellner Großdeutschlands.

Aber der Wiener hat es nicht nötig, in seiner freien Zeit nur im Kaffeehaus zu sitzen. Was für eine herrliche Natur umgibt doch diese Stadt! Wien hat keine Seen, gewiß, wenn auch gute Donaubäder. Aber seine Berge, die des Wiener Waldes oder die ein wenig entfernteren der Alpen, bieten Ausflugsmöglichkeiten genug. Oder man kann in der herrlichen Donau-Au der Lobau wandern, wo auf den alten Pappeln und Eichen Seeadler, Reiher und Kormorane horsten, der Uhu haust, die Otter und Rudel von Hirschen. Ein Erleben kraftvoller, eigenartiger Natur!

Ganz nahe von Wien, dem Kahlenberg gegenüber, erhebt sich der Bisamberg mit seinem langen kahlen Rücken. Auf seinen Hängen wächst Wein, und auf den geneigten felsigen Wiesen blühen im Frühjahr die kurzstengligen großblütigen Schwertlilien, im Mai die mannigfaltigsten Orchideen, unter ihnen der schon so selten gewordene große Frauenschuh.

Endlos sind die Wälder des Lainzer Tiergartens, wo es Rudel von Hirschen und Wildschweinen gibt. Nahe bei Mödling, das nun der Stadt Wien zugehört, erheben sich die ehemaligen kaiserlichen Lustschlösser von Laxenburg. Der weite Park mit dem großen Teiche ist zu Beginn des Frühlings von einem Blumenteppich der duftigsten Farben weiß, lila, gelb, zartgrün und dunkelviolett überzogen, wenn die Lerchensporne, die beiden Buschwindröschen, das weiße und das blaue Veilchen und der feigwurzige Hahnenfuß in hellen Scharen auf dem feuchten Augrunde blühen. Über den Teich nehmen der Reiher und der Storch ihren Flug.

Vom Rand der inneren Stadt bedarf es keiner halben Stunde Fahrt mit der Straßenbahn, und der Waldwinkel von Neuwaldegg ist erreicht. Nach einigen Schritten von der Endstation weg stehen wir in dem einstmals wunderbaren Waldpark des Feldmarschalls Lacy, des Freundes von Josef II. Heute noch scheinen die Reste der alten Kastanienallee mit den beiden Obelisken, die um erlöschende Teiche gebreiteten Wiesen, die mächtigen Baumgruppen, durch die an verwitternden Steinbildern vorbei der Weg langsam aufwärts steigt, ihre stille Sprache zu führen. Lacy hatte hier seinen englischen Garten mit Wasserkünsten und Hüttchen der Freundschaft, und im Bereiche seines Waldes ließ er sich auch in kleinem Tempelchen zur letzten Ruhe betten. Der Stadt Wien wäre die Aufgabe gestellt, diesem gärtnerischen Kleinod zu neuem Leben zu verhelfen oder die jetzigen Besitzer, die Fürsten Schwarzenberg, zu pfleglicherer Behandlung zu veranlassen. In den

verfallenden Anlagen treiben heute Buntspecht, Kleiber und Kohlmeise ihr munteres Wesen. Die alten Baumriesen, Kastanien der Alleen, Eichen und Buchen in den Baumgruppen fallen allmählich, und doch ist dieser so bedrohte Bereich das am weitesten in die Stadt vorgreifende Stückchen Wiener Wald.

Einzigartige Umgebung einer Weltstadt! Ohne Unterbrechung kann man von Wien aus in die Berge wandern; Hügel über Hügel, Berg an Berg erheben sich, bis das Hochgebirge an der Grenze der Steiermark beginnt.

So liegt die uralte, gute und böse Zeiten überdauernde Stadt an den Rand des Gebirges geschmiegt, Schätze ohne Zahl in sich hegend. Was kann nicht großzügiger Erinnerungswille allein aus der Wiener Altstadt herausholen! Verschüttetes Leuchten harrt hier nur des Erweckers. Die großen Zeiten Wiens werden nun wieder anbrechen. Mächtig eines Zaubers von unvergleichlicher Zwingkraft und Süße, wird die ewige Stadt, die ein allgewaltiges Erbe höchster Geister hütet, dem ganzen deutschen Volke ihr Bestes geben, von diesem aber wieder neue Jugend und starke Hilfe empfangen. Im großen Zusammenwirken aller Kräfte der deutschen Nation werden die Wiener gewiß ihre Pflicht erfüllen. Ärmlichst in Lebensform und Erscheinung, oft aber königlich frei und geradsinnig in Wesen und Wort, haben sie die bittere Zeit der letzten 20 Jahre überdauert. Bessere Möglichkeiten des Lebens und Schaffens werden ihre Begabung erst recht zur vollen Entfaltung bringen.

Keiner von den Söhnen Wiens kann sich aus den Zwingkräften lösen, die von dieser Stadt ausstrahlen. Ich selbst empfand, nach langen Jahren wiederkehrend, die unheimliche Kraft dieser bindenden Macht. Sie löst alles Widerstreben, sie gliedert ein und verschenkt wie von ungefähr Glücksgefühl und süßes Zuhausesein. So seien auch diese Zeilen über die Hügel, Häuser und Menschen von Wien ein einziges Bekenntnis zu der großen, in Leiden und Glück frohsinnigen Stadt.

Vom Dachstein bis zum Wendenland

Die alte Steiermark – Verlorenes Unterland – Hofzaun des Heiligen Römischen Reiches – Die grüne Mark – An der Enns, an der Mürz, an der Mur – Peter Rosegger – Das trotzige Graz, heute „Die Stadt der Erhebung"

Südlich vom niedrigen, aber wegen seiner Steilheit und Wintervereisung für Autos nicht angenehmen Pötschenpaß (983 m), der von der oberen Traun in den Talgrund von Alt-Aussee und dann in das Ennstal leitet, ferner südlich vom Pyhrnpaß (945 m), der die Wasserscheide ist zwischen dem Tal der Steyr und dem Längstal der Enns, und endlich südlich vom Semmering (980 m), dem Übergang vom Fröschnitztal zur Schwarzau, erstreckt sich die Steiermark. Sie beginnt im Westen bei Mandling im frühen Tal der Enns, bei Predlitz am Oberlauf der Mur, wo der salzburgische Lungau endet. Nach Kärnten zu geht die Grenze über den Kamm der Gurktaler Alpen und entlang der Scheide zwischen Mur und Drau, die später, außerhalb des Bodens der Ostmark, ihre Wasser doch vereinen, endlich auf der Höhenlinie der Koralpe. Nach Osten ist die Grenze das Tal der Lafnitz, die sich dann auf burgenländischem Boden zur Raab wendet und, die Raab überschreitend, der kleine Butschenitzabach.

Die Südgrenze des Landes bildete früher die Save, einer der mächtigsten Nebenflüsse der Donau. Da galt noch das alte Lied: „Hoch vom Dachstein an, wo der Aar noch haust, bis zum Wendenland am Bett der Sav." Untersteiermark! Ein gesegnetes Land, fast erstickend im Reichtum seiner Fluren, seines Obstes und seines köstlichen Weins. Es ist der Boden der alten Mark Pettau und der Mark an der Sann, zweier uralter Teile des Deutschen Reiches. In der Untersteiermark hatte die bajuwarische Besiedlung das flache Land nur noch in geringerem Maße erfassen können. Tatsächlich ist aber auch deutsches Bauerntum hier im Laufe der Zeit der Slowenisierung verfallen. Die Städte und Märkte des Gebietes waren durchaus deutsche Gründungen und auch noch vor dem Kriege überwiegend deutsch. Marburg, Pettau, Cilli und Rohitsch, die Hauptplätze der Untersteiermark, wahrten in den Nationalitätenkämpfen des alten Österreich ihr deutsches Gesicht und ihre alte deutsche Tradition. Ohne die nationale Gleichgültigkeit der sozialdemokratisch bestimmten Regierung von 1919, insbesondere ohne die Sabo-

tage des Wiener Juden Dr. Julius Deutsch, wäre die Untersteiermark nicht so leicht und keineswegs ganz verloren gegangen. Insbesondere das Schicksal von Marburg hätte abgewendet, die sicher erfolgreiche Volksabstimmung, für die Italien nicht ohne Interesse war, erreicht werden können. Das Beispiel der Kärntner und in der Steiermark selbst der Bevölkerung von Radkersburg zeigt, daß auch für die Untersteiermark Möglichkeiten bestanden. Wäre Kärnten still geblieben, das Selbstbestimmungsrecht des Landes wäre ebenso ertrunken wie anderwärts in jener unseligen Zeit. Denn auch die siegestrunkenen Mächte von Versailles und St-Germain konnten an der Tatsache eines mit der Waffe in der Hand bekundeten Volkswillens nicht vorübergehen, zumal durch das Handeln der Betroffenen erst recht die Probleme zur zwangsweisen Erörterung kamen und dann unter dem Feindbunde willkommene Gegensätze der Interessenten sich ergeben konnten. Jedenfalls, das Deutschtum des alten Unterlandes hätte das bittere Schicksal von 1919 nicht verdient. In Marburg, das seit 1140 zur Steiermark gehörte, wurde der Freiherr Wilhelm von Tegetthoff geboren, vor der Schlacht am Skagerrak der erste Sieger der deutschen Nation auf der freien See. Im Jahre 1864 gewann er im Kampfe mit der dänischen Flotte das Seetreffen von Helgoland, im Jahre 1866, am 20. Juli, als der Feldzug Benedeks im Norden bereits verloren war, schützte er durch seinen glänzenden Seesieg bei Lissa über die weit überlegene italienische Flotte den dalmatinischen Inselbesitz und hielt die Waffenehre Österreichs gemeinsam mit dem Sieger von Custozza in diesem Unglücksjahre aufrecht. Marburg ist auch die Heimat des Dichters Ottokar Kernstock. Aus diesem umstrittenen Grenzboden brachte der aufrechte Mann sein deutsches Empfinden in den Priesterstand mit. Gleichfalls aus der Untersteiermark stammt der Liederkomponist Hugo Wolf.

Durch den Friedenszwang von St-Germain wurde das ganze sonnige Steirerland an der Drau, der Drann und der Save an Jugoslawien gegeben. Die Grenze verläuft heute über den Radelberg und den westlichen Poßruck, durchschneidet die Windischen Bühel und folgt dann dem Laufe der Mur. Das ganze Bachergebirge, das über endlosen Wald nochmals zu einer Höhe von 1542 m Höhe aufsteigt, liegt damit auf jugoslawischem Boden. Ich habe keinen Waldbestand in Erinnerung, der mir einen so gewaltigen Eindruck hinterließ wie der des Bachern. Vor vielen Jahren als Kind zur Sommerfrische in dem kleinen Dörfchen Maria-Rast, durfte ich mit

meinen Eltern und Geschwistern den schönen Bacherberg besteigen. Auf einer oft steilen Holzriese über tiefer Schlucht führte der Weg empor in den Hochwald, wo es unter wahren Baumriesen in märchenhafter Menge die köstlichsten Herrenpilze gab. Acht Stunden führte der Weg, oft kaum noch erkennbar, durch Wald. Und südlich dieser Waldberge fruchtbarstes Land! Es war aber unheimlich zu sehen, wie sehr damals bereits, elf Jahre vor dem Kriege, ein deutschfeindlicher Geist die an sich brave und bescheidene slowenische Bevölkerung erfaßt hatte. Im Reiche machte man sich damals keine Vorstellung von solchen Dingen.

Steiermark, die grüne Mark, ist beim Sturze Heinrichs des Löwen aus dem Abhängigkeitsverhältnis von Bayern gelöst worden und als Herzogtum zur Reichsunmittelbarkeit gelangt. Ursprünglich aber war sie ein Teil des großen Karantanien. Auf Grund der Georgenberger Handfeste von 1186 erwarben die Babenberger das Land. So ging die Steiermark in das gleiche Schicksal mit Österreich. Nur, als der Hohenstaufenkaiser Friedrich II. starb und Österreich in die Hand des Böhmen Ottokar geriet, trennte sich auf kurze Zeit die Gemeinsamkeit. Die Steiermark fiel Ungarn zu, bis Ottokar, vom steirischen Adel gerufen, in der Marchfeldschlacht von Kroissenbrunn die Magyaren besiegte und auch dieses Land für sich erwarb. Als er dann 1276 vor Rudolf zusammenbrach, ist die Steiermark gemeinsam mit Österreich 1282 an die Habsburger gekommen. Diese haben bekanntlich ihren Landbesitz öfters geteilt, da es unmöglich war, unter den gleichberechtigten Brüdern zu einer gemeinsamen Regierung zu gelangen. Die erste Teilung fand 1379 zu Neuberg an der Mürz statt und trennte die Steiermark, Kärnten und Krain wie auch Tirol und die Vorlande von Österreich ab. Später bekamen dann auch die beiden letzteren Länder eine eigene habsburgische Regierung. Es gab von da ab drei habsburgische Gebiete, Vorderösterreich, Österreich und Innerösterreich, dessen Kernland die Steiermark war. Die innerösterreichische Linie einigte unter Maximilian das habsburgische Besitztum von neuem. Im 16. Jahrhundert wurde nochmals geteilt. Innerösterreich, dem damals auch bereits Triest und Görz sowie Pisino im Küstenland zugehörten, kam unter die Herrschaft des Erzherzogs Karl. Um diese Zeit war das Luthertum im Lande kraftvoll eingedrungen. Im Hinblick auf die Leistungen, die der Landesherr von den überwiegend evangelischen Ständen gegen die seit der Schlacht bei Mohács (1526) so gewaltig angeschwollene

Türkengefahr fortgesetzt erbitten mußte, ließ sich der Habsburger zu einer Duldung der neuen Lehre herbei, so sehr er selbst, zum Unterschiede von seinem kaiserlichen Bruder in Wien, der gegenreformatorischen Richtung zugehörte. In der Grazer Pazifikation des Jahres 1572 bewilligte er den Angehörigen des Herren- und Ritterstandes die volle Gewissens- und Kultusfreiheit, sechs Jahre später zu Bruck allen Ständen. Aber sein Sohn Ferdinand zerreißt schrittweise die gemachten Zugeständnisse und führt eine grauenhaft rücksichtslose Rekatholisierung durch. Die lutherischen Prediger werden aus dem Lande gewiesen, bald darauf müssen auch die Bürger und schließlich die Adeligen, die bei dem gewählten Bekenntnis verharren, die Heimat verlassen. Auch den berühmten Astronomen Kepler, der damals in Graz wohnte, trifft das gleiche Schicksal. So ist das Land äußerlich rekatholisiert.

Die schweren Leiden einer Gesinnungsverfolgung trafen die Steiermark, während sie zur gleichen Zeit unter der furchtbaren Bedrohung durch die türkischen Einfälle an ihrer Ostgrenze zu leiden hatte. Wir haben einige der starken Burgen kennengelernt, die das Land gegen die Raubscharen des Paschas von Bosnien und des von Budapest schützen sollten. Die dauernde Gefahr wurde dann durch die Siege des Prinzen Eugen gebändigt. Fortan bleibt die Steiermark mit Ausnahme der französischen Durchmärsche von 1805 und 1809 von Kriegsschrecken verschont. Erst der Verlust der Untersteiermark traf sie als bitterer Schicksalschlag. Den Nationalitätenkampf im alten Österreich hatte das Land aus erster Hand zu spüren, mußte sich doch damals das deutsche Städtewesen der Untersteiermark mit aller Macht gegen das vordrängende Slowenentum zur Wehr setzen. Gerade solche Nähe der Sprachgrenze hat aber im Lande und vor allem in Graz die feste nationale Gesinnung wachgerufen, die es zu einer Hochburg des Deutschtums machten. So wirkt denn auch die Steiermark, wiederum insbesondere die Landeshauptstadt, an der nationalsozialistischen Erhebung 1938 ausschlagbringend mit.

Wir wollen das Land in seinem schönsten Teile, dem Ennstale, betreten. Von Salzburg kommen wir her. Die junge Enns strömt noch durch ein rauhes, enges, regenreiches Gebiet. Es ist der Paß von Mandling, wo das Tal arg bedrängt ist, weil sich von Norden her der Dachstein, von Süden der Hochgolling an den Fluß vordrängen. Im Jahre 1934 hat die Bergenge das Blut deutscher Bauern getrunken, als die Obersteiermark aufstand, um das Land zu befreien. Auch am Paß Pyhrn, weit unterhalb von Mandling,

ist das Blut der Freiheitskämpfer in damals noch erfolglosem Kampfe geflossen. Es ist ein tapferer und schöner Menschenschlag im Tal der Enns. Burschen und Mädchen blond, mit blauen Augen und roten Wangen, hochgewachsene Gestalten. Sonst findet sich in der Steiermark häufig die Mischung von schwarzem Haar und tiefblauen Augen, die Gesichter sind zumeist scharf geschnitten.

Das Ennstal ist so schön, weil im Norden der lichtgraue Kalk streicht, im Süden das dunkle, in die Tiefe gegliederte Urgebirge steht, weil das Kalkgebirge lebhafte Formen zeigt, Felswände, scharfe Grate und Spitzen, und das Urgebirge mit seinen hoch hinaufstrebenden Wäldern so ruhig ist. Es sind aber auch herrliche Berge, die von Norden herantreten. Weithin dominierend baut der Dachstein sein Gewände über dem Wiesenplateau der Ramsau auf. Hier wohnt ein kernhafter Protestantenschlag, der während der Zeit der Gegenreformation seinen Glauben heimlich zu behaupten wußte, der in den Stadeln die Lutherbibel las, während im Tale die Glaubenskontrolle herrschte. Als dann Kaiser Josef II. das Bekenntnis in seinen Ländern freigab, sind die Ramsauer und die Schladminger auch öffentlich wieder Protestanten geworden. Das kleine Dörfchen Tal auf der anderen Bergseite, in den hier noch steilen Niederen Tauern, konnte übrigens den ersten nationalsozialistischen Bürgermeister von Österreich aufweisen. Abwärts von Oeblarn — die Masse des Dachstein ist im Westen geblieben — steigt der Grimming nahe und steil über dem Tale auf, ein stolzer Berg, der schon den Römern auffiel. Der wilde Felsklotz weist immer wieder, wie auch die Sonne stehen mag, schwere Schatten in seinen Wänden auf, so furchtbare Klüfte gähnen in seinem Fels, so jäh stürzen unvermittelt die Massen in die Tiefe. Kein Zweifel, daß dieser Berg die Phantasie lockt und umsponnen ist vom Geraune der Orte im Talbereich, die der Weithinschauende mit seiner einsamen Wildheit beherrscht. Besonders gut kennen ihn die Bauern von Oeblarn, und die Oeblarnerin Paula Grogger hat ihm zu Ehren einen mächtigen Roman, „Das Grimmingtor", verfaßt. In diesem Buche verweilt man gern, man spürt den Gang der Jahreszeiten, riecht geradezu den süßen Duft des Seidelbasts, der in diesen Bergen zur Frühlingszeit in reicher Fülle blüht. Ein schönes Buch von den Bergen, vom Grimming besonders und von den Menschenschicksalen, von dem man gern den sich ins Mystische verlierenden Schluß weghaben möchte! Die Dich-

terin hat seither den Erfolg des großen Romans nicht mehr zu erreichen vermocht, so bodenverwurzelt die später erschienenen kleineren Geschichten auch sein mögen. – Hinter dem Grimming weitet sich das Tal. Die Berge des Toten Gebirges treten zurück, und erst beim Stifte Admont drängen sich die Gipfel wagemutig an den Fluß heran, vorsichtiger noch die hellen Felswände, Spitzen und Grate der Haller Mauern, rücksichtslos aber die düstere Wucht der Ennstaler Alpen, die das Urgebirge und den sanften Schiefer vom Tale wegdrängen und zu beiden Seiten die Enns bedräuen. Die Welt scheint auf einmal in der Wildnis zu versinken.

Wir sehen noch in den ruhigeren Tallauf zurück, den wir nunmehr verlassen. Die Enns fließt fast einsam zwischen Auen dahin, der weite Talboden ist überall mit kleinen Stadeln besetzt, da die Ortschaften von der leicht versumpften Sohle abgekehrt sind. Schilf, viel saure Wiesen, Wollgras mit seinen wehenden Seidenbüscheln, aber auch die hohe wilde Schwertlilie, deren kleinere Blüten ein wunderbares Tiefviolett zeigen. Dazu aber die herrlichste Zierde der oberen Steiermark, der westlichen Alpen Niederösterreichs und des Toten Gebirges im Traunviertel, auch noch, aber nur mehr an einzelnen Stellen, Schmuck der einsamen Karawanken: die Narzissenwiesen. Da stehen Tausende der feinen, zarten, gebrechlichen Windrädchen, deren Weiß das schönste ist, das die Natur in Blumen erzeugt. Wie ein schwebender süßer Hauch liegt es über den Hängen und Talwiesen, jede Blume ist Persönlichkeit, stolz scheinend auf ihre Edelgestalt. Was sonst der Gärtner mühsam aufzieht, hier geben es verschwenderisch die Täler der Berge im späteren Mai.

Bald hinter dem Doppelgetürm des alten, in der Geschichte des Landes sehr angesehenen Stiftes Admont bricht die Wildnis des Gesäuses an. Die Enns erzwingt, ihren Lauf ändernd, den Durchbruch in das Alpenvorland. Bleicher Fels und wenig Wald, lichte Buchen, grüner Ahorn und dunkle Fichten, ein Stückchen Himmel, das in die gewundene Enge eines wildesten Tales schaut. In knappstem Lebensraume brausen die Fluten der Enns dahin, für die Straße und die Bahn scheint oft wirklich kein Platz mehr. Wie Raubvögel steigen die zerklüfteten Felswände auf, mit denen die Ennstaler Berge, die große Kletterschule der Wiener, zum Tale stürzen. Damit aber bei so viel Stein, bei solchem Dröhnen des wilden Wassers, bei so viel Schrecken der Natur das Holde nicht fehlt, pflücken wir hier im Mai duf-

tendste Maiglöckchen, im Sommer die rosarote, zarte Zyklame, im Herbste den großen blauen Schwalbenwurzenzian. Bei Weißenbach oder besser bei Hieflau hat die Not des Gesäuses ein Ende. Das Gefälle des Flusses bleibt auch weiterhin mächtig, er muß sich noch langhin durch das Gebirge nagen, ehe für ihn eine ruhigere Zeit, aber bald auch das Ende seiner jugendlichen Freiheit anbricht. Doch die wildesten Schrecken der himmelhohen Berge sind dann überwunden. Bei Hieflau steigen wir den Erzbach aufwärts. Den dunkelgrünen, von kahlen Felsgraten und ihren waldigen Abstürzen umrahmten Leopoldsteiner See lassen wir zur Seite. Es geht dem Erzberg entgegen. Wie im Unterinntal beim Kellerjoch ist auch hier der Schiefer erzreich. Seit urdenklichen Zeiten — auch die Römer haben hier nur übernommen, was vor ihnen die Taurisker von andern übernommen haben — wird das Erz des Erzbergs gebrochen: Spateisenstein, der einen zähen, leistungsfähigen Edelstahl ergibt. Hier wird er im Tagbau gewonnen. Der ganze Erzberg und auch seine Umgebung stecken voll Erz. Der liebliche, alte Markt Eisenerz, zwischen die bleichen Kalkberge und das grüne Schiefergebirge gebettet, verdankt dem Erzberg sein Leben und seinen Hochofen. Über den Prebichl können wir von hier nach Vordernberg absteigen, wo es einst dröhnte von den Hämmern kleinerer Werke, wo aus alter Zeit, noch in gotischem Stil, ein Schmelzofen steht. Einst gab es hier für eifrige Arbeit vieler selbständiger Unternehmer reichen Ertrag, ehe die Großindustrie sich machtvoll eindrängte und das Glück der Schmieden und Hammerwerke zerschlug.

Aber wir wollen noch nicht in das steirische Industriegebiet an der Mur absteigen. Genießen wir noch die obere Steiermark mit ihren grünen Wäldern, ihren Felsbergen und Engtälern! Hier ist der Jäger zu Hause, der dem Berghirsch des Hochschwab zu Leibe rückt, der die „Gams" auf kühnem Pfade beschleicht. Auf den grünen Ausseer Hüten der Steirer werden überall die Gamsbärte getragen, ein kostbarer und heikler Schmuck. Wenn man es ganz genau nimmt, dürfte man diese wertvolle Zierde eigentlich gar nicht tragen. Der Regen schadet dem Bart, die feuchte Luft ist nicht gut, und ganz gut tut ihm auch die schwere Hitze nicht. Hätte man ihn da nicht besser auf dem Rücken des stolzen Wildes gelassen? Denn der Gamsbart ist beileibe kein Bart, der den Gemsen ausgerauft wird, sondern es sind die schönen Grannenhaare, die in der Mitte des Rückens laufen. Zum Gamsbart auf dem Hute gehört die lange Lodenhose oder — nicht seit jeher — die Lederhose.

Beliebt sind die vom Reh und die starke vom Hirsch, aber die kostbarste ist die von der Gemse. Der Lederhosenerzeuger in diesen Tälern weiß das ganz genau, und er liefert nur die allerbeste Ware. Überall in den Engen dieser Obersteiermark ist das Gedächtnis an einen großen Freund des Landes, seiner Jäger und Bergbauern lebendig. Er hat auch in der deutschen Geschichte eine Rolle gespielt, war Heerführer von Österreich und gar Reichsverweser von Deutschland in den Jahren 1848 und 1849. Es ist der Erzherzog Johann, nach dem der schöne Jodler benannt ist. Er hat in Graz und in Mariazell sein Denkmal und gehört ganz dem Lande, weil er auch eine Tochter des Landes geheiratet hat. Den Bergen und ihren Menschen war sein Herz geweiht, hier hatte er seine Jagdhütten, sein Schloß. Am Tiroler Aufstand im Jahre 1809 war er sehr beteiligt. Metternich ließ ihn später eine Zeitlang überwachen, weil er gegen Napoleon eine romantische Erhebung der Bergbewohner, einen Alpenbund, zustande bringen wollte.

Im einsamen Herbst, im schneestarrenden Winter, immer ist die obere Steiermark schön mit ihren kleinen Dörfern, deren Dächer mit Schindeln gedeckt sind, mit ihren einsamen Jagdhäusern, mit Wald und Fels; am schönsten aber zur Pfingstzeit, wenn die Fichten die grünen Knospen anstecken, wenn ein freundlicher Himmel seine Sonne leuchten läßt über der maienfrischen Natur. Wie wandert es sich da fröhlich das Salzatal entlang, von Großreifling nach Wildalpen und von da über Weichselboden nach Mariazell! Das ist ein alter Wallfahrtsort auf einer weiten Hochwiese in den Bergen. Das berühmte Gnadenbild der pompös barockisierten Kirche steht an silbernem Altar und ein silbernes Gitter schließt in der Kirche die marmorne Gnadenkapelle ab. Auch der Hochaltar der Kirche, den Fischer von Erlach angefertigt hat, weist reiche Pracht des Silbers auf. In der weiten, kühlen Kirche kann man das monotone Gebet der Pilger hören, die von großer Ferne her hier eintreffen, ganze Wallfahrerscharen aus der Slowakei, aus Kroatien und Ungarn. Mariazell hat auch eine gute Berglage für den Wintersport und wird als nahes Ausflugsziel von den Wienern an Feiertagen wegen seiner frischen Bergluft viel besucht.

Durch romantische Landschaft gelangen wir von dem Wallfahrtsorte über den Freinsattel ins obere Mürztal, das noch den gleichen Charakter aufweist wie die Gegend um Mariazell. Erst hinter Mürzzuschlag flußabwärts wird die Landschaft anders. Das Urgebirge beherrscht schon das linke Ufer

des Fröschnitzbaches, der vom Semmering herunterkommt, der alten Grenze zwischen dem Land unter der Enns und der Steiermark. Nun aber fließt die Mürz ganz durch das Waldland der Fischbacher Alpen, der Mur entgegen. Im Weiler Alpl bei Krieglach wurde Peter Rosegger geboren. Seine Erzählungen aus den Bergen sind bereits lebendiges Volksgut der Deutschen geworden, und die Lesebücher der Schulen bringen die besten seiner kleinen Geschichten. Wo es der Lehrer versteht, so recht den Dichter zu den jungen Herzen reden zu lassen, wird Peter Rosegger zu köstlichem Besitz für das ganze Leben werden. Er darf nur beileibe keine Syntaxübungen und derlei Teufelswerk an diesen Geschichten vornehmen. Wie ergreifend ist für den jungen Menschen der weihnachtliche Zauber der Erzählung „Als ich Christtagsfreude holen ging!". Der dezemberdunkle Winterwald dämmert wie schlaftrunken in ihr, das ärmliche Vaterhaus wird von der Liebe verklärt, und die Bescheidenheit findet köstlichen Festtagsgenuß an armseliger Speise. Oder die Geschichte vom Urgroßvater, der auf der Tanne saß, der alten Türkentanne, die der Knabe Rosegger noch selber verbrennen sah, da sie ein Blitz getroffen. Wir spüren die gütige Hand eines Vaters, des einfachen Waldbauern, über dem Leben seines begabten Sohnes.

Vor der Mündung der Mürz in die Mur liegt der Eisenindustrieort Kapfenberg. Ein wenig weiter, und Bruck an der Mur, der alte Herzogssitz, ist erreicht. Auch hier ist Industrie, um einen engen Stadtkern gelagert. Auf einer Höhe über der Stadt liegt der alte Schloßberg. Traulich leuchtet nachts seine Uhr dem Reisenden entgegen. Auf dem Marktplatz dehnt sich das schöne gotische Kornmesserhaus, steht ein kunstvoller schmiedeeiserner Brunnen. In der Stadt gab es große soziale Gegensätze. Lang beherrschte die Sozialdemokratie die Arbeiterschaft von Bruck. Es war sehr schwer, hier Fuß zu fassen. Ich erinnere mich stürmischer Versammlungen in den schwierigen Jahren 1923 und 1924. Bei der Erhebung der Sozialdemokraten 1934 wurde auch in Bruck gekämpft. Der Führer der Marxisten, Koloman Wallisch, hat den Tod durch Henkershand gefunden.

Bei Bruck macht die Mur ein scharfes Knie. Sie kommt aus Südwesten und wendet sich fortan in gewundenem Lauf nach Südsüdost, Graz entgegen. Muraufwärts aber setzt sich das Industriegebiet fort. Die Bergstadt Leoben, vor der Entfaltung der Großindustrie ein behagliches Städtchen, Sitz einer bergbaulichen Hochschule, taucht auf, Donawitz mit seinen Hochöfen wird

sichtbar. Viel schweres Elend vor der Machtergreifung der NSDAP., ärmlichste Wohnungen in den häßlichen Zinskasernen, die gar nicht in das Waldtal passen! In Fohnsdorf, oberhalb Leoben, wird Braunkohle gewonnen. Steiermark ist an diesem Vorkommen sehr reich. Die Industrie setzt sich talaufwärts bis nach Judenburg fort, das an einer Berglehne liegt und mit seinem merkwürdigen Glockenturm weithin in das Tal sieht. Noch vorher aber erreichen wir Knittelfeld. In der Nähe des Städtchens liegt das kleine Seckau, einstmals das Bistum der Steiermark, ehe es Kaiser Josef nach Graz verlegte. Die ehemalige Domkirche ist ein mächtiger romanischer Bau, der zu Ende des vergangenen Jahrhunderts ergänzt wurde. Neben der Kirche steht das Stiftsgebäude mit Kaisersaal und anderen Prachträumen.

In Zeltweg zweigt die Bahn ab, die über den Obdacher Sattel ins kärntnerische Lavanttal führt. Hier ist ein großes Hüttenwerk der Alpinen Montan-Gesellschaft.

Oberhalb von Judenburg verengt sich das Tal und wird einsamer. Der Lauf der Mur ist jetzt fast westöstlich gerichtet. Bei Unzmarkt zweigt wieder eine Bahnlinie ab. Es ist die kleine Murtalbahn, die nach Murau weiterführt, während die Hauptstrecke der Südbahn in kühner Linie nach Neumarkt emporsteigt, hoch über der Mur, die von hier gesehen wie verlassen zwischen mächtigen Bergen dahinzieht. Die Paßhöhe nach dem Süden zieht sich hart über dem Murtal dahin. Die Bahn senkt sich nur wenig nach dem Orte Neumarkt. Das ist ein kleines Dorf mit der erneuerten Burg Forchtenstein, am Fuße zur einen Seite der Almrücken des Zirbitzkogels, zur andern des Höhenrückens der Grebenzen, über 800 m hoch gelegen. Für die deutsche Geschichte ein ehrwürdiger Platz! Denn vermutlich in dieser Gegend lag das alte Noreia, wo im Jahre 113 die Germanen zum erstenmal auf römische Legionen stießen und sie besiegten. Bald hinter dem radioaktiven, in großer Waldeinsamkeit gelegenen Wildbad Einöd wird die Grenze des Kärntnerlandes erreicht.

Aber wir wollen noch nicht nach dem sonnigen Lande. So steigen wir denn durch Lärchenwälder die lange Strecke ins Murtal zurück. Bei Unzmarkt, eigentlich dem etwas erhöht gelegenen Orte gerade gegenüber, erhebt sich das Gemäuer der Frauenburg. Hier hat der reiche, steirische Minnesänger Ulrich von Liechtenstein seinen Lebensabend verbracht, in der kleinen

Pfarrkirche unterhalb wird sein Grabstein gezeigt. Der sangeslustige Dichter gehört der Zeit nach Walter von der Vogelweide an. Er mag um 1275 gestorben sein. Ulrich von Liechtenstein ist bekannt durch seine seltsamen Minnefahrten. Verkleidet als König Artus oder auch als Frau Venus, durchzog er das deutsche Land und forderte allenthalben die Burgherren zu einem Ringelstechen zu Ehren seiner Geliebten auf, verteilte Preise an die Sieger. Nach solch bewegtem Reiseleben hatte der alte Herr dann auf der Frauenburg wohl einen etwas einsamen Aufenthalt.

Das Murtal wird hinter Unzmarkt erheblich enger, die Berge steigen höher empor. Schon im Sommer lieblich und still, wird das Tal zur Winterzeit in eine königliche Einsamkeit von Schnee und Eis entrückt. In dieser Abgeschiedenheit vermochte sich, zwei Wegstunden von dem Hauptal entfernt, das winzige, nur wenig über 600 Einwohner zählende Städtchen Oberwölz, das einst dem Hochstifte Freising gehörte, in seinem mittelalterlichen Kleide zu erhalten. Die Mauern stehen noch, und von den 5 Türmen, die der winzige Stützpunkt besaß, sind noch drei erhalten.

Pfarrkirche, Schloß und ein kleines Kirchlein auf der Höhe stellen sich lieblich um das kleine Murau zusammen. Von hier geht es nach dem Plateau der Stolzalpe aufwärts, einer Luft- und Sonnenheilstätte, die den berühmten Luftkurorten der Schweiz nichts nachgibt. Wir nähern uns jetzt der salzburgischen Grenze, dem Lungau. Bei Predlitz ist die grüne Mark zu Ende. Die Mur empfängt hier aus dem Süden den Turrachbach, an dem entlang man zur Turracher Höhe und über diese nach Kärnten gelangt. Die Steigungen dieser Straße sind für Autos die unangenehmsten in der Ostmark.

Nun wird es aber Zeit, der Landeshauptstadt, dem tapferen Graz, Besuch zu machen. Unser Weg geht nach Bruck zurück und von da die Mur abwärts. Aber der Fluß, der in seinem Oberlauf so stille Stunden verlebt, in breitem Tale oft zwischen Wald dahineilte, ohne allzuviel Plackerei mit Berg und Fels zu haben, muß sich nun zwischen steilen Waldhängen und auch Fels den Weg in die Ebene brechen. Schön liegt Frohnleiten über der Mur, ein sehr alter Markt, mit Schlössern und Burgen in der Nähe. Nachdem eine letzte Enge bei Badl-Semriach passiert ist, beginnt das Tal sich zu öffnen. Wir spüren etwas von südlicher Wärme. Das Gebirge ist überwunden, die waldigen Bergfalten weichen zurück, in letzten Abstürzen erschöpft sich die Wucht des Gebirges. Auf einem Hügel am rechten Ufer



Der Semmering bei Wien

Im Herbstesglanz, im schneeigen Winter, frühlings und sommers ist der Semmering vielbesucht. Heute noch ein rühmliches Werk, zieht sich die Bahn Ghegas auf Viadukten und durch Tunnels über der romantischen Landschaft zur Paßhöhe empor.



Der Lindwurmbrunnen in Klagenfurt

Ein altes Wahrzeichen, eine lokale Sage gestaltend, ist der Lindwurmbrunnen zu Klagenfurt. Langgestreckt dräut der Unhold aus grünem Chloritschiefer, der befreiende Held erhebt sein siegreiches Schwert. Um den Brunnen breitet sich der Hauptplatz der fröhlichen Stadt.

der Mur erhebt sich die liebliche Wallfahrtskirche von Maria-Straßengel. Sie hat, wie die Stephanskirche in Wien, drei Chöre. Ein achteckiger Turm mit durchbrochener Glockenstube und Helm steigt über dem mauerumgürteten Kirchlein empor. Maria-Straßengel ist eine Schöpfung des benachbarten Zisterzienserstifts Rein, das 1129 gegründet wurde. Hier liegt der Großvater des Kaisers Maximilian, Ernst der Eiserne von Innerösterreich, begraben.

Noch eine Windung der Mur, aus dem Tal wird eine große Weite, und auf dem stattlichen Hügel erscheint der Schloßberg von Graz, die Bannmeile der Stadt verkündend.

Wir sind hier in der südlichsten Großstadt des Deutschen Reiches. Graz zählt an die 160000 Einwohner und ist mit seiner Universität das letzte Bollwerk des geschlossenen deutschen Lebensraumes im Südosten. Die Mur strömt eilenden Laufes, ein ungebärdiges Bergwasser, durch die Stadt, deren ältester Kern sich im Schutz des nahe an den Fluß herantretenden Schloßberghügels gebildet hat.

Eine liebliche Stadt, in der gut leben ist! Der vorwiegende Stil hat etwas Altertümliches, er hält einen behaglicheren, besinnlicheren Lebenszustand unseres Volkes fest. Die gelb getünchten Häuser mit den meist weißen Fensterläden wirken irgendwie festlich und vornehm. Die mächtige Anlage des Stadtparks bringt Frische und Grün in das Bild, und das tut wohl, denn die Grazer Sommer sind recht warm. Die schöne Altstadt mit ihren steilen, tief braunroten Dächern kommt vom Schloßberge aus, der ja unmittelbar darauf schaut, prächtig zur Geltung. Wie einheitlich ist doch noch dieses Graz! Wir verstehen, wie sehr sich diese Häuser zusammenpressen mußten, mit engen Höfen zu gemeinsamer Wehr, wenn wir in die Weite der Murniederung schauen, die uns der Schloßberg so deutlich zeigt. Da ist der offene Süden, nur mehr die leichten, in der Ferne verdämmernden Hügel von Gleichenberg breiten sich im Osten des Tales. Wie leicht konnten reisige Scharen die Mur aufwärts oder durch die bequeme Oststeiermark ihren Weg hieher nehmen. Der Türke war ein naher und ein wilder Nachbar!

Aus dem reichen Besitz der Stadt nur einige Kostbarkeiten! Besucht einmal an einem sonnengesättigten Septembertage den Markt auf dem Hauptplatze, über den sich der Schloßberg wölbt! Alle Herrlichkeiten des Unterlandes sind hier zusammengedrängt, Berge von Trauben, von mannigfaltigem schönen Obst. Ruhig steht über dem Gewimmel das Denkmal des

Erzherzogs Johann, und der Schloßberg sieht mit seinem Uhrturm herunter. Ein blauer erfüllter Himmel breitet sich über dem Erntesegen des fruchtbaren Landes. Altertümliche Häuser, wie das Haus am Luegg mit seinem wunderlichen Stuckgewande, stehen da, und in der Nähe ist das Gasthaus zur Kaiserkrone, nicht unwichtig für die Parteigeschichte der Ostmark. Hier fanden in Graz unsere Versammlungen statt, als wir noch eine kleine Gemeinschaft waren. Ich habe wohl fünfmal im Saal jenes Gasthauses gesprochen und hier auch die Gründung der Hitlerbewegung in der Steiermark vollzogen.

Ernst ist die Herrengasse, wo das Landhaus steht, ein Bau der Renaissance, mit einem schönen, baldachingekrönten Brunnen im Hofe. Voll von Wucht und Kraft steht das Zeughaus mit herrlichen Wehren. In der Pfarrgasse liegt bei der Stadtpfarrkirche ein weihevoller Platz; hier wurde 1656 Bernhard Fischer von Erlach geboren, gewiß die größte Begabung der Stadt, wenn auch sein Wirken vorweg dem begünstigteren Wien zugute kam. Die edle Größe und beschwingte Grazie seiner zahlreichen Werke hat das deutsche Barock geschaffen. – Wuchtig steht, etwas erhöht, der Dom. Er stammt aus der späten Gotik, aber seine Barockverbauungen wirken düster und schwer. Gegenüber das Mausoleum, wo Ferdinand II., der Kaiser der Gegenreformation, mit seinen ebenso unduldsamen Eltern ruht. Ist es nur das Wissen um das Geschehene, daß uns der Platz so hart und drückend erscheint? Von der alten Hofburg sind die schönsten Teile infolge der verständnislosen Haltung des 19. Jahrhunderts verschwunden. Palas und in ihm die Kapelle sind abgebrochen worden, wodurch der Bau, an den Friedrich III. und Maximilian viel Liebe wandten, arg verstümmelt wurde. Aus der alten Zeit ist noch die merkwürdige aufgespaltene Doppelwendeltreppe aus dem Jahre 1500 erhalten. Bescheiden zur Seite des Stadtparks steht die kleine Leechkirche, ein Bau der frühen Gotik, nicht unversehrt überliefert, aber mit seinen edlen Formen und seinen leuchtenden Glasfenstern, vorweg aus dem 14. Jahrhundert, ein köstlicher Besitz der Stadt.

Auch das neue Graz, zumeist in Anlagen auf den Hügeln im Osten erwachsen, ist schön. Das milde Klima der Stadt macht den Aufenthalt in ihr, besonders auch alten Menschen, angenehm. Auf dem Schloßberg oder im Stadtpark kann man sie an Vormittagen sehen, die Pensionäre, die nun Eichhörnchen, Finken und Meisen zähmen und den eng gewordenen Kreis ihres Lebens in Güte und Nachdenken verströmen lassen, wie es Wein-

hebers klassisches Gedichtchen für den Wiener Umkreis von Schönbrunn, der Ringstraße und der Hauptallee zeichnet.

Wir verlassen die wohnliche stolze Stadt, um die Mur zu geleiten, die nun bald die Ostmark verlassen will. Auf diesem Wege, wie auch, wenn wir uns von Graz nach Osten wenden, begleitet uns noch lang und spähend das Bollwerk des Schloßbergs. Weit haben wir nicht mehr zu gehen. Keine 36 km, und Leibniz ist erreicht, wo das Sausalgebirge an die Mur herantritt, und wenig unterhalb liegt schon Spielfeld-Straß, die Grenze nach Jugoslawien. Wehmütig blicken wir in der Richtung auf das verlorene Marburg. Der reichste Teil der gesegneten Untersteiermark fehlt. Nur ein klägliches Restchen ist bei Österreich geblieben und von diesem nach Großdeutschland eingebracht worden.

Noch kennen wir die Weststeiermark und Oststeiermark nicht. Auf dem Grazer Bahnhof stehen die Züge, die uns nach Deutschlandsberg und nach Köflach bringen. Die Weststeiermark, am Fuße der dichten, noch wenig begangenen Wälder der Koralpe birgt reiche Braunkohlenlager. Industrieorte sind entstanden und haben das Bild der behäbigen alten Dörfer und Städtchen gewandelt. Auch hier herrscht viel Not, die aufhören muß. In dem kleinen grünen Piber, wo das Gestüt der Lippizaner Hengste ist, die in Wien die wunderbaren Künste der Spanischen Reitschule erlernen sollen, ist gleichfalls ein Braunkohlenbergwerk. Hier habe ich im politischen Kampfe treue, entsagungsvolle Menschen gefunden: Bergarbeiter, einen nun schon verstorbenen braven Betriebsleiter, einen tüchtigen Lehrer. Mir bleibt die erste Versammlung unvergeßlich, die ich hier in dem kühlen Stübchen des mächtigen alten Gasthofes vor etwa 70 Bergmännern halten durfte. Wie erschloß sich da, es sind nun gerade 15 Jahre her, in der Enge des Raumes das Bild der neuen Zeit, der neuen deutschen Menschen, der Volksgemeinschaft aller Schaffenden! Ich bin oft wiedergekehrt, hierher, nach Köflach, nach Voitsberg, nach Oberdorf und auch in die kleinen Bergbauerndörfer. Schöne Versammlungen, stürmische Versammlungen. Treue und Bekennermut unter schwersten Umständen, vor dem ich mich rückdenkend dankbar verbeuge.

Viel fruchtbare Hügel, viel Wald und nach Norden zu waldreiche Berge weist die mit Obst, im Südteil auch mit Wein gesegnete Oststeiermark auf, zu der das alte Städtchen Gleisdorf, mir aus früher Kampfzeit her liebgeworden, Gleichenberg mit segensvollen Quellen, Feldbach, von wo man

zur einsamen Riegersburg aufbricht, das verträumte Fürstenfeld, das am Hang von Weinbergen gelegene Hartberg gehören. Hier steht ein alter, mächtiger Karner, wie wir ihn so schön in der Ostmark kaum wieder antreffen. Was ist denn ein Karner? Auch das Altreich kennt die Beinhäuschen neben den Kirchen. Im „Simplizius Simplizissimus" und in Goethes erstem „Götz" werden solche erwähnt. Die Gebeine sind aufeinandergetürmt und warten hier kameradschaftlich auf die fröhliche Auferstehung. Der letzte steirische Ort ist Friedberg am Waldeshange des Wechsel. Seitab aber der Hauptstraße liegt der verträumte Markt Voran mit einem Augustiner-Chorherrenstift aus dem 12. Jahrhundert. Vom alten Stifte geht der Weg zum Schlosse Festenburg auswärts, einem kostbaren Platz der deutschen Literaturgeschichte. Hier lebte in der Waldeseinsamkeit Ottokar Kernstock, ein Geistlicher, der nie seines Volkes vergaß und mit flammendem Bekenntnis für deutsche Treue und Größe eintrat. Seine Gedichte haben einen heißen Atem, und es soll unvergessen bleiben, daß dieser Priester das erste Hakenkreuzlied geschrieben hat. „Zum Volksmal", sagt er, sei „das Hakenkreuz auf weißem Feld im feuerroten Grunde" auserwählt worden, „als unter Schmerzen heiß und tief das Vaterland um Hilfe rief, das teure, todeswunde." Kernstock und Rosegger sind beide wirksame Eideshelfer des nationalen Bekenntnisses ihres schönen waldumrauschten Steirerlandes gewesen.

Der grünen Mark ist heute der südliche Teil des Burgenlandes angeschlossen, jenes Teiles des deutschen Westungarn, der im Friedensvertrag zu Österreich kam, allerdings ohne Ödenburg. Burgenland wurde das Gebiet mit geschickter Sprachschöpfung benannt, weil es die starken Burgen aufweist, weil die größeren Orte Westungarns, von denen allerdings keiner an Österreich kam, und auch die Namen der betreffenden ehemaligen Komitate auf -burg endigen. Bis zum Juni dieses Jahres blieb das Burgenland ein eigenes Bundesland. Bei der Volksabstimmung vom 10. April 1938 hat es unter der Leitung meines lieben Wöllersdorfer Kameraden Tobias Portschy das beste Abstimmungsergebnis von ganz Österreich erzielt. Die Hauptorte des südlichen Burgenlands sind Oberwart, in dessen Nähe Bad Tatzmannsdorf und die Burg Schlaining sich befinden, im Süden Güssing mit stattlicher, sehr alter Burg.

So ist die Steiermark in ihrem Grenzraume immer noch eine hütende, unerschütterlich treue Mark.

Kärnten, das Land der Seen und der Lieder

Das Herzogtum Karantanien und sein Herzogsstuhl – Die warmen Seen – Im Tal der Drau – Mölltal und Großglockner – Das Lavanttal – Abwehrkampf und Volksabstimmung – Das Kärntnerlied, der Ausdruck des Kärntner Wesens

---

Als das karolingische Vergeltungsschwert die awarischen Räuber niederschlug, waren die weiten Täler und Becken der Ostalpen seine köstliche Siegesbeute. Mit reicher Hand stattete Karl der Große die bajuwarischen Anrainer aus, die ihm das dünn bevölkerte oder zur Wildnis gewordene Land wieder besiedeln sollten.

Das ausgedehnte Gebiet im gebirgigen Bereich der Enns, der Mur und der Drau hieß Karantanien. Seit dem 7. Jahrhundert ein Herzogtum unter bayrischer Oberhoheit, war es dann eine Zeit der karolingischen Ostmark eingegliedert, um nach dem Magyarensturm nochmals Bayern zu unterstehen. Im Jahre 976 aber wurde es wieder ein eigenes Herzogtum, dem lange Zeit auch die Mark Verona in Italien zugehörte. Jedoch sein Gebietsumfang verminderte sich. Als „Kärntner Mark" löste sich die Steiermark um die Mitte des 11. Jahrhunderts aus dem noch dünn bevölkerten Lande. So blieb im wesentlichen für das Herzogtum der Raum zu beiden Seiten der Drau, von Oberdrauburg bis Unterdrauburg, von den Tauern bis zu den Karawanken übrig. Aber auch da gab es noch fremde Herrschaften; so gehörte das vieltürmige Friesach den Erzbischöfen von Salzburg, das aufstrebende Villach dem Bistum Bamberg.

Das Herzogtum Kärnten fällt im Jahre 1335 in die Hand der Habsburger und bleibt als ihr Erbland fortan mit ihren Schicksalen verknüpft. Nach dem Zusammenbruch wird es ein eigenes Bundesland. Der Friedensvertrag von St.-Germain nimmt ihm das Mißtal mit Unterdrauburg und das Gebiet von Tarvis. Im Kampf der NSDAP. bewährt sich das Land vortrefflich. Was waren das für begeisterte Versammlungen bis hinein in die kleinen Täler, und wie treu hielt das Ländchen dann im illegalen Kampfe durch! Auch Kärnten hat sich 1934 erhoben und Blutopfer gezollt.

Auf dem grünen Zollfelde nördlich der Landeshauptstadt Klagenfurt liegt die Römerstadt Virunum seit dem 5. Jahrhundert in Trümmern. Westlich des Zollfeldes aber ragt der Mons Carantanus, der Ulrichsberg auf,

ein weihevoller Mittelpunkt des Kärntnerlandes. Auf seiner Höhe wurde zu Karnburg ein uralter Brauch zur Einführung des neuen Herzogs geübt. Die Basis einer alten Römersäule wird zum Fürstenstein. Der Herzog erscheint in Bauerntracht vor dem versammelten Volke und schwört, ein guter Richter sein zu wollen. Er umreitet auf einem schwarzweißgefleckten Feldpferde, das noch zu keiner Arbeit verwendet worden ist, den Stein. Hier sitzt der „Edlingbauer", der nun nach einem Frage-und-Antwort-Spiel dem Herzog den Platz räumt, wobei er ihm einen Backenstreich gibt. Dann nimmt der Herzog Platz, um Recht zu sprechen. Im Zollfelde aber — dieser Brauch trat erst später dazu — war aus römischen Werksteinen von Virunum der „Stuhl bei Zoll", der Herzogsstuhl, errichtet, eine doppelsitzige Bank, die noch heute in feierlicher Gelassenheit in der Ebene ruht. Hier erschien der Landesherr, nachdem er am Fürstenstein vor den Bauern gestanden und in Maria-Saal das feierliche Hochamt gefeiert worden war, am Nachmittag vor dem Adel, die Lehen zu vergeben und zu richten. Bis in die Zeit des Absolutismus hielt sich dieser Brauch. Mit ihm waren Eidesleistung und Erbhuldigung verbunden.

Kärnten ist nur ein kleines Land. In der Tiefe erstreckt es sich wenig über 60, an manchen Stellen gar nicht einmal bis zu 50 km. Der Länge nach dehnt es sich nur knappe 170 km aus. Aber wie reichhaltig schön ist doch das Land! Die Sonne entfaltet hier eine größere und standhaftere Sommerwärme als anderswo in der Ostmark. Man flieht oft geradezu aus dem Regen der nördlicheren Gebiete nach Kärnten und wird selten in den Erwartungen betrogen. Das kommt den Seen zugute, die Kärnten besitzt. Es sind die wärmsten Wasserspiegel Großdeutschlands.

Der Wörther See bildet den Westrand des weiten Klagenfurter Beckens. Liebliches Uferland mit bewaldeten Hügeln begrenzt seine Längserstreckung, die 17 km erreicht. Über die Höhen im Süden aber blicken die blaugrauen Felshäupter der Karawanken. Haus an Haus breitet sich an seinen Ufern, seit im vorigen Jahrhundert die Wiener den See entdeckten. Elegante Orte haben sich gebildet, wo früher bescheidene, mit großen, breiten Schindeln gedeckte Bauernhäuser standen: Krumpendorf, Pörtschach, Velden. Ganz alt, ein einstiger Besitz des Bistums Freising, ist das schöne Maria-Wörth auf einer Halbinsel des Sees gelegen. Seine beiden schmucken Kirchen reichen noch in die romanische Zeit zurück.

Gehört der Wörther See zum Bereiche von Klagenfurt, das mit seinen Landhäusern immer zielbewußter an seine Gestade heranrückt, so liegt der Ossiacher See im Bannkreis des lebhaften Villach. Er ist zwischen hohen Waldhängen eingebettet, nicht so fröhlich und südlich gelöst wie der Wörther See, aber ebenfalls warm und darum viel besucht. Der dritte der Kärntner Seen ist der Weißensee. Schmal und lang streckt er sich zwischen den Bergen, die Drau und Gail voneinander halten. Fast so hoch gelegen wie der Achensee in Tirol, ist er doch nur um ein weniges kühler als der Wörther, der Ossiacher und der Millstätter See. Das Bad im Weißensee gilt als besonders gesund und stärkend.

Der vierte der großen Kärntner Seen ist der Millstätter See. Er liegt oberhalb von Spital an der Drau, aber nicht am Flusse, sondern in einer Einbettung nördlich, wird aber von der Lieser zur Drau entwässert. Er ist vielleicht der lieblichste unter den Seen. Millstatt an seinem nördlichen Ufer geht auf sehr alte Zeit zurück. Hier bestand ein Kloster, dessen mächtige Bollwerke sich heute noch wuchtig erheben; die Kirche und der Kreuzgang, beide romanisch, ragen als großartige Kunstdenkmäler in unsere Zeit.

Zahlreich und gleichfalls beliebt sind die kleineren Seen, von denen der Faaker See am meisten bekannt ist. Nahe bei Villach und doch ungemein einsam liegt der liebliche, sehr warme blaue See da, schon eingebettet in die Gewalt der Karawanken.

Trotz der Weite des Klagenfurter Beckens, das übrigens im Winter eisige Temperaturen aufweist, die den Wörther See zufrieren lassen, ist Kärnten ein echtes Hochgebirgsland. Zeugnis dessen sind die wilden Karawankenberge an seiner Südgrenze, Zeugnis noch mehr die Hohen Tauern. Ihr mächtigster Gletscher, die Pasterze, liegt auf Kärntner Boden, kärntnerisch ist das lange Hochtal der Möll. Bis Obervellach geht die Tauernbahn auf dem Berghange das Tal entlang. Von da an wird das Mölltal enger, der vielgewundene silberne Lauf einsamer. Gewaltige Hochwälder steigen zu seinen Seiten auf, bis endlich, schon fast an der Wurzel des Tals, die edle Pyramide des Großglockners am Talschluß sichtbar wird, wunderbar stimmungsvoll über dem stillen Orte Heiligenblut gelegen. Heute bringt die Glocknerstraße, die von Heiligenblut nach dem salzburgischen Ferleiten führt, wirbelnden Verkehr. Solange das Sommerwetter währt und die Sicht klar ist, haben die Berge ihr Recht so gut wie verloren; denn Massen von

Menschen bringt der Autoverkehr in die erhabene Welt des Großglockners. Nur wenn der graue feuchte Nebel Höhen und Hänge umkleidet, wenn Gewitter toben oder Schneesturm dahinbraust, kündigt die Natur ihr unveräußerliches Heimatrecht gegen die gebrechliche menschliche Herrschaft an.

Schimmern im Kärntner Oberland die Gletscher der Hohen Tauern, braust die Möll auf seliger, langer Wanderfahrt vom Berg ins Tal, so ist das östlichste Tal Kärntens, das der Lavant, lieblich und ruhig, ohne Gewalttat der Natur, aber auch ohne ihre heldische Schönheit. Die breite Talsohle zwischen der Saualpe und der ebenso weitgedehnten und sanft gewölbten Koralpe ist still, milde, gesegnet. Hier wächst, klimatisch geschützt wie kaum anderswo, das beste Obst von Österreich. Zu beiden Seiten des Talweges, von der Mündung bis nach Wolfsberg, dem Hauptorte, steht Baum an Baum, Äpfel und Birnen. Noch muß manche Verbesserung getroffen werden. Einheitliche Sorten, Ausschaltung des weniger edlen Obstes tun not. Dann aber wird das Lavanttal das großartigste Obstbaugebiet von Großdeutschland sein.

Alles Leben des Landes hat es irgendwie mit der Drau zu tun, dem großen reißenden Fluß, an dem von größeren Orten nur das alte, betriebsame Villach liegt. Was für ein einsamer Fluß, melancholisch, aber stark, im Gedächtnis haftend, untrennbar den gleichermaßen einsamen Karawanken verschwistert! Außer der Möll und der Lieser empfängt er nur gleichgesinnte Freunde, aber keiner steht ihm so nahe wie die lange, träumerische Gail, die noch in den Bergen von Osttirol entspringt. Man muß das Gailtal von einer der Höhen bei Hermagor aus gesehen haben, um seine mit nichts vergleichbare Majestät des Schweigens zu begreifen. Wie hoch und ernst steht die Karnische Hauptkette da, im grünlichen Blau ihrer Erscheinung von steilem Wald, kargen Matten und kühnem Fels. Nur wenige Dörfer sind im vermurten Tal sichtbar, die Gail ist noch ganz ihr eigener Herr. Zugleich liegt der Hauch der Grenze, einer wegarmen Grenze, über der Gegend. Wir fühlen, daß wir am Ende einer Welt stehen, der Einsamkeiten einsamste erlebend.

Von Villach an führt das Drautal den Namen Rosental. Man erwarte aber nicht ein sonnbeglänztes Rosenfeld, der Name hat nichts mit Rosen zu tun, auch nichts mit den Schneerosen, die im ersten Frühling zu hellen Scharen die ebenen Wälder zu beiden Seiten der Drau beleben. Der Fluß fließt

hier ganz für sich allein, die Ortschaften liegen am Abfall der wuchtigen, wüsten Karawanken. Im Bereich des Rosentals treffen wir die Kärntner Slowenen, deren Zahl etwa 30000 umfassen mag. „Windische" werden sie genannt. Sie können alle Deutsch und sprechen es vorzüglich. Ihre Jugend singt die Lieder der Bewegung und sang sie schon vor der Machtergreifung. Sie gehören innerlich zum größten Teil bereits unserem Volkstum an. Erst jenseits der Karawankenmauer wohnen die Krainer Slowenen. Die Windischen von Kärnten haben keinen größeren Platz, das stark wachsende Klagenfurt in ihrer nächsten Nähe ist rein deutsch, ebenso Villach am Westausgange des Rosentals, ebenso das gewerbefleißige Ferlach an seinem Ostende. Daß die Kärntner Slowenen sich als Kärntner fühlen, haben sie in jenen Tagen mitbekundet, da sich das Land gegen die Zerreißung durch den Friedensvertrag mit einer wahrhaft elementaren Kraft inmitten der damaligen Ohnmacht der deutschen Nation erhob. Es gab zu dieser Zeit kein deutsches Heer mehr, das helfen konnte, weder in Deutschösterreich noch im Reiche. Dennoch haben die Kärntner zur Wahrung der Einheit des Landes den Stutzen ergriffen. Das war am 5. Dezember 1918, als die Jugoslawen bereits den südlichen Teil des Landes besetzt hatten. Die Kärntner schlugen den Gegner aus der Heimat und wehrten sich heldenmütig gegen neu eindringende serbische Truppen. Ihr aufopfernder Kampf wurde dem Lande zur Rettung. Die Friedenskonferenz konnte über solche Bekundung des Volkswillens nicht hinweggehen. Sie mußte eine Volksabstimmung für die strittige Zone bewilligen. Die Kärntner aber haben durch den Erfolg der Abstimmung in der ersten Zone dafür gesorgt, daß in der zweiten, die Klagenfurt einschloß, keine weitere notwendig wurde.

Gering an Zahl und Bevölkerung sind die größeren Siedlungen des Landes. Klagenfurt an der Glan ist eine der gemütlichsten deutschen Städte. Der Lindwurmbrunnen auf dem Hauptplatz aus grünlichem Schiefer, die Domkirche und das Landhaus, alle drei aus dem 16. Jahrhundert! Villach zu beiden Seiten der Drau, ein bedeutender Verkehrsplatz, fast 800 Jahre Besitztum des Bistums Bamberg! Der Turm seiner schönen gotischen Kirche ragt 95 m empor. In dieser Stadt verbrachte Theophrastus Paracelsus seine Jugend; in Salzburg ist er nach langer Wanderfahrt gestorben. St. Veit an der Glan war die alte Hauptstadt des Landes. Das winkelige Mauerwerk der Altstadt birgt manche schöne Erinnerung, die Schale des großen Brunnens

auf dem Hauptplatze stammt von römischen Bauten auf dem Zollfelde. Keine 10 km nördlich von St. Veit aber erhebt sich mit 14 Torbauten auf steilem Kalkkegel die großartige, sehr alte Burg Hochosterwitz. Heute ein unbedeutender Markt, einst aber Sitz der Kärntner Bischöfe, ist Gurk mit seinem stattlichen romanischen Dom und der hundertsäuligen Krypta. Herrliche romanische Wandgemälde! Ein verschwiegener Landwinkel mit königlichen Kunstschätzen! Auf einer Terrasse über der unteren Drau liegt, den Zugang nach Klagenfurt, aber auch nach dem Lavanttal beherrschend, das 1919 und 1920 heiß umstrittene Völkermarkt. Auf seinem Hauptplatze erhebt sich das Denkmal zur Erinnerung an den heldenmütigen Abwehrkampf.

Was den Kärntner auszeichnet, ist sein frisches Wesen, die bescheidene Schlichtheit, seine natürliche Heiterkeit. Er ist weich und doch kämpferisch. Er empfindet innig, seine Gemütlichkeit kommt von Herzen. Gerade heute offenbart dies in Fresko und Holzschnitt der Meister Switbert Lobisser. Wie kaum ein andrer liebt der Kärntner die Heimat. Die alten Trachten werden noch bewahrt. Vor allem aber hängt er an seinen herrlichen Liedern. In ihnen tönt die Gemütstiefe seines Wesens. Der Kärntner singt gerne, und das Singen ist ihm wie ein Gottesdienst. Diese Lieder, die von dem wunderbaren Glockengeläut der geheimnisreichen, großartigen Maria-Saaler Kirche, vom Lurnfeld, vom Rosental, vom Timenitzer Graben, von all den schönen Orten und fröhlichen Bräuchen des Landes erzählen, umspannen alle Empfindungen vom Jubel zum Leid und sind immer Bekenntnisse zur Heimat. Diese Lieder binden. Sie hatten Anteil am großartigen Abwehrkampf des Landes. Wer nach Kärnten kommt, wird staunend und im Innern ergriffen die vieltönigen Melodien in sich aufnehmen. Er wird auch selbst das Land, in dem man sich so sehr zu Hause fühlt, lieben lernen, und wird nicht lächeln über den kindlich-innigen Stolz der Kärntner auf ihre heißgeliebte Heimat.

Kämpfer für Deutschlands Ehre

Auftrag und Sendung der Ostmark – Wie die österreichische Armee entstand – Prinz Eugens deutsche Siege – Der beharrliche Kämpfer für Deutschlands Ehre – Bescheidenheit und stilles Heldentum der alten Armee – Conrad von Hötzendorf – Leistungen des alten Heeres im Kriege – Sein Ende 1918 – Deutsche Verpflichtung

—

Sobald die Ostmark gegründet war, übernahm sie die Ehrenrolle, Schwert und Schild von Deutschland im südöstlichen Raume zu sein. In solchem Einsatz fiel schon der Markgraf Luitpold in der Unheilsschlacht bei Preßburg (907), als die Magyarenflut über den bajuwarischen Heerbann obsiegte. Das rächende Babenberger Schwert schlug noch im gleichen Jahrhundert im Donautal die Gasse für die Rückkehr der vertriebenen Deutschen in die Ostmark. Scharfe Grenzwacht gegen die Ungarn, oft auch gegen die Tschechen, blieb Österreichs Aufgabe, bis mit dem unheimlichen Glückswalten in den Tagen Maximilians I. neue, unendlich größere Sorgen erschienen. Der Sohn des trägen Kaisers Friedrich, der letzte Ritter unserer Geschichte, hat mit Hand und Erbe der schönen Maria von Burgund auch die hartnäckige Feindschaft der Franzosen erworben und mußte von da ab die Klinge gegen den kriegerischen Nachbarn bis zu seinem Lebensende scharf halten. Österreich hat diesen Gegner, eine Pause von wenig mehr als ein Menschenalter im 18. Jahrhundert abgesehen, bis zu seinem Ende behalten. Noch im Jahre 1859 kämpfen in der Oberitalienischen Tiefebene Franzosen und Österreicher wie zur Zeit des Kaisers Maximilian, und noch am Ausgange des Weltkrieges erscheinen drei österreichische Divisionen im Raume von Verdun und haben an den letzten Abwehrkämpfen der deutschen Heere ruhmvollen Anteil. Das Glück des Kaisers Karl zerbrach, als er seine hinterhältige Politik einer Aussöhnung mit Frankreich auf Kosten seines deutschen Bundesgenossen betrieb und damit der lang bewahrten Grundlinie seines Hauses untreu wurde.

Maximilian I. begründete für sein Haus auch die Herrschaft über Ungarn. Von dieser Erwerbung gingen recht eigentlich die Türkenkriege aus, denn die Türken machten den Habsburgern bald den Besitz des wertvollen Königreichs streitig. Sie nahmen sich die Mitte des Landes und errichteten in Ofen ein Paschalik. Sie unterstützten siebenbürgische Große, Ansprüche

auf die ungarische Krone zu erheben, und führten, rasch bereit, zu deren Gunsten ihre entsetzlichen Raubscharen und ihre gefährliche Armee ins Feld. Was der Kaiser Maximilian für sein ritterliches Leben vergebens ersehnt hatte, mit diesem furchtbarsten Feinde der Christenheit die Waffen zu kreuzen, wurde seinen Nachfahren in reichem Maße zuteil. Vom Jahre 1529 an, da die Türken vor der Reichshauptstadt erscheinen, bis zu jenem Jahre der Wende 1683, da zum zweiten Male die türkische Armee vor Wien lagerte, haben die Waffen selten völlig geruht. Die Täler der Ostalpen aber, Steiermark und Krain vorweg, hatten in der ganzen Zeit schwer zu leiden.

Waren nun die heißen Kämpfe, die mit der Siegesschlacht bei Wien begannen und mit der Einnahme von Belgrad durch den Prinzen Eugen von Savoyen am 22. August 1717 ihr ruhmvolles Ende fanden, nur solche auf Rechnung und für die Ehre der sich stolz erhebenden österreichischen Großmacht? Oder ging es zugleich um deutsche Ehre und deutsche Sicherheit?

Als sich Wien in unsäglicher Bedrängnis heldenmütig seiner Angreifer erwehrte, sammelten sich Entsatztruppen aus allen deutschen Gebieten, mit Ausnahme lediglich der Brandenburger. Starke bayrische, sächsische, schwäbische und fränkische Armeeteile vereinigten sich mit den kaiserlich-erbländischen Truppen und den Heerhaufen, die König Johann Sobieski aus Polen heranführte. Deutschland war von dem Bewußtsein erfüllt, daß es sich bei der Belagerung und nun versuchten Befreiung Wiens um eine deutsche Angelegenheit handle, um die Sicherheit des Reiches im Südosten, die Beschirmung von Süddeutschland. Frankreich hatte eben erst, zwei Jahre vorher, Straßburg in seine Gewalt gebracht, und die Nation empfand bitter den würgenden Druck vom Rhein her. Den Gegendruck an der Donau konnte sie nicht mehr ertragen. Das alte Reich schien im Türkenkampfe, der als vornehmster Auftrag empfunden wurde, nochmals seine innerste Mission, Schirmherr der Christenheit zu sein, zu erfüllen, und selbst französische Prinzen fanden sich bei den kämpfenden Truppen ein. Ist doch der edelste unter ihnen, Prinz Eugen, zum großen Feldherrn des Reiches und des Kaisers, zum Besieger der Türken emporgestiegen! So sind die beiden Türkenkriege, der lange von 1683 bis 1699 und der kurze, glorreichste, von 1716 bis 1718, Reichssache und auch Sache der deutschen Nation gewesen. Nur der Türkenkrieg, den Kaiser Josef in Erfüllung seiner Bündnispflicht gegen Ruß-

land zu Ende der 80er Jahre des 18. Jahrhunderts unternahm, war eine Aktion der Großmacht Österreich, allerdings noch des durchaus deutschen Österreich der theresianisch-josefinischen Zeit. So sind die Siegesschlachten der Türkenkriege deutsche Siege gewesen, deutsch das siegreiche Ringen der Angreifer am 12. September 1683, deutsch die Erstürmung des türkischen Bollwerks Ofen, deutsch die dreimalige Einnahme von Belgrad, die des Max Emanuel von Bayern, die des Prinzen Eugen und die letzte, als Laudon die Stadt und Festung am 8. Oktober 1789 nahm. Zenta, wo Prinz Eugen mit einem Großsiege gegen das Sultansheer seine ruhmvolle Laufbahn begann, Peterwardein und besonders das heiß erstrittene Lorbeerreis von Belgrad, wo der Savoyer, den Strom und die unbezwungene Festung im Rücken, das gewaltige Entsatzheer der Türken in den Morgenstunden angriff und nach hartem Ringen durch den ungestümen Stoß der von ihm persönlich geführten schweren Reiter zum Rückzug, zur Flucht zwang – sie gehören zu den herrlichsten Ruhmestaten, die deutscher Soldatengeist vollbracht hat.

Zur gleichen Zeit, da die kaiserlichen Kanonen in Ungarn und in den Balkanbergen donnerten, wurde wieder heiß am Rhein gegen die Franzosen gestritten. Wieder aber waren hier kaiserliche Heere der Kern des erbitterten Widerstandes gegen die mordbrennerischen Armeen Ludwigs XIV. Und als dann der Krieg um das spanische Erbe begann, da schienen für den ersten Blick wohl die beiden Großmächte Frankreich und Österreich sich um ein reiches Gefüge von Ländern und Kolonien zu streiten, das Haus Habsburg mit dem Hause der Bourbonen um den ersten Rang. Doch ging es auch hier, wo mit keuchendem Atem am Rhein, in Süddeutschland, in den Tiroler Bergen, in den Fruchtfeldern von Italien und endlich auf den flandrischen Gefilden, im nördlichsten Frankreich, zum Schluß wieder im Schwarzwald gerungen wurde, dem letzten Sinne des Geschehens nach um das Lebensrecht und den Lebensraum der deutschen Nation. Wären die Schlachtensiege des Prinzen Eugen, die von Carpi, Chiari und Luzzara, von Höchstädt, Turin, von Oudenaarden und Malplaquet voll für den Friedensschluß ausgereift, so hätte das Reich die ihm entrissenen Bollwerke im Westen, Metz und Straßburg, wieder gewonnen. Dem Elsaß wäre das bittere Schicksal des Seins zwischen zwei Grenzen erspart geblieben. Nicht das kaiserliche Heer, das mitten in den bittersten Entbehrungen, halbverhungert und schlecht

montiert, die herrlichsten Siege erfocht, sondern letztlich doch der eigennützige Fürstengeist des zerrissenen Deutschland haben die volle Auswirkung dieser Waffentaten verhindert.

In solchen langdauernden Kämpfen erwuchs die österreichische Armee, die nun ausruht im Frieden des Gewesen. Überall, wo sie ihre Waffen führte, trat sie als ein ehrenvoller und ritterlicher Kämpfer auf, liebenswürdig in ihrem Siege, achtbar auch, wo ihr nach blutigen Opfern der Siegespreis versagt blieb. Diese Armee war niemals auf Rosen gebettet. Nie hatte sie jene großartige Ausstattung, die der Sonnenkönig seinen Truppen zuteil werden ließ, nie beglückte sie, abgesehen von der gesegneten theresianisch-josefinischen Zeit, jene Sorgfalt, die seit den Tagen des Soldatenkönigs die preußischen Könige ihrer Wehrmacht zuwendeten. Sie tat in lautloser Selbstverständlichkeit ihre Pflicht, wohin man sie rief. Und wie oft mußte sie gerufen werden, wie weit weg von der Heimat mußten die Truppen ihre Waffen führen! Besonders die italienischen Ebenen tragen weithin das Siegeszeichen der Kaiserlichen. Seit Eugen hier die weit überlegenen französischen Armeen narrte und schlug, seit Guido von Starhemberg in bitterster Not auf diesem Kriegsschauplatz aushielt, hat sie immer heldenmütigstes Ringen österreichischer Truppen gesehen. Irgendwie ging es auch hier nicht so sehr um Österreichs Landbesitz, um Mailand, Neapel, Parma oder Piacenza und später Venetien, als vielmehr um den alten Stauferbereich des Südens, und Deutschland hat an den Kämpfen in Italien selbst noch im kleindeutschen Lager Anteil genommen. Hier focht das kaiserliche Heer ruhmvoll und zähest, wenn auch schließlich erfolglos mit dem aufsteigenden Genie des jungen Bonaparte. Die Feldherrnnamen Beaulieu, Dagobert Graf von Wurmser und Melas stehen in Ehren in der Weltgeschichte, obwohl sie schließlich vor Napoleon unterlegen sind. Der in Oberitalien errungene französische Sieg entschied die beiden ersten Koalitionskriege und damit das Schicksal des so lang umstrittenen linken Rheinufers. Es wurde also am Po, vor Genua, am Mincio und an der Etsch wie am Tagliamento auch um das Schicksal des alten Heldenstroms der Deutschen gerungen.

Der Name Napoleon bedeutet für die Kriegsgeschichte des alten Österreich eine Reihe bitterer Mißerfolge, aber er bedeutet auch die Schlacht von Aspern und Eßlingen am 21. und 22. Mai 1809, wo der gewaltige Kriegskaiser mitsamt „seinen Heeresmeistern" dem Ansturme der Weißmäntel nicht

zu widerstehen vermochte und die erste Niederlage seines Lebens anerkennen mußte. Entscheidend wurde in diesem erbittert hin- und herwogenden Kampfe, daß es der österreichischen Infanterie gelang, dem unwiderstehlichen Angriff der gepanzerten französischen Reiter Widerpart zu bieten und mit ihrer Feuerdisziplin den Angreifern furchtbare Verluste zuzufügen. Nikolaus Lenau hat in einem schwungvollen Gedichte an den Erzherzog Karl diese Schlacht geschildert. Die Franzosen eröffnen siegesbewußt den Kampf.

„Und als sie kamen auf das Feld der Schlacht
Und bodenschütternd sprengten an mit Macht,
Da stemmten Östreichs tapfre Bataillone
Wie felsgequadert sich dem Reiterheer.
Sie standen still, geschultert das Gewehr,
Auf wenig Schritte noch, als wie zum Hohne
Das Reiterschock auch plötzlich stille stand,
Erstaunt, als zweifelten sie scheu und bange,
Ob nicht in dieser starren Männerwand
Ein furchtlos Geisterheer sie kalt erwarte.
Doch sollten sie bald bitterlich erfahren,
Wie kernhaft und lebendig diese Scharen.
Denn Feuer! schallt's und Salvendonner schmettern.
Und rasselnd stürzen Roß und Mann zum Grunde."

Der Generalissimus der österreichischen Truppen führte bei Aspern durch seinen persönlichen Einsatz den schließlichen Sieg herbei. Er hat auch auf dem Schlachtfelde von Wagram, wo Napoleon am 8. und 9. Juli Vergeltung für Aspern und Entscheidung des Feldzuges suchte, der feindlichen Übermacht lange ruhmvoll standgehalten, ja am Morgen des neunten durch einen umfassenden Gegenstoß einen Sieg des rechten Flügels der österreichischen Armee erstritten. Auf ihrem Rückzuge aus dem blutigen Ringen durften sich die heldenmütigen Kämpfer nicht als Besiegte empfinden. Sie hatten keine Kanone in der Hand des Gegners gelassen, wohl aber 12 französische Adler als Siegesbeute mit sich genommen. Der Erzherzog Karl, der den Feldzug für die Freiheit „Teutschlands" begonnen hatte, war von Kleist mit schwungvollen Liedern begrüßt worden, „Überwinder des Unüberwindlichen" genannt. Dieser Erzherzog, der beste unter den Söhnen des Kaisers Leo-

pold II., der zum Unglücke Österreichs hinter seinem unfähigen Bruder, dem Kaiser Franz, zeitlebens zurückstehen mußte, hatte schon lange vor Aspern, bei Neerwinden, bei Amberg und Würzburg, bei Emmendingen und Schlingen, bei Ostrach und Stockach, bei Zürich, Mannheim und bei Caldiero in Italien siegreich mit den Franzosen gestritten. Den französischen Marschällen war er durchaus überlegen, nur Napoleon gegenüber, der als unüberwindlich galt, erschien er als vorsichtig und leicht verzagt. Seit dem Jahre 1809 gelangte Karl, der nach Wagram den Krieg für verloren ansah, nicht mehr zum Kommando. Als er dann am Rhein gegen den aus Elba wiedergekehrten Napoleon die österreichische Armee aufstellte, kam er nicht mehr zum Schlagen. Waterloo räumte noch vorher mit dem Korsen auf. Kaiser Franz Joseph aber setzte in der Zeit, da er im Kampfe um die Vorherrschaft in Deutschland stand, dem Sieger von Aspern das herrliche Denkmal auf dem Heldenplatze in Wien, das die Aufschrift trägt: „Dem ruhmvollen Führer der Heere Österreichs – Dem beharrlichen Kämpfer für Deutschlands Ehre." Auch in den Jahren 1813 und 1814 hatten die österreichischen Truppen, allein schon durch das Gewicht ihrer Zahl, mächtigen Anteil an der Befreiung Deutschlands genommen. Der Österreicher Schwarzenberg war der Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen, und ihr Kriegsplan war von dem jungen Radetzky ausgearbeitet, der dann als Hochbetagter die herrlichen Siege von Santa Lucia, Custozza, von Mortara und Novara erfechten sollte.

Vom 19. Jahrhundert an oder besser seit dem Wiener Kongreß war die österreichische Armee eine verratene Armee, der man die Mittel vorenthielt, die ohne die notwendige Bewaffnung in die blutigsten Schlachten ging. Absolutismus und Parlamentarismus – an ihr sind beide zu Verbrechern geworden. Als der Kampf mit Napoleon III. und den Piemontesen geführt werden mußte, hatten die Franzosen die gezogenen Kanonen und die Österreicher veraltete Geschütze. Die Truppen des Kaisers Franz Joseph waren zudem durch böse Vernachlässigung und auch Unterschleif schlecht ausgerüstet. Dennoch kämpften sie mit gewohnter Tapferkeit, und bei Magenta und Solferino schwankte der Sieg einige Zeit. Als dann Preußen und Österreich zur letzten Austragung ihres alten Gegensatzes in Deutschland schritten, besaßen die preußischen Truppen die Zündnadelgewehre, die ein rasches Schießen ermöglichten. Die Österreicher, ausgestattet mit den veralteten Vorder-



Burg Forchtenstein

An der Ostgrenze Österreichs stehen die alten Burgen, schicksalsumwitterte Grenzhüter, von den Türken berannt, Zuflucht und Bollwerk. So erhebt sich auch Forchtenstein im Burgenlande als ein Vermächtnis tapferer, wehrhafter Zeit.



Der Wörther See

Sanfte Hügel im Norden, im Süden die wilden Karawanken, liegt der warme, paradiesische Wörther See da, die kleine Halbinsel Maria-Wörth mit ihren sehr alten Kirchen umgebend. Versonnen die Villen an seinem Ufer, träumend die Sommerwolken am stillen Himmel.

ladern, griffen den Gegner in dichten Massen mit dem Bajonett an, erlitten furchtbare Verluste, und eine unfähige Führung verlor rasch den Feldzug. Dennoch aber findet der ritterliche Preuße Liliencron trotz der Reihe von Niederlagen, die den österreichischen Truppen im böhmischen Feldzuge mit nur einer Ausnahme zuteil wurden, für sie die herrlichen Worte der Bewunderung:

„Den ganzen Tag mit Sack und Pack
Brach's nieder aus Verhau, Verhack
Zum kühnsten Sturm, ein weißes Meer
Des Feindes wunderbares Heer."

Im selben Jahre 1866 hatte die österreichische Südarmee, eingesetzt gegen das mit Preußen verbündete Italien, den zahlenmäßig überlegenen Feind bei Custozza angefallen und an diesem alten Ruhmesplatze der österreichischen Waffen, der Radetzkys glorreichen Sieg 1848 gesehen, einen neuen Triumph errungen.

Wie war die österreichische Armee anspruchslos und einsatzbereit! Schließlich hielt sie allein, bis zum letzten Augenblick deutsch geführt und mit deutscher Kommandosprache befehligt, den sinkenden Staat der Habsburger zusammen. „In deinem Lager ist Österreich", konnte Grillparzer im Jahre 1848 ihrem siegreichen Führer Radetzky zurufen. Warum haben die Habsburger nicht alles, alles für diese Armee eingesetzt? Gewiß, der Kaiser Franz Joseph liebte sein Heer, und zum Unterschied von seinem Großvater Franz trug er meist dessen Uniform. Aber er selber war kein Heerführer, sein persönlicher Oberbefehl bei Solferino war der Armee nicht zum Siege geworden. Nach Königgrätz hatte er das feste Vertrauen auf seine Wehrmacht fast eingebüßt. In den Weltkrieg ging er mit starkem Pessimismus. Aber — und das war das Entscheidende — er war nicht mehr imstande, für sein Heer die erforderlichen Mittel durchzusetzen. Die Aufspaltung Österreichs in die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn hatte zur Errichtung einer eigenen magyarisch befehligten Honved für die eine, zur Aufstellung einer Landwehr für die andere Reichshälfte geführt. Nur gegen dieses Zugeständnis hatten die Magyaren darein gewilligt, daß im gemeinsamen Heer, das nach wie vor die Haupttruppe bleiben sollte, die deutsche Kommandosprache aufrechterhalten blieb. Das bedeutete aber nicht nur, daß die Monarchie

fortan neben dem gemeinsamen Kriegsministerium zwei Landesverteidigungsministerien besaß, sondern auch, daß die Magyaren wohl für ihre Honved, nicht aber für das gemeinsame Heer Geld bewilligen wollten. So wuchsen die beiden Landwehren, während das Heer durch das Verhalten der ungarischen Volksvertretung zu verkümmern drohte. Trotzdem aber suchten die Magyaren auch an der gemeinsamen Kommandosprache des Heeres zu rütteln, wogegen sich der alte Kaiser 1905 in dem berühmten Armeebefehl von Clopy energisch und erfolgreich zur Wehr setzte. Als im Jahre 1906 der General Franz Conrad von Hötzendorf zum Chef des Generalstabes ernannt wurde, versuchte er mit größtem Nachdruck für die Armee das Versäumte aufzuholen. – Vermehrung der Truppenstände entsprechend der Bevölkerungszahl der Monarchie, Schaffung einer geeigneten Angriffsartillerie, Errichtung von Befestigungen an der italienischen Grenze, vor allem in Südtirol, das sind nur einige der von ihm immer wieder gestellten Forderungen. Die von den gemeinsamen Volksvertretungen der Doppelmonarchie erfolgten Bewilligungen indes blieben weit hinter dem Erwarteten und Notwendigen zurück. Auch der alte Kaiser war, der Verfassung gemäß, in dieser Frage machtlos.

So trat die österreichisch-ungarische Armee in den Weltkrieg mit einer viel zu schwachen Artillerie, mit viel zu geringer Munition, mit viel zu wenig Handfeuerwaffen und Maschinengewehren, mit viel zu schwachen Aktivständen und zu wenig gründlich geschulten Reserven. Dennoch unternahm sie es, den Krieg sowohl gegen Rußland als gegen Serbien angriffsweise zu führen. Dies entsprach der alten Tradition des ruhmvollen Heeres, entsprach aber im besonderen auch dem energischen Geiste des Generalstabschefs. Es war aber zugleich die Erfüllung einer bereitwillig dem deutschen Bundesgenossen gegenüber übernommenen Verpflichtung, zunächst die Hauptlast im Kampfe mit dem Russischen Reiche zu tragen. Dieser inneren und äußeren Verpflichtung entsprechend führte die österreichisch-ungarische Armee die heißen Kämpfe in Russisch-Polen und in Ostgalizien, bei denen einzelne Schlachten gewonnen wurden, die Gesamtentscheidung aber zugunsten der Russen ausfiel. Infolge der Vernachlässigung des Heeres während der Friedenszeit mußte dieses einem wohlausgerüsteten Gegner ohne die nötige Bewaffnung gegenübertreten. Die Verluste entsprachen dieser Lage. Dennoch aber riß der unerschütterliche Wille des Generalstabschefs die Armee immer wieder zu neuen Kraftanstrengungen auf. Er fand sie bereit. Vormarsch und An-

griff, Ausharren gegen Übermacht, gegen eine weit überlegene Artillerie, gegen Massenangriffe eines zahlenmäßig überlegenen Feindes! Kämpfe in den schneebedeckten Karpaten, Kämpfe im unwegsamen Inneren von Serbien, Kämpfe in Polen, im Gebirge von Montenegro und Albanien, endlich die langen, furchtbaren Heldenkämpfe gegen Italien, ausgefochten in Schnee und Eis, auf schwindliger Bergeshöhe, auf der blutgetränkten Hochfläche des Karstes! Die Armee, in der gegenüber den Deutschösterreichern die Nichtdeutschen bei weitem in der Mehrzahl waren, erfüllte in viereinhalb Jahren unter den schwierigsten inneren Verhältnissen ihre Pflicht. Da gab es die tapferen Magyaren, gab es aber auch die Tschechen, deren Treue vielfach wankend geworden war unter der Wirkung einer zielbewußten, auf die Auflösung Österreichs gerichteten Propaganda. Da waren Slowaken und Polen, waren Ruthenen, auf die russophile Propaganda wirkte, waren die Slowenen aus dem Karst, waren die tapferen Kroaten und Bosniaken. Die Rumänen wurden im späteren Kriegsverlauf schwierig, auch sie waren empfänglich für die nationale Propaganda, besonders seit Rumänien in den Krieg eintrat. Die Italiener, vollends die aus Istrien, wurden bald von der irredentistischen Propaganda erfaßt und konnten begreiflicherweise an der Südfront nicht verwendet werden. Zu solchen Schwierigkeiten der Zusammensetzung und inneren Einstellung der Truppen, allein schon der sprachlichen Vielgestalt, kamen die weitgehenden Unterschiede in der Bildung, da es neben den Deutschösterreichern Huzulen, Rumänen, Dalmatiner und Bosnier gab, die des Schreibens nur wenig oder gar nicht kundig waren. Armeen im Felde zu halten, die sich mit hingebungsvoller Begeisterung einheitlich für die Heimat schlagen, ist etwas Herrliches und Leichtes gegenüber der Aufgabe, auch Truppen mitzureißen, die kein alle begeisterndes Ziel mehr besitzen, die im Herzen zum Teil bereits im anderen Lager stehen. Die tiefe Enttäuschung des alten Kaisers, als er das tschechische Infanterieregiment Nr. 28 wegen Feigheit vor dem Feind und Verrat im Jahre 1915 auflösen mußte, spricht deutlich aus dem damals abgefaßten Armeebefehl. Wofür kämpfte dieses innerlich so sehr bedrohte Heer noch, wer hielt die oft im Herzen bereits Widerstrebenden viereinhalb Jahre im blutigsten Ringen zusammen? Der größte Soldat und Führer des österreichisch-ungarischen Heeres, sein Generalstabschef in fast 10 Jahren, hat einem Freunde am 7. Februar 1918 geschrieben: „Ich habe in diesem Kriege immer nicht nur den

Kampf um die Existenz unserer Monarchie, sondern auch um die Existenz des Deutschtums gesehen." Auch dem Sinne nach ging der langdauernde Kampf, den Österreich-Ungarn neben seinem deutschen Bundesgenossen ausfocht, um die gleichen Ziele. Es war also auch im Weltkriege noch ein Kampf um Deutschlands Leben und Ehre. Möglich aber wurde das Ausharren eines innerlich fast schon erstorbenen Staates, und noch dazu ein so heldenmütiges und langes Ausharren, durch den opferfreudigen Einsatz der Deutschen der Ostmark. Gewiß fochten auch die Magyaren tapfer, die Kroaten und Bosniaken geradezu mit leuchtendem Heldenmut, sogar gegen serbische Truppen. An der italienischen Front konnten noch alle Nationalitäten, abgesehen natürlich von den Welschtirolern und Triestinern, erfolgreich eingesetzt werden. Aber überall war es der gute Geist der Ostmarkdeutschen, der über diesem Heere wachte. Der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, hat es in seiner Klagenfurter Rede zum 25. Juli 1938 vor dem ganzen Deutschland erklärt, daß die blutigen Verluste der Deutschösterreicher relativ die höchsten waren, die das deutsche Volk im Weltkriege erlitt. Von je 1000 Einwohnern Deutschmährens sind 44 gefallen, von je 1000 Kärntens 37. Das sind erschütternde Verlustziffern. Aber sie entsprechen dem Maße des Einsatzes der deutschösterreichischen Truppenkörper, der opferreichen Aufgabe, die den auf fremdsprachige Regimenter aufgeteilten Deutschösterreichern als Offizier, ob aktiver oder der Reserve, als Unteroffizier und Soldat während des Krieges zufiel. Nur solches Einstehen machte das Ausharren der kaiserlichen und königlichen Armee auf den vielen Schauplätzen des Völkerringens möglich. Aber diese Ostmarkdeutschen mußten außer der Tapferkeit und der Todesverachtung noch andere Tugenden einsetzen, sollte ihre Aufgabe gelöst werden. Nicht der Zwang des Soldateneides und der Kriegsartikel allein konnte das Gefüge einer so vielgestaltigen und schwierigen Armee aufrechterhalten. Die Deutschösterreicher brachten in dieses Heer ihre einzigartige Kunst der Menschenbehandlung, einer Führung anvertrauter Soldaten, die auch die Nichtdeutschen mit gutem Wort zu schwerem Einsatz mitriß. Die Mannschaften der Ostmarkdeutschen haben in bescheidener, geradezu traditioneller Anspruchslosigkeit unter den bittersten Verhältnissen ausgeharrt. Dabei war die Ernährung der österreichischen Truppen seit dem Jahre 1917 unzulänglich, unmöglich geradezu im Jahre 1918. Das Dörrgemüse, das an die Front kam, war eine kraftlose und widerwärtige Kost, der Fleisch-

mangel nahm katastrophale Ausmaße an. Die Aufgabe der Köche, unter diesen Umständen ein erträgliches Essen wenigstens vorzutäuschen, wo es eigentlich nichts mehr gab, war eine verzweifelte. Unhaltbar auch die Bekleidungslage im letzten Kriegsjahre! Es fehlte an Wäsche für die kämpfenden Soldaten. Ich habe in den Sieben Gemeinden mitten im Hochsommer an einem heißen Tage einen Mann getroffen, der den Mantel anhatte. Auf meine erstaunte Frage, warum er sich bei solcher Hitze so adjustiere, erhielt ich die erschütternde Antwort, daß Uniform und Wäsche derart hoffnungslos zerrissen wären, daß er „sich schämen müsse, so seinen Dienst zu machen". Darum nehme er lieber die Hitze des Mantels in Kauf. Diese deutschösterreichischen Soldaten waren bescheiden und gefügig. Behandelte man sie recht, so zeigten sie eine aufgeschlossene, ja fröhliche Hingabe, die den Vorgesetzten beglücken mußte. In Rotzo bei Asiago mußte ich mir einmal in stockfinsterer Nacht einen Führer stellen lassen. Er wurde aus dem Schlaf geweckt. Es war ein dienstbereiter Wiener Bursche, der mir die gewünschten Erklärungen gab, dann gerne auch erzählte, wie es ihm hier ging. Über die Strapazen des Geländes aber klagte er in launiger Weise: „Herr Leutnant", sagte er, „kennen Sie die Mariahülferstraßen? Wissens dort, wo sie bergauf führt von der Lastenstraßen hinauf? Ich werd nie mehr auf derer Straßen gehn. Wann ich nach Haus komm, will i auf kan Berg mehr steigen."

Die österreichisch-ungarische Armee hätte ein besseres Schicksal verdient. Sie hat große Leistungen vollbracht, ihr Führer Conrad hatte glänzende Einfälle, seine Pläne waren anerkannterweise immer gut. Von ihren Heerführern zeichneten sich einige, darunter der hochverdiente General Alfred Krauß, in besonderer Weise aus. Diese Armee ist schließlich durch ihren letzten Kriegsherrn, den Kaiser Karl von Österreich, geradezu preisgegeben worden. Die Habsburger haben sich im Weltkriege, mit Ausnahme des Armeeoberkommandanten der ersten Kriegsjahre, des ritterlichen Erzherzogs Friedrich, sowie des Kommandanten der Südwestfront, des Erzherzogs Eugen, im Kommando nicht bewährt. Der in Serajewo ermordete Thronfolger Franz Ferdinand zeigte für die Armee großes Interesse. Er war es gewesen, der Conrad als Chef des Generalstabes der gesamten bewaffneten Macht, wie der klangvolle Titel im alten Österreich lautete, beim Kaiser durchsetzte. Die habsburgischen Herrscher, im Mittelalter tapfere Streiter und tüchtige Feldherren, hatten seit dem Mittelalter bzw. seit den Tagen Maximilians und

Karls V. ihre Armeen nicht mehr persönlich geführt. In späteren Zeiten ragten aus dem Hause nur der Sieger von Aspern, Erzherzog Karl, und Albrecht, der Sieger von Custoza, hervor. Die Kommandos des späteren Kaisers Karl waren doch nur Scheinkommandos. Wie hätte er sonst, kaum Kaiser geworden, den Mann wegschicken können, dessen zäher, durchgreifender Wille die Armeen zusammenhielt, dessen Autorität im Heere unantastbar war. Der Kaiser ersetzte Conrad durch den Freiherrn von Arz, der sich bei Limanowa und auch später, zuletzt in Siebenbürgen, bewährt hatte; er war ein tüchtiger Korpsführer, keineswegs aber die Persönlichkeit, in einem solchen Kriege zu führen. Die letzte Offensive des k. u. k. Heeres in der Angriffsschlacht vom 15. Juli 1918, die ein blutiger Mißerfolg wurde, obgleich sich die Truppen mit hervorragender Tapferkeit schlugen, hat über diese allerhöchste Entscheidung das härteste Urteil gesprochen.

Die österreichisch-ungarische Armee ist im letzten Kriegsjahre preisgegeben worden. Der junge Monarch, der die ihm reichlich entgegengebrachte Sympathie der Deutschösterreicher durch seine verfehlte Politik gründlich verscherzt hatte, verstieg sich zu dem unglückseligen Gedanken, die kämpfende Truppe abstimmen zu lassen, welche Staatsform sie wünschte. Das hieß die Auflösung in das letzte aufrechte Gefüge des Habsburgerreiches hineintragen. Auch die vom Kaiser überstürzt angeordnete Föderalisierung hat die Auflösung beschleunigt, wo der verzweifelte Monarch noch für sich zu retten gedachte. Hätte Karl zu dem Volke gestanden, aus dem er gekommen, das Schicksal Altösterreichs und der ehrwürdigen alten Armee wäre ein anderes geworden. Vor allem aber wäre das unverdiente bittere Ende von Vittorio Veneto, die Auflösung der Armee während der Schlacht, ohne solches Zügelschleifenlassen nicht eingetreten. Auf ihrer Rückkehr in die Heimat, einer Rückkehr in tiefer Enttäuschung, sind die Truppen unwürdig behandelt worden. Große Teile aber gerieten durch eine mißverständliche Auslegung des abgeschlossenen Waffenstillstandes in eine nun qualvoll zwecklose Gefangenschaft.

Eine verblendete Krone, das zerrissene Hinterland und seine für die soldatische Ehre gleichgültigen Parlamentsmehrheiten haben die ehrwürdigste Armee der Weltgeschichte, den anspruchslos treuen Kämpfer einst für das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, dann für ein deutsch geführtes Österreich, hingeopfert.

Der Deutschösterreicher und der Deutsche aus dem Altreiche aber dürfen diesem Heere, das nun zu keinem Kampfe mehr antreten wird, die Ehre eines treuen Gedenkens nicht versagen. Rückschauend müssen sie gerade heute, da die Wirrnis alter deutscher Geschichte sich im einigen Großdeutschland versöhnlich und ruhmvoll gelöst hat, auch dieses Heer als ein Heer des Reiches ansehen. Vergessen soll nichts werden, nicht seine Lorbeerkränze aus Hunderten von Jahren, nicht seine Taten und Leistungen im Weltkrieg. Die Ostmark aber im besonderen wird als ein edles Vermächtnis die Erinnerung an ihre schönen Regimenter pflegen, an die Tiroler Kaiserjäger und Kaiserschützen, an das Infanterieregiment Rainer (Nr. 59), an die Hesser (Nr. 49), an die Deutschmeister von Wien (Nr. 4) und die niederösterreichischen 84er, an die tapferen steirischen Regimenter Nr. 27 und 47, an die Klagenfurter 7er, an die mutigen Jägerbataillone, an die Landwehrregimenter Nr. 1 (Wiener) und 24 (Niederösterreicher), Nr. 2 (Linzer), Nr. 3 und 26 (Steirer), um nur einige zu nennen. Ihre Toten sind deutsche Tote, ihre Helden deutsche Helden. So gehe denn aus dem stolzen Großdeutschland unserer Tage heißer Gruß und Dank zu den verlassenen, so weithin verstreuten Gräbern der deutschösterreichischen Soldaten der alten Armee, die, zum Schutze Österreichs in die Schranken tretend, dennoch für das letzte, wenn auch nicht immer mit Worten geprägte Ziel, für das große Deutschland kämpften und starben.

Um Großdeutschland

Österreichs Schicksalsfrage nach Königgrätz – Die Deutschliberalen – Georg Ritter von Schönerer proklamiert Alldeutschland und den Rassenantisemitismus – Grenzen der Schönerer-Bewegung – Die Deutsche Arbeiterpartei entsteht – DNAP. – Wesen der österreichischen Partei – Wirkung von Hitlers Arbeit – Innere Auseinandersetzungen und Gründung der Hitlerbewegung Österreichs – Aufstieg und Verbot – Der illegale Heldenkampf der NSDAP. in der Ostmark

---

Das Jahr 1866 wurde das Schicksal Österreichs. Aus dem Deutschen Bunde ausgetreten, nicht mehr am neuen Reiche beteiligt, sah sich der alte Kaiserstaat vor einer ernsten Zukunft. Die Vormachtstellung in Deutschland und Italien war verloren, im Innern der Habsburger Monarchie entspann sich der zermürbende Nationalitätenkampf. Der Ausgleich mit Ungarn zerschnitt das alte Reich in zwei Hälften, die weit auseinander klafften. Die Magyaren aber wurden das Element der größten Willensstärke in der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn.

Für die Deutschen von Österreich war die Existenzfrage gegeben. Sie wohnten vielfach außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets in Städten, die rings von fremdem Volkstum umgeben waren, und mußten diese Inseln einer hohen Kultur und bedeutenden Geschichte gegen den Ansturm fremder Übermacht, die aus den Dörfern in die Städte drängte, verteidigen. Außer den Deutschen lebten zehn Völker in der alten Monarchie. Irgendwie stießen sie alle in ihrem Ausdehnungsdrang auf die deutschen Kulturbringer, und überall wurde durch ihre Ansprüche das Leben deutscher Sprachinseln oder Minderheiten bedroht. In dieser Lage versagten die Deutschliberalen Österreichs, die durch geraume Zeit die Regierung bildeten. Sie versäumten es, die Gunst der Stunde zur Durchsetzung von Lebensnotwendigkeiten des Staates, vor allem der deutschen Staatssprache, auszuwerten. Als Liberale waren sie gleichzeitig dem jüdischen Einfluß in peinlichster Weise unterworfen. Während ihrer Zeit mehrt sich die jüdische Bevölkerung Wiens in bedenklicher Weise. Von außen durch den Ansturm der anderen Völker bedroht, im Innern dem Überhandnehmen der Fremdrassigen ausgeliefert, war die Lage der Deutschösterreicher früh eine schwierige, um so mehr, als der Kontakt mit den Deutschen außerhalb Österreichs allmählich fast ganz verlorenging.

Konnte dieses in seiner alten Führerstellung im großen Donaustaate angezweifelte und vielfach bereits wirksam verdrängte, in seinem Sprachgebiete sichtbar bedrohte deutsche Volk der Ostmark nun etwa sein Volkstum verleugnen? Konnte es, um den Schwierigkeiten zu entgehen, sich einfach als „Österreicher" proklamieren, wie dies die Dynastie wünschte, nach dem Sturze der Deutschliberalen in der Ära Taaffe geradezu forderte? Österreicher waren die andern auch, aber sie bedrängten die deutsche Bevölkerung in Prag, in Laibach und anderenorts, nicht, weil sie Österreicher waren, sondern eben Deutsche. Die ganze Entwicklung im Habsburgerreiche, der Kampf der Nationalitäten untereinander, mußte die Ostmarkdeutschen zur Verteidigung, damit aber auch zur stärkeren inneren Bewußtwerdung ihres Volkstums bringen. Ihre großen, in den 80er Jahren entstandenen Organisationen der Selbsthilfe, wie der Deutsche Schulverein und die Südmark, kämpften für die Erhaltung der deutschen Schule und Scholle in bedrängten Gebieten. Deutschsein, Muttersprache und Heimatscholle wurden zu einem Erlebnis des Beglücktseins und des Bedrängtwerdens. Ein starkes Nationalgefühl begann zu erwachen. Dieses Bewußtsein der Deutschheit aber beschränkte sich nicht auf die Sprache. Jüdisches Interesse an der Führung der deutschen Abwehrverbände wurde bald unangenehm empfunden und als unzuverlässig erkannt. Unzuverlässig, und warum? Sprach der Jude nicht auch die deutsche Sprache wie die Ostmarkdeutschen? Es konnte nicht fehlen, daß bei der Ausprägung der nationalen Gegensätze auch die eigene Wesensart schärfer abgegrenzt wurde. Dafür aber reichte nun das Unterscheidungsmittel der Sprache allein nicht aus. Man verteidigte sein Deutschsein auch, indem man sich auf deutsches Wesen, deutsche Eigenart, deutsche Abstammung besann. Hier aber setzte sogleich das Unterscheidende gegenüber dem Juden ein. Es ging nicht nur um einen Sprachenkampf, es ging mit der Sprache um Sein oder Nichtsein von Teilen des deutschen Volkes, und damit hatte der Jude, der zufällig deutsch redete, nichts zu tun. So ergibt sich zwangsläufig die Ablehnung des Juden aus der Volksgemeinschaft und mit fortschreitender Erkenntnis seines unheilvollen Einflusses im öffentlichen und wirtschaftlichen Leben auch der Antisemitismus. Er tritt in Österreich durch das Wirken von Georg Ritter von Schönerer als Rassenantisemitismus auf.

Schönerer, ein gebürtiger Wiener, prägt die Parolen, denen das nationalgesinnte Deutschösterreich seit den 80er Jahren folgte. Kampf dem jü-

dischen Einfluß auf allen Gebieten, Deutschsein und nur Deutschsein, Alldeutschland!

Damit aber war bereits eine weitere Konsequenz des nationalen Kampfes erwachsen. Die bedrängten Ostmarkdeutschen begannen sich vom Nationalitätenstaat abzuwenden. Sie wollten ein Reich, gemeinsam mit ihren Brüdern im Reiche, ein Deutsches Reich. Das war eine überaus bedeutsame, für die Zukunft entscheidende Wendung. Seiner Entstehung nach war nämlich das Zweite Reich, die Schöpfung Bismarcks, zu stark auf das Verhältnis von Untertan und Obrigkeit, von Staat und Staatsbewohnern aufgebaut. Es mangelte ihm die Schicksalhaftigkeit der Beziehung eines Volkes als einer blutsmäßig gebundenen, untrennbaren Gemeinschaft zu seinem Reich. Die Schönerer-Bewegung aber ging gerade von diesen Elementen aus und ersehnte den Reichsbau für alle Deutschen aus dem Bewußtsein der gemeinsamen Zugehörigkeit. Sie wandte sich damit grundsätzlich gegen den alten Habsburger Staat, der durch den ganzen Gang der Entwicklung die Trennung des deutschen Volkes bedeutete. Der Untertanenbegriff, das staatliche Denken, wie es im Zweiten Reiche das Vorherrschende war, wurde von ihnen in ihrer Kampfstellung gegen das alte Österreich-Ungarn abgelehnt. Schönerer aber war damit weit mehr, als er es selber denken mochte, der Kämpfer für ein Reich, das erst kommen sollte.

Schönerers heißes Ringen schien zunächst erfolglos geblieben zu sein. Es gelang ihm nicht, eine starke, große, festgefügte Partei unter den Deutschen um sich zu scharen. Er wurde der Uneinigkeit in den Reihen seiner Gesinnungsverwandten nicht Herr. Ein politischer Erfolg war aber für ihn schon deshalb unmöglich, weil die Kraft und Autorität des staatlichen Prinzips, das er bekämpfte, vor dem Kriege noch zu stark war. So konnte sein Wirken nur das des Erweckers, des Bodenbereiters, des Rufers sein. Aber eben hier wurde er nach dem Ende seiner eigenen politischen Tätigkeit überaus einflußreich. Der junge Adolf Hitler nahm in Wien die Lehren Schönerers in sich auf, formte sie nach dem Kriege neu und eroberte damit das Reich. In Österreich aber wurde vor allem die Intelligenz von den Lehren Schönerers erfaßt und durch diese in ihrem Denken entschlossen großdeutsch und antisemitisch bestimmt.

Es war nur folgerichtig, wenn die Ideen Schönerers in Österreich weitergedacht wurden. Der Altmeister hatte die Arbeiterschaft nicht zu erobern

vermocht. Die soziale Seite seines Programms war als unzulänglich empfunden worden. Allzusehr verknüpfte die öffentliche Meinung die Schönerer-Bewegung mit dem wohlhabenden Bürgertum. So bildet sich immer stärker das Bemühen, die Arbeiterschaft Deutschösterreichs zu erobern, bei gleichzeitiger Übernahme der gestaltenden Fermente von Schönerers Forderungen. Es entsteht die Deutsche Arbeiterpartei, zu der aus dem Lager der nationalen Gewerkschaften her Kräfte stoßen. Diese Partei nimmt während des Krieges (1918) den Namen Deutsche Nationalsozialistische Partei an. Das Kriegsende reißt aus ihrem Gefüge die sudetendeutschen Gruppen los, ihre stärksten Kräfte. Diese beginnen unter der Führung von Hans Knirsch, von Rudolf Jung und Hans Krebs eine erfolgreiche Arbeit und haben der heutigen Einigung des Sudetendeutschtums machtvoll die Wege bereitet. Die österreichische Partei aber sieht sich vor die schwere Aufgabe gestellt, in den Alpenländern den nationalen Sozialismus durchzusetzen. Inmitten dieses schwierigen Bemühens vernimmt sie die ersten großen Erfolge der von Adolf Hitler geführten NSDAP. in München. Rasch werden Beziehungen hergestellt, Adolf Hitler erscheint als Redner in Österreich, insbesondere auch in Wien.

Im Hinblick auf die raschen Erfolge der Münchner besinnt sich die österreichische Partei. Eine Reihe aktivistischer Parteigenossen setzt auch für Wien das lebhafte Versammlungstempo, wie es sich in München so sehr bewährt hatte, gegen die zögernde alte Parteileitung durch. Gleichzeitig empfindet man schmerzlich einschneidende Wesensunterschiede gegenüber der reichsdeutschen Partei. Diese war einheitlich und energisch geführt. Der Wille Adolf Hitlers entschied, während in der österreichischen Partei sich erst nach langen Debatten in der demokratisch gewählten und mit Mehrheit entscheidenden Parteileitung ein einheitlicher Wille durchsetzte. Da aber solche Entscheidungen erst nach heißem Für und Wider getroffen werden konnten, die Meinungen aber, wie dies alles Debattenwesen offenbart, nie richtig zusammenkommen konnten, mußten sich Kompromisse ergeben. Auch die Parteitage hatten das gleiche Gepräge. Dazu kam, daß die Münchner Partei als revolutionär empfunden wurde, während die österreichische mit den nationalen Gewerkschaften zusammenarbeitete und stark von dem Hinblick auf die jeweiligen Wahlen bestimmt war, obwohl sie noch keine Aussicht hatte, Mandate zu erstreiten. Bei solchen Unterschieden zwischen den

beiden Parteigebilden erwuchs im Kreise der jungen Parteigenossenschaft in Wien das Bestreben, die Vorzüge der reichsdeutschen NSDAP. auch für die österreichische Bewegung durchzusetzen. Es erwuchsen Auseinandersetzungen innerhalb der Parteileitung, die sich in den Jahren 1923 bis 1926 als Klärungskrisen auswirkten. Im April 1926 nun betraute mich eine Vertrauensmännerversammlung der Wiener revolutionären Parteigenossen damit, den Führer der reichsdeutschen Partei Adolf Hitler, der auch bei uns bereits als der tatsächliche Führer galt, über unsre Sorgen zu unterrichten. Gemeinsam mit dem früheren Generalsekretär der Partei machte ich mich auf den Weg nach München. In Salzburg entschloß ich mich, Adolf Hitler vorzuschlagen, die Führung der österreichischen Partei zu übernehmen. Ich sagte in der am 2. April stattgefundenen Unterredung, daß es dem innigsten Wunsche der österreichischen Parteigenossen entsprechen würde, wenn auch unsere Parteiorganisation ihm unterstellt würde. Der Arm der Partei, so führte ich aus, würde dann von Hamburg bis nach Klagenfurt, vom Meer bis zu den Karawanken reichen. Adolf Hitler gab meinem Wunsche Folge und erklärte sich bereit, die direkte Unterstellung einer neu gegründeten Hitlerbewegung unter seine Führung anerkennen zu wollen. Wir müßten aber versuchen, die alte Parteileitung zur Umkehr zu bewegen. Dies geschah von unserer Seite. Ich stellte eine Reihe von Forderungen, deren Annahme für die österreichische Partei entscheidende Neuorientierung bedeutet hätte. Ein Erfolg kam nicht zustande. Die Gründung der Hitlerbewegung wurde notwendig. Am 4. Mai 1926 trafen sich beim Tischler in der Schauflergasse einige hundert Parteigenossen, die sich den von mir vorgetragenen Gründen anschlossen, die Neugründung vollzogen und der direkten Unterstellung unter die Führung Adolf Hitlers zustimmten. Der von Karl Schulz geführte Rest der Partei vermochte sich immer weniger der vorwärts drängenden Kraft der neuen „Hitlerbewegung" zu erwehren und ist nach einem kümmerlichen Siechtum schließlich von der Bildfläche verschwunden.

Die österreichische Hitlerbewegung hatte zunächst im Lande keinen leichten Stand. Gegen den rücksichtslosen Terror der Sozialdemokraten war die Heimwehrbewegung aufgestanden und gewann gerade damals reißend Boden, da die innere Programmlosigkeit ihrer Organisation noch nicht erkannt worden war. Nach dem Versagen der Heimwehren, das mit dem Jahre 1930 offenkundig wurde, eroberte die Hitlerbewegung erfolgreich Raum. Der

Besuch der Versammlungen wurde immer stärker, die Beitritte mehrten sich, und im Jahre 1932 wurde es in Salzburg, in Niederösterreich und in Wien möglich, Mandate in den Vertretungskörpern zu erobern. Die NSDAP. mußte nach menschlichem Ermessen bereits bei den nächsten Nationalratswahlen ihre mächtige Kraft offenbaren und Einfluß auf die Regierung gewinnen. Solche Neuwahlen suchte die Regierung des Bundeskanzlers Doktor Dollfuß zu verhindern, um so mehr, als am 30. Jänner 1933 Adolf Hitler die Macht im Reiche eroberte und im März auch die Regierung der Bayrischen Volkspartei in Bayern zu Fall brachte. So beginnen die ersten Verbotsmaßnahmen gegen die österreichische Partei. Das System der Unterdrückung hebt in Österreich an. Am 19. Juni 1933 wird der NSDAP. die politische Betätigung verboten. Die Partei muß, um sich am Leben zu erhalten, eine illegale Tätigkeit entfalten.

Die Maßnahmen der Regierung werden schärfer. Sie errichtet in Wöllersdorf ein „Anhaltelager", sie führt die Todesstrafe ein. Vergeltungsmaßnahmen der Nationalsozialisten werden mit harten Strafen bedacht. Aber alle Unterdrückungen der Regierung vermögen die Kampfentschlossenheit der Nationalsozialisten nicht zu brechen. Sie können auch nicht verhindern, daß die NSDAP. ein stilles, aber unverkennbares Wachstum erfährt. Als am 25. Juli 1934 der heldenmütige Versuch der SS.-Standarte 89, durch einen Handstreich auf das Bundeskanzleramt sich der Regierung zu bemächtigen und ein Kabinett Rintelen durchzusetzen, scheitert, werden Nationalsozialisten vor das Militärgericht gestellt. Im Bundeskanzleramt hat Doktor Dollfuß sein Leben verloren, nun werden in grausamer Rache insgesamt 13 Nationalsozialisten dem Henker übergeben. Der Tod durch den Strang vermag aber den Heldenmut der zur düsteren Hinrichtungsstätte Geführten nicht zu brechen. Holzweber und Planetta erheben sich zu herrlichen Blutzeugen Großdeutschlands. Im letzten, härtesten Augenblick, ja im grausigen Todeskampf des Erwürgtwerdens obsiegt in ihnen die Idee. In den Opfern der österreichischen Militärjustiz der Regierung des Doktor Schuschnigg erbrachte die Ostmark für ihr großdeutsches Bekenntnis die höchste Erprobung der Tat.

Hageldicht gehen Zuchthausstrafen, Haft und Konzentrationslager über die Nationalsozialisten nieder. Wöllersdorf reicht nicht mehr aus, so viele Insassen auch die dortigen alten Industriebaracken zu fassen vermögen. Eine

Zeit hindurch gibt es neben Wöllersdorf noch in Kaisersteinbruch und in Messendorf andere der famosen „Anhaltelager". Die Strafanstalten von Garsten und Stein füllen sich. Das Wiener Polizeigefangenenhaus ist zumeist voll besetzt. Überall im Lande gibt es neben den Gefangenenhäusern zeitweise Notgefängnisse, so gleich nach dem 25. Juli ein grauenhaftes auf der Feste Hohensalzburg. Hauptmann Leopold, der standhafte Führer der österreichischen Nationalsozialisten in den drei letzten Kampfjahren, wird insgesamt 28 Monate in Haft gehalten.

Viele Tausende, vielleicht an die 40000, müssen als Flüchtlinge die Heimat verlassen. Wohl sind sie verschont von den Hausdurchsuchungen der österreichischen Polizei, der Haft und der Gefangensetzung entronnen. Aber sie leiden mit der Heimat und um die Heimat, sind eben Flüchtlinge.

Lebensglück, Familienfrieden, Existenz und Gesundheit gehen vielfältig in Trümmer. So soll die Kampfkraft der Nationalsozialisten zerbrochen werden. Aber die Bewegung hält aus trotz unsäglicher Prüfungen. Die Parteiorganisation wird immer wieder neu zum Kampfe formiert, so oft auch ihre Führer verhaftet werden. Und das Entscheidende ist, die Partei wächst immer weiter, Österreich wird unter der Oberfläche immer nationalsozialistischer. Als das Abkommen vom 11. Juli 1936 zwischen der Reichsregierung und der österreichischen Bundesregierung zustande kommt, wissen die Nationalsozialisten der Ostmark die dadurch gestärkte Bewegungsfreiheit geschickt zu nützen. Die Lage der Regierung Schuschnigg wird immer unhaltbarer, weil sich die wirtschaftlichen Verhältnisse in Österreich völlig trostlos gestaltet haben, weil es ihr nicht gelang, dem Lande Arbeit zu geben. Während das Reich in fortgesetztem glückhaften Aufstieg den Wohlstand seiner Bevölkerung mehrt und die Arbeitslosigkeit beseitigt, nehmen Elend und Not in der Ostmark, vor allem in Wien, unheimlich zu.

Schuschnigg sieht sich gezwungen, den bitteren Weg nach Berchtesgaden zu machen. Er verpflichtet sich, den österreichischen Nationalsozialisten eine gewisse Betätigungsmöglichkeit zu geben und beruft den Wiener Rechtsanwalt Doktor Seyß-Inquart als Vertrauensmann der Nationalsozialisten in die Regierung, der seit Juli 1936 bereits der wackere Glaise-Horstenau angehört. Die Vereinbarung von Berchtesgaden ruft in Österreich eine stürmische Entwicklung hervor. Kundgebung auf Kundgebung macht der Welt die gewaltige Macht der Nationalsozialisten klar. Graz bricht der

Entwicklung entschlossen Bahn. Die Vaterländische Front hat hier die Straße alsbald restlos verloren, das Hakenkreuz erscheint als Siegeszeichen. In dieser Lage versucht Schuschnigg durch eine beeinflußte Volksabstimmung seine wankende Macht im letzten Augenblick wieder zu festigen. Die Nationalsozialisten aber stehen nun zu Massenkundgebungen auf, und das Reich will nicht mehr der Bedrückung seiner Bluts- und Gesinnungsbrüder zusehen. Die Regierung Schuschnigg muß in den späten Abendstunden des 11. März zurücktreten. Eine Regierung Seyß-Inquart wird gebildet, die an den Führer die Bitte richtet, zur Aufrechterhaltung der Ordnung Truppen nach Österreich zu senden. Der Führer erscheint als Retter der Heimat. Am 13. März beschließt die österreichische Bundesregierung den Anschluß an das Reich. Großdeutschland ist entstanden als Frucht namenloser Opfer und einer unerschütterlichen Treue, denen beiden sich eine ausgezeichnete Politik zugesellt hatte.

Mit dem Siege Großdeutschlands aber ist die Zeit der bürokratischen Vaterländer endgültig für unser Volk vorbei und das Reich der Deutschen auch in Österreich angebrochen.

Bildnachweis

Otto Angermayer (Mauritius): Tafel 3; – Atlantic-Photo, Berlin: Tafel 8; – Dr. Defner, Igls: Tafel 10; – Karl Dornach, Innsbruck: Tafel 7; – Helga Glassner, Berlin-Schöneberg: Tafel 17, 20, 21, 24, 26; – Historischer Bilderdienst, Berlin-Wilmersdorf: Tafel 25 (Laudon, Erzherzog Karl, Radetzky, Conrad von Hötzendorf), 27 (Karl VI., Franz Joseph I.); – Otto Kaiser, Linz/Donau: Tafel 11, 12, 15, 16 (unten), 18, 19; – Prof. Rudolf Koppitz, Wien: Tafel 1 (oben), 5, 16 (oben); – Österreichische Lichtbildstelle, Wien: Tafel 9, 13, 22, 23, 25 (Deutschmeister-Denkmal), 28, 29; – Photographische Gesellschaft, Berlin, aus dem „Corpus Imaginum“: Tafel 25 (Prinz Eugen), 27 (Maria Theresia); – Risch-Lau, Bregenz: Tafel 1 (unten); – Dr. Ing. Rudolf Roßmanith (Mauritius): Tafel 30; – Scherl Bilderdienst, Berlin: Tafel 4, 14, 31; – Tiroler Kunstverlag Chizzali, Innsbruck: Tafel 32; – Franz Walden, Wien: Tafel 27 (unten); – Weltrundschau, Berlin: Tafel 2, 6; – Kunstverlag Wolfrum, Wien: Tafel 27 (Josef II.).

